



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022):

*Spiegel der Gesellschaft von heute?
Familien in der Schweizer Literatur
Les familles dans la littérature suisse:
miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret
und Ralph Müller

Impressum

Die *Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik* (Print- und Digitalfassung) wird herausgegeben von:

Franziska Bergmann (Germanistik, Aarhus University), Andreas Regelsberger (Japanologie, Universität Trier), Harald Schwaetzer (Philosophie, Bernkastel-Kues), Christian Soffel (Sinologie, Universität Trier), Henrieke Stahl (Slavistik, Universität Trier)

Geschäftsführung und Kontakt

Prof. Dr. Henrieke Stahl
Fachbereich II: Slavistik
Universität Trier
Kontakt: stahl@uni-trier.de
Tel.: 0651/201-3234

Copyright

Dieser Band ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz. Die Lizenz sieht vor, dass die Artikel der Zeitschrift frei verwendet, verbreitet und in beliebigen Medien reproduziert werden dürfen unter der Bedingung, dass die/der Verfasser/in und diese Zeitschrift als Quelle unter Angabe von Jahr, Bandnummer und Seiten explizit genannt sind.

Für die Covergestaltung wurde das Motiv "Klang-Schiff" von Simone Frieling verwendet.

ISSN 2698-492X (Print)
ISSN 2698-4938 (Online)

Inhalt

Spiegel der Gesellschaft von heute? Eine Einleitung zu Familien in der Schweizer Literatur	5
<i>Emily Eder, Sylvie Jeanneret, Ralph Müller</i>	
Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle ? Introduction	23
<i>Emily Eder, Sylvie Jeanneret, Ralph Müller</i>	
Einblicke in die Entwicklungen im Familienrecht	41
<i>Gisela Kilde</i>	
Die ambivalente Unergründlichkeit von Familie. Ein Beitrag zum transdisziplinären Diskurs in wissenssoziologischer Perspektive	65
<i>Kurt Lüscher</i>	
Steckt unsere Gesellschaft in Familiengeschichten von heute?	79
<i>Beatrice Sandberg</i>	
Le projet familial face à la société: évolution de la cause féminine dans les œuvres d'Anne-Lise Grobéty et Rose-Marie Pagnard, des années 1970 à aujourd'hui	101
<i>Sylvie Jeanneret, Camille Bernasconi</i>	
„Immer wenn er gestorben war, kam er wieder zurück.“ Jüdische Lebenswelten und Erinnerungsräume in Charles Lewinskys „Melnitz“	127
<i>Charlotte Schallié</i>	
Les récits de filiation de Fleur Jaeggy: remonter les silences hérités du lexique familial	147
<i>Tania Collani</i>	
Une famille au-delà de la famille. Jean-François Haas, «Tu écriras mon nom sur les eaux»	169
<i>Valentin Kolly</i>	

Zum Bild der Familie in Hansjörg Schneiders Kriminalroman „Hunkelers Geheimnis“ im Kontext der Schweizer Flüchtlingspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus	185
<i>Ján Jambor</i>	
Les histoires de famille comme trames parallèles dans le roman à énigme: «Qui a tué Heidi?» de Marc Voltenauer	213
<i>Zuzana Malinovska</i>	
Abschied von der Familie in der deutschschweizerischen Gegenwartsliteratur?	227
<i>Ralph Müller</i>	



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller
Eder, Emily / Jeanneret, Sylvie / Müller, Ralph: Spiegel der Gesellschaft von heute? Eine Einleitung zu Familien in der Schweizer Literatur. In: IZfK 9 (2022). 5-21.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-be1c-64c3

Emily Eder / Sylvie Jeanneret / Ralph Müller (Freiburg / Fribourg)

Spiegel der Gesellschaft von heute? Eine Einleitung zu Familien in der Schweizer Literatur¹

Mirror of Today's Society? An Introduction to Families in Swiss Literature

As this introduction and the following contributions will show, family in its many forms continues to be an essential element of social life as well as of literary plots. With regard to Swiss literature, the family in its diversity intersects with a multilingual corpus, opening up a new view of the relationship between social preconditions and literary reflection.

Keywords: family, literature, Swiss

Das Thema der Familie bietet sich für die literarische Auseinandersetzung mit politischen, sozialen und kulturellen Entwicklungen einer Gesellschaft und ihrer Geschichte an. Selbst wenn man sich heute kaum einig darüber ist, was eine Familie ausmacht, trägt die Vorstellung von Familie weiterhin starke emotionale Bedeutung.² So befindet sich nach Roudinesco, die Familie zwar in ständigem Wandel, gleichzeitig werde sie als der einzig sichere Wert verteidigt,

¹ Cet article est également publié en français dans ce volume, cf. p. 23-39.

² Vgl. Bernstein / Reimann (2001: 2).

dem man sich weder entziehen wolle noch könne.³ Inwiefern sich dieser Stellenwert mit dem weiteren gesellschaftlichen Wandel der letzten zwei Jahrzehnte verändert hat, kann diskutiert werden. Nicht zuletzt ist in der Literatur der (häufig männliche) Einzelgänger durchaus verbreitet. Dessen ungeachtet nehmen in der Literatur Konstellationen von genealogischer Verwandtschaft oder Beziehungen, in denen zwischenmenschliche Fürsorge (berechtigt oder nicht) erwartet wird, einen wichtigen Raum ein.

Betrachtet man den relativ übersichtlichen Literaturraum der Schweiz, dann zeigt sich in Zeiten von vielfältigen Familienmodellen, dass die Erzählungen ebenso vielgestaltig sind wie die sozialen Phänomene. Die Schweizer Literatur ist in dieser Hinsicht ein einzigartiges komparatistisches Laboratorium, in dem Literaturen verschiedener Sprachen in einem Land zusammenkommen: Während die jeweils deutsch-, französisch- und italienischsprachigen Literaturen der Schweiz sich den benachbarten größeren Sprachräumen und Buchmärkten zuwenden, sind sie zugleich in ein gemeinsames Staatswesen mit einer gemeinsamen Geschichte eingebunden. Bei allen regionalen Unterschieden hat dieses Staatswesen übergreifende gesetzliche Strukturen (bspw. das Eherecht) und Institutionen der Literaturförderung (bspw. Pro Helvetia) entwickelt. Nicht zuletzt haben sich im Innern intensive Kontaktzonen entwickelt, zu denen auch die zweisprachige Region Freiburg/Fribourg gehört, wo die Herausgeber:innen dieses Bandes arbeiten.

In dieser Einleitung möchten wir zunächst (1) einen Abriss der bestehenden Konzepte zum Erzählen von Familie und Generation entwickeln, dabei (2) den gegenwärtigen Stand der Forschung mit Beziehung zur Schweiz sowie Zielsetzungen und methodischen Herausforderungen der vorliegenden Publikation ansprechen und schließlich (3) einen Überblick über den Inhalt des Bandes geben.

1. Forschung und Fragen zur literarischen Familie

Zahlreiche Publikationen zum Thema der Familie belegen ein fortgesetztes Interesse an Familiengeschichten, insbesondere für die Analyse des Romans im Spannungsverhältnis zwischen Literatur und Gesellschaft – und dies nicht nur in der Schweiz. Wie etwa Rabaté dargelegt hat, bilden Familiengeschichten wesentliche Bestandteile von Handlungen («composantes essentielles du drame»), und zwar im Fall von traditionellen Erzählformen wie Saga oder Familienchronik, die beispielsweise in der frankophonen Literatur der 1980er Jahren wieder

³ Vgl. Roudinesco (2002: 243): «[Les désordres] n’empêchent pas la famille d’être aujourd’hui revendiqué comme la seule valeur sûre à la quelle personne ne peut ni veut renoncer. Elle est aimée, rêvée et désirée par les hommes, les femmes et les enfants de tous âges, de toutes orientations sexuelles et de toutes conditions.»

aufblühten, aber auch in Romanen, in denen gerade die Familie als der Ort beunruhigender Fremdheit, einer Quelle der Angst erscheint.⁴ Familie erzeugt als Ort der Identitätssuche Machtverhältnisse, die in Phänomene der Überlieferung und des materiellen oder symbolischen Erbes münden:⁵

Als Keimzelle der Gesellschaft ist die Familie somit ein Kondensat aller zwischenindividuellen Beziehungen, die letztere strukturieren oder zerreißen: Liebe, Hass, Solidarität, Verrat, Geben und Nehmen, Teilen und Weitergeben, aber auch Rivalität, die von einer einfachen Konkurrenz bis hin zu zerstörerischer Eifersucht reicht.⁶

Diesen beständigen Elementen des ‚Familiendramas‘ steht der Wandel von familiären und außerfamiliären Bindungen im Laufe der Zeit gegenüber. Sie werden gewissermaßen zu einem Netz verflochten, das sich an die verschiedenen Zwänge oder den Druck anzupassen sucht, den die Gesellschaft auf die Kernfamilie ausübt. Dieser Gedanke wird ebenfalls in der Einleitung zu dem Band «Relations de pouvoir dans la famille d’aujourd’hui» (2017) von Jeanneret und Viegnes ausgeführt:

Der Gedanke einer eingeschränkten und natürlichen Gemeinschaft steht, ungeachtet unterschiedlicher Größenordnungen, für manche im Gegensatz zum Gedanken einer größeren Gemeinschaft, die auf einem rationalen und humanistischen Pakt beruht. Der Gegensatz ist zweifellos diskutabel, da die Familie und die Gesellschaft zwei gleichermaßen unverzichtbare Räume für die Konstruktion des Individuums sind – dennoch wird dieser Gedanke im heutigen Europa noch immer diskutiert.⁷

Die Vergleichbarkeit zwischen familiären und gesellschaftlichen Beziehungen mag umstritten bleiben. Die Schnittstelle zwischen Familienerzählungen und kollektivem Gedächtnis beziehungsweise Erinnerungskultur beschäftigt immer noch zahlreiche literaturwissenschaftliche Untersuchungen im deutschsprachigen Raum, die sich mit Familienerzählungen auseinandersetzen, in denen der Zweite Weltkrieg literarisch, wenn auch nicht unbedingt fiktional, bearbeitet wird.

Zu den relevanten Begriffen für die literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung an der Schnittstelle von Familie und Gesellschaft gehört neben der Familienerzählung derjenige der ‚Generation‘. Letzter ist durch die Beschäftigung mit

⁴ Vgl. Rabaté (2004: paragraph 5): «Les histoires de famille redeviennent des composantes essentielles du drame, à la fois dans des récits de type traditionnel (saga, chronique d’une famille) qui refleurissent dans les années quatre-vingts, mais aussi, de façon plus originale, dans des romans où la famille est vue comme le lieu même d’une inquiétante étrangeté, comme la source de l’angoisse.»

⁵ Vgl. zu diesen beiden Aspekten auch Weigel (2006).

⁶ Vgl. Jeanneret / Viegnes (2017: 13): «Cellule de base de la société, la famille est donc un condensé de tous les rapports interindividuels qui structurent ou déchirent celle-ci: amour, haine, solidarité, trahison, don et contre-don, partage et transmission mais aussi rivalité, allant de la simple concurrence à la jalousie destructive.» [Unsere Übersetzung].

⁷ Vgl. dies., 14: «Mais quelle que soit son échelle, l’idée de communauté restreinte et naturelle s’oppose pour certains à celle de communauté élargie fondée sur un pacte rationnel et humaniste. Opposition bien évidemment contestable, la famille et la société étant deux espaces également indispensables pour la construction de l’individu, mais cette idée fait toujours débat dans l’Europe contemporaine.» [Unsere Übersetzung].

den chronologischen Beziehungen zwischen den Mitgliedern einer Familie und ihren Nachkommen bestimmt.⁸ Zugleich weist ‚Generation‘ eine gesellschaftliche Dimension auf. Seit Dilthey wurde der Begriff ‚Generation‘ vor allem zur Erklärung von Unterschieden zwischen einer alten und einer Modernität beanspruchenden Generation herangezogen.⁹ Die impliziten ideologischen Hintergründe des Konzepts wurden in jüngster Zeit in verschiedenen Studien aufgegriffen.¹⁰ Gemäß dem Ansatz von Mannheim beruht das Konzept ‚Generation‘ auf einem sozio-historischen Verständnis (in der Tradition von Dilthey) einer Kohorte mit ähnlichen historischen Erfahrungen, ohne Konfrontationen und Brüche innerhalb derselben Generation auszuschließen.¹¹ Familiengenerationen bieten Beispiele sowohl für die Konstruktion als auch die Infragestellung generationeller Gegensätzlichkeiten. In Generationenerzählungen lassen sich in diesem Sinne historische Gegensätze anhand von Figuren, die biologisch und/oder soziologisch verwandt sind, veranschaulichen. Gerade ausgehend von Überlegungen zu den Wechselwirkungen zwischen biologischer Genealogie und kultureller Überlieferung erweitert sich das Spektrum der zu untersuchenden Phänomene, insbesondere im Hinblick auf die Rolle der Erinnerungskultur auf die Beziehungen zwischen unterschiedlichen Generationen.

Die hier angerissenen Herausforderungen im Spannungsfeld von realweltlichen Generationen wirken sich bis in die literarische Form aus. Bei der Darstellung von Familiengeschichten setzen zeitgenössische Autor:innen bisweilen einen autobiographischen, dokumentarischen, fingierten oder phantastischen Schwerpunkt.¹² Ein ergänzendes Konzept zum ‚Fingieren‘ stellt in diesem Kontext das in der französischsprachigen Forschung verbreitete Konzept der ‚figuration‘ dar, bei der Leerstellen innerhalb der biographischen Familiengeschichte überwunden werden, indem sich der beziehungsweise die Autor:in auf der Grundlage von überprüfbareren Informationen vorstellt, wie sich die Dinge wahrscheinlich verhalten haben.¹³ Die literarischen und zuweilen literarisierten Familiengeschichten werden dabei in ein besonderes Spannungsverhältnis von Fakten und Fiktion gesetzt. Gleichzeitig stellt sich am Rande der etablierten Literatur die Frage, welche Rolle die Familie spielt, wenn Laien-Autor:innen sich schreibend der eigenen Biographie annähern.

Die Literaturgeschichte der Familie zeigt vielfältige Beziehungen zwischen wechselnden Familienkonstellationen und Untergattungen des Romans wie ‚Au-

⁸ Zu dieser Bestimmung schon Bachtin (1989) sowie die Diskussion in Costagli / Galli (2010).

⁹ Vgl. Dilthey (1924).

¹⁰ Vgl. Weigel (2006); Parnes / Vedder / Willer (2008).

¹¹ Vgl. Mannheim (1964); man beachte allerdings die Kritik in der Einleitung von Lauer (2010), der die Gültigkeit des Generationengegensatzes für unsere Gegenwart in Frage stellt.

¹² Vgl. Assmann (2009).

¹³ Vgl. Viart (2009).

tofiktion‘, ‚Generationenerzählung‘ oder ‚Familiensaga‘, die das Bild der Kernfamilie unterschiedlich akzentuieren. Die Variationen reichen von konstruktiven Beziehungen, die zwischen Individuen hergestellt werden, bis hin zu Konfrontationen. Benachbarte Romanuntergattungen wie der ‚Historische Roman‘ und der ‚Bildungsroman‘ sind in diesem Kontext ebenfalls bedeutsam. Tatsächlich rekonstruieren zeitgenössische Autor:innen bisweilen über Generationen hinweg eine Beziehung zwischen Familienmitgliedern. Diese Verlagerung in die Vergangenheit hat oftmals eine historische Kontextualisierung zur Folge, die den ‚Familiroman‘ an den ‚Historischen Roman‘ annähert und dies insbesondere in den Fällen, in denen es um das Aufdecken eines ‚Familiengedächtnisses‘ geht.¹⁴ Darüber hinaus lassen sich Genres beobachten, die auf spezifische kulturelle Generationenkonstellationen zu reagieren scheinen, wie zum Beispiel das, was die deutsche Forschung als ‚Vaterbuch‘¹⁵ bezeichnet: eine Romanform der 1970er bis 1980er Jahre, in der eine oftmals biographisch motivierte Abrechnung mit dem autoritären und verschwiegenen Vater erzählt wird.

Zugleich können die Elemente der literarischen und biographischen Produktionen von Familiengeschichten mit soziologischen Fragestellungen kombiniert werden: Wer sind die Autor:innen und Leser:innen dieser Texte? Welche Rolle spielen Familiendarstellungen in der Literatur und Gesellschaft der Gegenwart und inwiefern können Institutionen einen Einfluss auf sie ausüben? Neuere soziologische Arbeiten zeigen die ‚neuen Bindungen‘, die von einer Familie mit ‚variabler Geometrie‘ zwischen ‚klassisch‘ ehelicher Familie, über die Ein-Eltern- und die Patchworkfamilie bis hin zur homosexuellen Familie etabliert werden, deren Konturen vielfältig sind und sich möglicherweise je nach Wahlverwandtschaft verschieben.¹⁶ Attias-Donfut und ihre Kolleg:innen haben untersucht, welche Bedeutung affektive Bindungen innerhalb heutiger Familien aufweisen. Dabei handelt es sich ihnen zufolge um Bindungen, die es ermöglichen, die familiäre Identität eines bestimmten Individuums aufrechtzuerhalten, wenn die ‚offiziellen‘ Bindungen wie zum Beispiel die Ehe nicht mehr das gute interne Funktionieren des Familienkerns garantieren können. Familie und Identität bilden insbesondere einen Zusammenhang, in dem traditionelle Gender-Rollen im Verhältnis von Eltern und Kind, aber auch im Selbstverständnis definiert und zugleich hinterfragt werden können.¹⁷ Solche vielfältigen Beziehungen zwischen Familienmitgliedern finden einen Nachklang in den zahlreichen zeitgenössischen Erzählungen, die generationsübergreifende Beziehungen unter dem Gesichtspunkt der Identitätsbildung des Ich und/oder der Rekonstruktion des Familiengedächtnisses erkunden. Ein bekanntes Diktum von Viart besagt, dass eine Reise in die Vergangenheit, um das Familiengedächtnis zu rekonstruieren, eine Identitätssuche

¹⁴ Vgl. Eigler (2005); Assmann (2009); Neuschäfer (2013).

¹⁵ Reidy (2012) und (2013).

¹⁶ Attias-Donfut / Lapierre / Segalen (2002: 7).

¹⁷ Vgl. den Beitrag von Jeanneret und Bernasconi in diesem Band.

bedeutet, die die Suche nach dem Inneren («intériorité») zu einer Suche nach dem Früheren («antériorité») verschiebt.¹⁸ Die Studie «Individu et mémoire familiale» von Muxel über das Familiengedächtnis, die sich sowohl auf einen literarischen Korpus als auch auf Interviews stützt,¹⁹ weist in dieselbe Richtung. Die Literatur erweist sich als ein Ort der Wiederaneignung des Gedächtnisses durch die Inszenierung von Orten, Gerüchen, Geräuschen, Körperabdrücken, Gegenständen oder Fotografien; Elementen, die die teilweise Rekonstruktion einer Familienvergangenheit bilden.

Demgegenüber findet sich im deutschsprachigen Raum eine rege Forschungstätigkeit um die Erinnerungsarbeit im Familienroman, die dabei insbesondere den Gegensatz zur offiziellen Erinnerungskultur und wissenschaftlichen Historiographie hervorhebt.²⁰ Prominent sind in dieser Hinsicht die verschiedenen Beiträge von Aleida Assmann zur Funktion des Familienromans um privates Gedenken als möglichen Gegenentwurf dem offiziellen Gedenken gegenüberzustellen.²¹ Zentral wird dabei in der Forschung die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg behandelt, wobei Literatur das Potenzial zur Vermittlung von Tabu und Verschwiegenem zugesprochen wird. Man denke beispielsweise an Untersuchungen wie Eiglers „Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende“²² oder Eichenbergs Studie „Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane“.²³

2. Zielsetzungen dieser Publikation

Obige Überlegungen werfen die Frage auf, welche Modelle von Familie und Generationen in der Schweiz anzutreffen sind. Die Untersuchung der literarischen Darstellung von Familie in der Schweiz begann im Vergleich zu anderen europäischen Literaturen mit einer gewissen Verzögerung. Eine erste übergreifende Studie zum französischsprachigen Heimatroman («roman populaire») in der Periode von 1880 bis 1985 wurde in französischer Sprache von Francillon und Jakubec durchgeführt.²⁴ Erst im Jahr 2010 erschien mit dem Sammelband von Beatrice Sandberg die erste Bestandsaufnahme von Deutschschweizer Familienerzählungen seit dem 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart.²⁵ Die sprachübergreifende Studie von Müller, Jeanneret, Lambrecht und Beaud hat vor einigen Jahren eine

¹⁸ Vgl. Viart (2008).

¹⁹ Vgl. Muxel (1996).

²⁰ Vgl. u.a. Eichenberg (2009) und Eigler (2005).

²¹ Vgl. Assmann (2006); Assmann (2009).

²² Vgl. Eigler (2005).

²³ Vgl. Eichenberg (2009).

²⁴ Vgl. Francillon / Jakubec (1991).

²⁵ Vgl. Sandberg (2010).

Bandbreite an zeitgenössischen Texten aufgezeigt.²⁶ Mit der Dissertation von Emily Eder²⁷ wird in Kürze eine kulturelle Gedächtnisstudie zum Familienroman in der Schweiz erscheinen. Bei all diesen Studien bleiben jedoch wichtige Fragen unbeantwortet. Dazu gehört insbesondere der bereits erwähnte Umstand, dass sich das Thema der Familie in der Schweiz in einem Spannungsfeld von diversen Literaturtraditionen und einem gemeinsamen Staat und nicht zuletzt der kollektiven Vorstellung eines weitgehenden Verschont-Seins von den direkten bewaffneten Interventionen des 20. Jahrhunderts befindet.

Wie also werden Familiengeschichten im Spektrum der schweizerischen Literatur erzählt, welche Familienmodelle beziehungsweise welche Schwierigkeiten, Brüche oder Konflikte werden als Motor der Erzählung sichtbar gemacht und welche gesellschaftlichen Aspekte bleiben gegebenenfalls unbearbeitet? Das Spezielle an der Thematik des Familien- und Generationenromans liegt in der scheinbaren Alltäglichkeit einer sozialen Form, zu deren Ausgestaltung oder Geltung jeweils unterschiedliche Erfahrungen vorliegen. Daher auch die Ausgangsfrage dieses Sammelbandes nach dem wechselseitigen Verhältnis von Familien- und Generationenromanen und gesellschaftlich bedingter Lebenserfahrung. Zugleich zeigt sich im Falle der Schweiz, dass diese Darstellungen unter dem Gesichtspunkt der literarischen Gattungen und der einzelsprachlichen Literaturtraditionen betrachtet werden müssen. Ziel des Bandes ist deshalb, über die Auseinandersetzung mit dem Thema Familie in der Literatur zu klären, ob die Schweizer Gegenwartsliteratur einen Spiegel oder vielleicht doch eher einen Zerrspiegel der Schweizer Gesellschaft darstellt. Während Familiengeschichten in den letzten dreißig Jahren besonders unter politisch-historischen Aspekten sowie mit einem Hauptinteresse am Erinnerungsdiskurs untersucht wurden (insbesondere in Deutschland, Österreich, aber auch in Frankreich), möchten wir den Fokus in diesem Band auf die soziologischen und literarischen Gegebenheiten in der Schweiz ausrichten. Die von manchen Wissenschaftler:innen im deutschsprachigen Raum konstatierte „Konjunktur“ von Familien- und Generationenromanen²⁸ wirft somit die Frage auf, wie diese Texte auf gesellschaftliche Entwicklungen in der Schweiz reagieren, inwiefern der Erinnerungsdiskurs gegebenenfalls auf eine andere Ausgangslage stößt. Was sind die Besonderheiten dieser Entwicklungen und ihrer Darstellungen in der Schweizer Literatur im europäischen Vergleich? Dabei lässt sich die Thematik, auch bei einem schweizerischen Fokus, nicht nationalistisch verengen. Es gilt die Auswirkungen von allgemeinen weltweiten Entwicklungen wie Migration und Flucht, Globalisierung, Multikulturalismus sowie Mehrsprachigkeit auf Familienkonstellationen in den Blick zu nehmen.

²⁶ Vgl. Müller / Jeanneret / Lambrecht / Beaud (2017).

²⁷ Vgl. Eder (2023).

²⁸ Vgl. bspw. Eigler (2005); Neuschäfer (2013), kritisch dazu Lauer (2010).

Selbst wenn – oder gerade weil – diese Texte in der Schweiz geschrieben werden, handeln erstaunlich viele Texte von Vertreibung, Auswanderung und nicht zuletzt von der erschwerten Integration in der Schweiz.

Mit der Veröffentlichung der vorliegenden Studie wird ein weiteres Ziel verfolgt: Neben der Erfahrung der Familie als ein Element, das im Rahmen von Literatur (neu) definiert, erkundet und erfunden wird, soll die komparatistische Erforschung der Literatur der französischsprachigen Schweiz sowie der deutsch- und italienischsprachigen Schweiz gestärkt werden, um auf diese Weise eine vertiefte Analyse eines Korpus zu initiieren, dessen Werke nur gelegentlich Gegenstand akademischer Forschung sind. Insbesondere aus literaturwissenschaftlicher Perspektive verdienen dabei die sprachlichen Traditionen besondere Aufmerksamkeit. Indem Beiträge zu einem dreisprachigen (deutsch-, französisch- und italienischsprachig) Korpus in einem einzigen Band angeboten werden, soll der Dialog zwischen den drei Literaturen der Schweiz gefördert werden, die ansonsten nur selten in den jeweils anderen Sprachregionen und Nachbarländern verbreitet und gelesen werden. Mit der Entscheidung, diese Studien in einem zweisprachigen Band zu veröffentlichen, möchten wir schließlich eine Brücke zwischen den Literaturen des Landes schlagen und vor allem die komparatistische Forschung über die Literaturen der Schweiz fördern – welche bis heute trotz des großen Reichtums der literarischen Produktion noch selten ist.

Die Untersuchung des mehrsprachigen Schweizer Korpus verspricht zugleich neue Sichtweisen auf ein Genre, das auf europäischer Ebene durch die Forschung gut abgedeckt ist, hier aber auf Texte eingeht, die im Allgemeinen weniger vom Diskurs über die Pflicht zur Erinnerung betroffen sind. Dabei interessieren nicht nur sprachliche Differenzen, sondern auch Unterschiede der Darstellung von Familien. Auch wenn viele Aspekte familiärer Beziehungen auf Bundesebene geregelt sind, gilt es unterschiedliche Familienvorstellungen in den Sprachregionen zu beachten. Im Detail gilt es zu fragen, welche Darstellungsformen die Literatur von dem soziologisch komplexen Sachverhalt der Familienbeziehungen, von alternativen Familienmodellen oder sogenannten ‚Problemfamilien‘ anbietet. Dabei stellt sich die Frage, welche Zusammenhänge zwischen rezenten gesellschaftlichen Veränderungen und Entwicklungen mit der literarischen Bearbeitung des Themas Familie bestehen könnten. Hier wäre auch der langsame Wandel der Position der Frau in der Gesellschaft zu erwähnen, wobei die besonderen gesellschaftlichen Entwicklungen in der Schweiz auffallen. Bekannt ist in dieser Hinsicht, dass Frauen in der Schweiz erst 1971 das Stimmrecht auf nationaler Ebene erhalten haben. Ebenso wurde das bürgerliche Familienideal in der Gesetzgebung fortgeschrieben. Die zentrale Rolle des patriarchalen Oberhauptes der Familie wurde erst in der Revision des Schweizer Familienrechts von 1985 beseitigt.

Aus demselben Grund, durch den sich am Beispiel der Schweiz ein interessantes Korpus anbietet, ist die Konzentration auf deren Literatur in deutscher, französischer und (hier in etwas geringerem Umfang) italienischer Sprache begründungsbedürftig. Es stellt sich das Problem, ob in literarischer Hinsicht das nationale

Band „Schweiz“ tatsächlich stark genug ist, um die unterschiedlichen Literaturen als ein homogenes gesellschaftliches Laboratorium zu verstehen. Mit Blick auf die jeweiligen Literaturmärkte ergibt sich konkret die Frage, ob die Beziehungen zwischen Zürich und Genf vergleichbar stark sind wie die Beziehungen zwischen Zürich und Berlin oder Genf und Paris. Gleichzeitig sind die institutionellen Voraussetzungen für die Literaturvermittlung verschieden. Das ist nicht zuletzt eine Frage des Selbstverständnisses, denn die meisten Autor:innen verstehen sich als Teil von einem größeren Literaturraum. Hier ist etwa an die jeweils tonangebenden Verlagshäuser und Literaturhäuser (bspw. Maison Rousseau et Littérature in Genf und Literaturhaus Zürich) in den Sprachregionen zu denken. Der etwas eingeschränkte, helvetische Blick auf diese Literaturen kann aber mit Bezug auf die bisherige Forschung zu den Familienromanen zumindest verteidigt werden. In den letzten Jahrzehnten wurde in dieser Hinsicht ein starkes Interesse für Texte gezeigt, die sich mit der Erinnerung an die Verheerungen des Zweiten Weltkriegs, der Verantwortung über Generationen hinweg an der Auslöschung anderer Familien durch rassistische Verfolgung beschäftigen. Jedoch hat sich dieses Interesse fast ausschließlich auf die europäischen Nachbarländer gerichtet, womit ex negativo eine relative Eigenständigkeit der Schweizer Literatur zumindest impliziert wird. Der Kontext des Zweiten Weltkriegs ist aber in der Schweiz nur auf den ersten Blick²⁹ weniger prägend als in denjenigen Ländern, die direkt in die Kriegshandlungen involviert waren. Die Frage, wie Erinnerung von angeblich verschonten gestaltet wird, verdient somit eine gründliche Behandlung.

3. Beiträge in diesem Band

Der vorliegende Sammelband klärt einleitend mit dem Aufsatz von **Gisela Kilde** die Hintergründe des Familienrechts in der Schweiz, in dem die wichtigsten Eckpfeiler des ursprünglichen Schweizerischen Zivilgesetzbuches von 1912 sowie wichtige Entwicklungen im Familienrecht skizziert und deren gesellschaftlicher Kontext erörtert werden. Der Beitrag behandelt, inwiefern das Adoptions- und Kindesrecht sowie das Ehe- und Scheidungsrecht im 20. Jahrhundert revidiert wurden. Erst zu Beginn des 21. Jahrhunderts erhielten gleichgeschlechtliche Paare eine rechtliche Regelung, indem sich im Dezember 2020 die Türen des Zivilgesetzbuches für gleichgeschlechtliche Paare öffneten mit der Annahme über die Abstimmung der „Ehe für alle“. Die Forderung nach Gleichberechtigung auch bei reproduktionsmedizinischen Maßnahmen ist bereits als nächste politische Forderung erhoben worden.

Vor diesem Hintergrund wird in einer allgemeineren soziologischen Studie gezeigt, dass Familie nicht nur ein Thema der Literatur ist. Sie prägte oder prägt immer noch unsere Lebensumwelt, wie **Kurt Lüscher**s Essay zur „ambivalenten Unergründlichkeit von Familie“ zeigt. Der wissenssoziologische Beitrag zum

²⁹ Vgl. Eder (2023).

transdisziplinären Familiendiskurs erörtert die Frage, wie sich diese Sichtweisen gegenseitig ergänzen können. Dazu präsentiert Lüscher zunächst statistische Daten zur zeitgenössischen Vielfalt des individuellen und kollektiven Familienverhaltens – mit besonderem Augenmerk auf die Schweiz. Die Daten werden in fünf Thesen zusammengefasst, die sich auf ein elaboriertes, offenes Verständnis menschlicher Generativität konzentrieren, das heißt auf die individuelle und institutionelle Gestaltung von Generationenbeziehungen. Diese Verallgemeinerungen erlauben es, eine Brücke zu Studien über den Familienroman zu schlagen. Lüscher nimmt an, dass die Gemeinsamkeiten von Familiensoziologie und Familienroman im kritischen Umgang mit Normalitätsvorstellungen, der spannungsreichen Gestaltung sozialer Beziehungen und – daraus folgend – der dynamischen Suche nach persönlichen und kollektiven Identitäten zu sehen sind. Diese Prozesse gehen Hand in Hand mit Ambivalenzerfahrungen und Praktiken des Umgangs mit ihnen.

Den Auftakt zu den literaturwissenschaftlichen Studien bildet der Beitrag von **Beatrice Sandberg**. Darin beschäftigt sie sich mit einer Auswahl neuerer Texte von Schweizer Autor:innen, die sich mit dem Thema Familie befassen, und geht der Frage nach, ob solch literarische Darstellungen noch heutige Familien repräsentieren, oder ob sie an der Wirklichkeit vorbeischieben. Der Einfallsreichtum für die Variation literarischer Formen und das Spektrum der gewählten Perspektiven erweist sich erfinderischer als erwartet. Trotzdem ist die autofiktionale Narration immer noch grundlegend, wo Rückblicke auf ein gelebtes Leben aus dem eigenen Familienkreis vermittelt werden. Der Erinnerungsdiskurs beherrscht weiterhin wesentliche Teile des Erzählten, wobei die Beschäftigung mit den Vater-Sohn- und Mutter-Tochter-Beziehungen innerhalb der Familienkonstellationen nach wie vor relevant ist. Daneben sind Humor und Ironie als Mittel der Distanzierung wichtig, und zwar dort, wo die Wirklichkeit ins Absurde vorstößt und die eigene Familie hinter das Licht geführt wird, oder in Texten, in denen das Terrain heikel ist, etwa dort, wo sich die Handlung in einem Pflegeheim abspielt.

Familienbeziehungen und Frauenschicksale sind zwei wiederkehrende Themen in den Romanen von Anne-Lise Grobéty (1949–2010) und Rose-Marie Pagnard (1943–), zwei herausragenden Persönlichkeiten der französischsprachigen Schweizer Literatur. **Sylvie Jeanneret** und **Camille Bernasconi** beleuchten ausgewählte Texte der beiden Autorinnen und untersuchen darin, welche Rolle Weiblichkeit in der Familie spielt. Obwohl die Texte unterschiedliche Welten darstellen – Grobéty ist politischer, Pagnard ist poetischer –, kann man bei der Lektüre ihrer Werke eine Ähnlichkeit in der Behandlung der Entwicklung der Weiblichkeit innerhalb der Familie feststellen. Zwei Romane aus der Zeit von 1970 bis 1990, «Pour mourir en février» (1970) von Grobéty und «La Leçon de Judith» (1993) von Pagnard, zeigen die Schwierigkeiten einer jungen Tochter, innerhalb der Familie ihre eigene Identität aufzubauen. Die weibliche Freundschaft wird in beiden Werken als Voraussetzung für die persönliche Entfaltung der Frauenfiguren dargestellt. Sie wird jedoch von der Familie abgelehnt, die in ihr eine Bedrohung für die bestehende patriarchalische Ordnung sieht. Die Kindheitsromane der

2000er Jahre, «La Corde de mi» (2006) von Grobéty und «J'aime ce qui vacille» (2018) von Pagnard, lassen auf eine Befriedung der Beziehungen zwischen Tochter und ihrer Familie, insbesondere der Vaterfigur, schließen. Die Schwesterschaft wird akzeptiert und sogar als Hilfe bei der Wiederherstellung der Familienbande anerkannt.

Charlotte Schallié geht von der These aus, dass Charles Lewinskys Roman „Melnitz“ (2006) als erste literarische Kultur- und Sozialgeschichte der Schweizer Juden nach der rechtlichen Emanzipation zu lesen sei. Sie hebt zum einen die magisch-realistische Figur des Onkel Melnitz hervor, ein wiedergängerischer Zeitzeuge, dessen Existenz auf die gewaltsame Judenverfolgung während des kosakischen Chmelnyzkyi-Aufstand im 17. Jahrhundert zurückzuführen ist, und der nach dem Muster von Benjamins Angelus Novus das Geschehen immer wieder aus der Perspektive der jüdischen Verfolgten kommentiert. Durch Melnitz' Kommentare wird die Generationengeschichte der Familie Meijer gleichzeitig Schweizer Historie und als kollektive jüdische Gedächtnisgeschichte dargestellt. Mit diesem Interesse wirft Schallié insbesondere den Blick darauf, wie die Identität der Juden, die in der Außensicht als stereotyp-homogen wahrgenommen wird, im Roman fortlaufend zwischen Anpassung und Selbstvergewisserung ausgehandelt wird. So seien Jüdische und nichtjüdische Kulturen in „Melnitz“ oft voneinander abgrenzbar, wenn auch mit fließenden Grenzen.

Der Beitrag von **Tania Collani** ist der Tessiner Autorin Fleur Jaeggy und zwei ihrer Romane gewidmet, „I beati anni del castigo“ (1989) und „Protelerka“ (2001). Die Forscherin untersucht in ihrer Studie Familienbande und deren Rolle für das Schreiben des Selbst. In den beiden Erzählungen greift eine Erzählerin auf die Erfahrungen der Autorin zurück, ohne jedoch einen ‚Pakt‘ (im Sinne von Philippe Lejeune) mit den Leser:innen abzuschließen. Die familiären Reminiszenzen, die aus diesen Romanen hervorgehen, erscheinen losgelöst, fragmentarisch, von Melancholie durchzogen und von Introspektion beherrscht. In diesen Texten, die man mit Viart als «*récits de filiation*»³⁰ bezeichnen kann, setzt die Erzählerin die Teile eines Erinnerungspuzzles zusammen und leitet damit eine Art Untersuchung ihrer Genealogie ein, wobei sie das Fragmentarische dieser Untersuchung nicht übersieht. In den zerstückelten und dichten Erzählungen geht es um die Internatsjahre einer jungen Adoleszentin in der Schweiz, um ihre wohlhabende Familie und ihr Umfeld, das der schweizerischen Oberschicht angehört, um das Zerbrechen der Ehe ihrer Eltern, den Umzug der Mutter nach Brasilien und die Beziehung zum stark behütenden Vater. So berichten die Romane von Familienmodellen, die erst einige Jahre später weit verbreitet sind: Selbstverständlichkeit von Scheidungen, aufeinanderfolgende Partnerschaften und postfamiliäres Alleinleben. Die unsichere Konfiguration dieses Familientyps begünstigt die Strategie der fragmentarischen Erzählung oder des Tabus und der Auslassung. Interessanterweise untersteht die Erzählerin der Vormundschaft ihrer Mutter, die allerdings

³⁰ Vgl. Viart (2008).

physisch abwesend ist, da sie nach Brasilien ausgewandert ist. So ist es der Vater, der physisch anwesend ist, den die Erzählerin aber nur in seltenen Momenten trifft. Das Mädchen kann sich nicht vom mütterlichen Erbe emanzipieren, und diese verdrängte Verbindung wird sie immer begleiten und zwar als Symbol einer starken Erinnerungsverankerung, die durch Erzählen wiederbelebt werden kann.

Der Beitrag von **Valentin Kolly** ist dem Roman «Tu écriras mon nom sur les eaux» (2019) von Jean-François Haas gewidmet. Darin beschreibt der Autor eine archaische Schweiz, die er anhand einer ihrer stärksten Komponenten, nämlich der Familie, problematisiert. Die Geschichte des jungen Freiburgers Tobie, der sich auf die Suche nach seinem biologischen Vater begibt und von seinem Stiefvater, einer gewalttätigen und autoritären Persönlichkeit, vom Hof vertrieben wird, erstreckt sich über Europa und die USA. Kolly zeigt in seinem Aufsatz, wie der Roman zwei gegensätzliche Familienmodelle aufruft: Zunächst das ‚traditionelle‘ Familienmodell, in dem das Tragen desselben Namens, des gleichen Blutes und einer gemeinsamen Genealogie verschiedene Bindungen innerhalb eines begrenzten Kerns schafft und begründet. Das zweite Familienmodell sei fiktiv und bilde den Gegenpol zum ersten. Dieses zweite, erweiterte Modell sei ethischer und religiöser Natur, da es auf dem Ideal einer universellen «fraternité» beruht. Die Vaterfiguren erweisen sich als aufschlussreich für diese Familienmodelle: Die Vater-Sohn-Beziehung steht im Mittelpunkt der Handlung, weil sie im Schnittpunkt aller familiären Fehlfunktionen zu sein scheint. Tobies Familie entspricht in jeder Hinsicht dem patriarchalischen Modell, insbesondere seinen hierarchischen Dynamiken von Dominanz und Unterwerfung, das im gesamten Roman kritisiert wird. Dieses Modell findet Tobie darüber hinaus in der helvetischen Kolonie wieder, die während seines amerikanischen Aufenthalts in einem Tal in Idaho eingerichtet wurde. Um diesem Familienmodell entgegenzuwirken, das als zutiefst ungleich dargestellt wird, mobilisiert der Autor insbesondere einen biblischen Intertext, der die bevorzugte Grundlage für eine – als ‚brüderlich‘ definierte – Familienkonzeption der Gesellschaft bildet und so ein Verhältnis der Abstammung und des Erbes zwischen ihren Mitgliedern schafft. Diese Vorstellung von Familie bezieht sich im weiteren Sinne auf die Vorstellung von einem Vaterland, *terra patria*, aber auch „Mutterland“. Indem der Autor das patriarchalische Familienmodell ablehnt, entwirft und fordert er ein offeneres und egalitäreres Modell der Familie, aber auch des Heimatlandes.

Der Beitrag von **Ján Jambor** ist eine Analyse des Kriminalromans „Hunkelers Geheimnis“ (2015) des deutsch-schweizerischen Autors Hansjörg Schneider, dessen Lösung die Entschlüsselung einer Familienkonstellation sowie deren historischen Geheimnisses erfordert. Zunächst ist festzustellen, dass das Motiv der Familie im Kriminalroman, insbesondere in der deutschsprachigen Schweiz, unterschiedlich ausgefüllt wird. Während beispielsweise Glauser seinen Wachtmeister Studer mit einem eigenständigen Familienleben ausstattet, findet sich bei Dürrenmatt eher der Typus des einsamen ‘Great Detective’. In den neueren Kriminalromanen scheinen allerdings die persönlichen Beziehungen von Ermittler, Täter und

Opfer wieder mehr Aufmerksamkeit zu erhalten, eine Entwicklung, für die insbesondere die Hunkeler-Romane von Hansjörg Schneider als Beispiele genannt werden können. Zum einen lässt sich der Kriminalfall dadurch lösen, dass Hunkeler die Verstrickungen früherer Generationen in Erfahrung bringt. Die Täterin vollzieht Rache für früheres Unrecht, denn der Vater des ermordeten Stephan Fankhauser hatte zur Zeit der Judenverfolgung als Grenzbeamter Teile einer jüdischen Familie an der Grenze in den sicheren Tod zurückgeschickt. Die Verwischung der Grenze zwischen Opfer und Täter ist in diesem Fall zwischen den Generationen verortet. Zum andern werden die verheerten Beziehungen zwischen den Familien des Mordopfers und der Täterin durch die Familie des Detektivs kontrastiert. Es handelt sich aber auch dort nicht um eine ungetrübte Familiendidylle, sondern um eine mehrsprachige, interkulturelle Patchwork-Familie der Gegenwart, in der die Unterschiede anstrengend, aber nicht fatal sind.

Die familiäre Dysfunktionalität, insbesondere die Spannungen zwischen Eltern und Kindern, stellt auch im Kriminalroman «Qui a tué Heidi?» (2017) des Schweizer Autors Marc Voltenauer einen dynamischen Erzählstimulus dar. **Zuzana Malinovska** analysiert in ihrem Beitrag die Auswirkungen der Familiengeschichten auf die Handlung, die Figuren und die Erzählung. Die Familiengeschichten fungieren als Nebenhandlungen, die sich mit der Haupthandlung des Buches – besonders brutale Verbrechen eines Serienkillers – verflechten. Diese Familiengeschichten bilden einen Rahmen für die Haupthandlung von Voltenauers Kriminalroman, da sie zur Lösung beitragen: Indem der Detektiv die Familiengeheimnisse und die Beziehungen zwischen Vater und Sohn, aber auch zwischen Mutter und Sohn erforscht, kommt er der Wahrheit näher und kann den Mörder fassen. In einem typischen Dorf in den Waadtländer Voralpen (Gryon) werden verschiedene Arten von Familienzusammensetzungen dargestellt: Patchwork-Familien, Ein-Eltern-Familien, ‚traditionelle‘ Kernfamilien, etc. – eine Vielfalt, die zeitgenössische soziale Realitäten repräsentiert. Außerdem bilden die beiden Hauptfiguren, der Ermittler und sein Partner, der Journalist, ein homosexuelles Paar und scheinen ein gewisses familiäres Gleichgewicht zu verkörpern. Im Gegensatz zu diesem Gleichgewicht steht die Vater-Sohn-Beziehung der Familie des Mörders. Diese weist keine emotionalen Bindungen auf und wird vom Hass auf die Figur der Mutter untergraben, die angeblich bei einem Autounfall ums Leben kam. Anhand der Familienbilder zeigt der Autor verschiedene Dysfunktionen der Familie auf, wobei er im Sinne der Kriminalhandlung diese Züge auch zuspitzt. Eine solche Verflechtung von Krimihandlung und Familiengeschichte findet sich auch im Werk der schwedischen Autorin Camille Läckberg: Der Aufsatz untermauert seine Ausführungen mit einem Vergleich dieser beiden sozialengagierten Kriminalromane.

Schließlich konstatiert **Ralph Müller**, dass dem Familienroman in Literaturkritik und -wissenschaft vielfach rückwärts gewandte, vorhersehbare ästhetische Formen, Darstellung überkommener bürgerlicher Formen des Zusammenlebens,

Beschönigung historischer Vergangenheit sowie Tendenz zur unkritischen Unterhaltungsfunktion vorgeworfen werden. Ausgehend von der These, dass diese Vorwürfe eine weitgehend imaginierte Negativfolie zeichnen, vor der innovative Beispiele diskutiert werden, geht Müller der Frage nach, wie traditionelle Schemata des Familien- und Generationenromans mit Texten, die diese Formen destruieren oder erneuern, unter einem gemeinsamen Gattungskonzept zusammengedacht werden können. Müller schlägt vor, diejenigen Erzählungen als „Familienromane“ zu bezeichnen, deren Inhalt und Struktur wesentlich durch das Verhältnis zwischen Figuren im Hinblick auf generationenübergreifende Kontinuitäten oder auch Diskontinuitäten geprägt ist, wobei diese Beziehungen biologisch, kulturell oder materiell gedacht werden können. In dieser Hinsicht können Familienromane der deutschen Schweiz auch auf die zunehmende Vielfalt partnerschaftlicher Lebensmodelle reagieren. Unter Anwendung eines solchen Begriffs kommt Müller zum Schluss, dass die Problematik der Generationenbeziehungen nach wie vor eine Rolle spielt, auch – oder gerade wenn – Verwandtschaft nicht mit stabilen, affektiven Beziehungen einhergeht. Es gibt zudem Anzeichen dafür, dass das Scheitern einer starken emotionalen Beziehung zwischen den Generationen mit einer neuen Gelassenheit erzählt wird, sodass das Abreißen der Genealogie ohne existenzielle Krise konstatiert wird. Dies zeigen Christoph Geisers ‚Kein Familienroman‘ mit dem Titel „Schöne Bescherung“ (2013) und Katharina Geisers „Unter offenem Himmel“ (2020).

4. Schluss

Wie steht es nun um die Schweizer Familien? In der deutschen Schweiz existiert seit über einem Jahrhundert eine auflagenstarke Familienzeitschrift mit dem Titel „Schweizer Familie“. Dennoch kann man festhalten, dass es die Schweizer Familie nicht gibt – weder in der deutschsprachigen Schweiz noch im französisch- beziehungsweise italienischsprachigen Landesteil. Vielmehr lässt sich empirisch aufzeigen, dass zwischenmenschliche Fürsorge und intergenerationelle Zuwendung in einer Vielfalt von unterschiedlichen Modellen des Zusammenlebens geschehen. Auch die Gesetzgebung passt sich sukzessive diesen Gegebenheiten an.

Und was bedeuten solche Veränderungen für das Erzählen von Familien in der Literatur? Autor:innen sind in soziologischer Hinsicht kaum ein repräsentativer Durchschnitt der Gesellschaft. Selbst wenn viele ihrer Erzählungen autobiographisch grundiert sind, gibt es keinen Grund anzunehmen, dass die Menge der fiktionalen Familien typisch für einen schweizerischen Durchschnitt sein sollte. Ganz abgesehen davon, dass ereignisloser Durchschnitt oder gar stilles Familienglück wenig erzählerischen Unterhaltungswert aufweisen. Vielmehr bedürfen fiktionale Familien bis zu einem gewissen Grad der Ausnahme und des Besonderen. Demnach kann man nicht von einem einfachen Spiegelverhältnis zwischen Literatur und sozialer Wirklichkeit ausgehen. Vielmehr lassen sich

schweizerische Familienerzählungen als einen besonderen Blick auf Beziehungen der familiären Fürsorge und Überlieferung verstehen, der aufzeigt, wie Familien – gerade an den Bruchlinien des Zusammenhalts – in der Schweiz imaginiert werden. Dabei kann Literatur durchaus neue Vorstellungen von familiärem Zusammenleben reflektieren. Sie kann aber auch aufzeigen, wie unter sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen intergenerationelle Fürsorge und Tradierung geschehen sollte, misslingen oder gelingen kann.

Der vorliegende Band schöpft in keiner Weise die Menge der in der Schweiz publizierten Romane aus. Ebenso wenig konnten alle erwünschten interdisziplinären Blicke auf diesen Themenbereich integriert werden. Das fortgesetzte Interesse an der Familie in der Gesellschaft, aber insbesondere in der Literatur lässt darauf schließen, dass hier nach wie vor verschiedene Forschungsfragen aufzugreifen und fortzusetzen sind. Als Belege für das gesellschaftliche Interesse am Familienerzählen verweisen hier unter anderem auf den Sonderband der Zeitschrift «Viceversa» zu „Familiengeschichten“³¹ (15/2021) oder die breit angelegten Erzählprojekte zum biographischen Schreiben beispielsweise der „edition unik“³².

Dennoch markiert der vorliegende Band in Kombination mit der Dissertation von Emily Eder³³ den Abschluss einer langanhaltenden komparatistischen Auseinandersetzung mit Familienerzählungen in der Schweiz an der zweisprachigen Universität Freiburg. Dass dieses interdisziplinäre Projekt trotz Anlaufschwierigkeiten und zwei verschobenen und letztlich nicht durchgeführten Konferenzen zumindest als Publikation zu einem Ende kommt, grenzt an ein Wunder. Wir danken zunächst dem Schweizerischen Nationalfonds und dem Fonds d'Action Facultaire der Universität Freiburg, die bereit gewesen wären, wissenschaftliche Begegnungen zu finanzieren (die dann wegen der Corona-Pandemie nicht stattfinden konnten). Die vorliegende Publikation wäre zudem undenkbar ohne die Unterstützung von zahlreichen Mitarbeitenden, unter denen die Herausgeberinnen und der Herausgeber insbesondere Damaris Gut sowie Livia Bogenstätter für die redaktionelle Begleitung danken. Dank gebührt aber vor allem all denjenigen, die sich flexibel und geduldig gezeigt haben, unter erschwerten Bedingungen an diesem Band mitzuwirken.

³¹ Vgl. Viceversa (2021).

³² Zur dieser Initiative vgl. <https://www.edition-unik.ch/ueber-uns> [27.7.2022].

³³ Vgl. Eder (2023).

Literatur

- Assmann, A. (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München.
- Assmann, A. (2009): *Unbewältigte Erbschaften. Fakten und Fiktionen im zeitgenössischen Familienroman*. In: Kraft, A. / Weißhaupt, M. (Hg.): *Generationen: Erfahrung – Erzählung – Identität*. Konstanz.
- Attias-Donfut, C. / Lapierre, N. / Segalen, M. (2002): *Le nouvel esprit de famille*. Paris.
- Bachtin, M. M. (1989): *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. Frankfurt.
- Bakhtine, M. (1978): *Esthétique et théorie du roman*. Traduit du russe par Daria Olivier. Préface de Michel Aucouturier. Paris.
- Bernstein, M. / Reimann, R. (2001): *Queer Families and the Politics of Visibility*. In: Dies. (Hg.): *Queer Families, Queer Politics. Challenging Culture and the State*. New York. 1-17.
- Costagli, S. / Galli, M. (Hg.) (2010): *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext*. München.
- Dilthey, W. (1924): *Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat [1875]*. In: Ders.: *Die Geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens*. Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften. Bd. V. Leipzig / Berlin. 31-73.
- Eder, E. (2023): *Erinnerungskulturelle Familienromane in der zeitgenössischen Literatur der Deutschschweiz. Eine Studie zu Christoph Geiser, Thomas Hürlimann und Urs Widmer*. Diss. Freiburg/CH.
- Eichenberg, A. (2009): *Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane*. Göttingen.
- Eigler, F. (2005): *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*. Berlin.
- Francillon, R. / Jakubec, D. (Hg.) (1991): *Littérature populaire et identité suisse: récits populaires et romans littéraires. Evolution des mentalités en Suisse romande, au cours des cent dernières années*. Lausanne.
- Haupt, S. (2004): *Vom Topos kultureller Selbstbehauptung zur Höflichkeitsformel. ‚Schweizer Literatur‘ und ihre Diskursgeschichte*. In: Caduff, C. / Sorg, R. (Hg.): *Nationale Literature heute – ein Fantom? Die Imagination und Tradition des Schweizerischen als Problem*. Zürich. 191-218.
- Jeanneret, S. / Viegnes, M. (2017): *Introduction*. In: Jeanneret, S. / Viegnes, M. (Hg.): *Relations de pouvoir dans la famille d’aujourd’hui*. Fribourg. 9-25.
- Lauer, G. (2010): *Einleitung*. In: Lauer, G. (Hg.): *Literaturwissenschaftliche Beiträge zur Generationsforschung*. Göttingen. 7-18.
- Mannheim, K. (1964): *Das Problem der Generationen*. In: Wolff, K. H. (Hg.): *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Berlin / Neuwied. 509-565.
- Müller, R. / Jeanneret, S. / Lambrecht, T. / Beaud, M. (2017): *Neue Familienromane. Ein Bericht zu Familien- und Generationenerzählungen in der Deutschschweiz und in der Romandie der Gegenwart*. In: CH-Studien. Zeitschrift zur Literatur und Kultur aus der Schweiz. 1. 1-20. <https://ch-studien.uni.wroc.pl/1-neue-familienromane-einbericht-zu-familien-und-generationenerzahlungen-in-der-deutschschweiz-und-in-der-romandie-der-gegenwart/> [6.9.2022].
- Muxel, A. (1996): *Individu et mémoire familiale*. Paris.

- Neuschäfer, M. (2013): *Das bedingte Selbst: Familie, Identität und Geschichte im zeitgenössischen Generationenroman*. Diss. Göttingen. 2013.
- Parnes, O. / Vedder, U. / Willer, S. (2008): *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*. Frankfurt.
- Rabaté, D. (2004): «Où est ma famille?»: la violente étrangeté de Marie NDiaye. In: Blanckeman, B. / Mura-Brunel, A. / Dambre, M. (Hg.): *Le roman français au tournant du XXIe siècle*, Nouvelle édition (en ligne). Paris. <https://books.openedition.org/psn/1717> [25.9.2022].
- Reidy, J. (2012): *Vergessen, was Eltern sind. Relektüre und literaturgeschichtliche Neusituierung der angeblichen Väterliteratur*. Göttingen.
- Reidy, J. (2013): *Rekonstruktion und Entheroisierung: Paradigmen des ‚Generationenromans‘ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bielefeld.
- Roudinesco, E. (2002): *La Famille en désordre*. Paris.
- Sandberg, B. (Hg.) (2010): *Familienbilder als Zeitbilder. Erzählte Zeitgeschichte(n) bei Schweizer Autoren vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin.
- Süselbeck, J. (Hg.) (2014): *Familiengefühle. Generationengeschichte und NS-Erinnerung*. Berlin.
- Viart, D. (2008): *Récits de filiation*. In: Viart, D. / Vercier, B. (Hg.): *La littérature française au présent. Héritage, modernité, mutations*. Paris. 79-101.
- Viart, D. (2009): *Le silence des pères au principe du «récit de filiation»*. In: *Études françaises*. 45. 3. 95-112.
- Viceversa (2021): *Viceversa Literatur. Jahrbuch der Schweizer Literaturen: Familiengeschichten*. 15.
- von Matt, P. (1995): *Verkommene Söhne, missratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur*. München.
- Weigel, S. (2006): *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*. München.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller
Eder, Emily / Jeanneret, Sylvie / Müller, Ralph: Spiegel der Gesellschaft von heute? Eine Einleitung zu Familien in der Schweizer Literatur. In: IZfK 9 (2022). 23-39.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-3579-6f44

Emily Eder / Sylvie Jeanneret / Ralph Müller (Freiburg / Fribourg)

Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle? Introduction

Mirror of Today's Society? An Introduction to Families in Swiss Literature

As this introduction and the following contributions will show, family in its many forms continues to be an essential element of social life as well as of literary plots. With regard to Swiss literature, the family in its diversity intersects with a multilingual corpus, opening up a new view of the relationship between social preconditions and literary reflection.

Keywords: family, literature, Swiss

Le thème de la famille en littérature se prête particulièrement bien à l'analyse, par son traitement des développements politiques, sociaux et culturels d'une société, ceci aussi bien de manière rétrospective que diachronique. Même si l'on ne s'accorde plus guère sur ce qui définit une famille ou la famille, le concept comporte une grande importance émotionnelle¹. Soulignons également les propos de Rou-dinesco, selon lesquels, malgré le fait que la famille soit un «modèle en pleine

¹ Cf. Bernstein / Reimann (2001: 2).

mutation», elle serait «aujourd’hui revendiquée comme la seule valeur sûre à laquelle personne ne peut ni ne veut renoncer.»² Un propos qui serait, toutefois, à nuancer, au vu des changements sociaux qui sont intervenus lors des deux dernières décennies. Par ailleurs, on trouve couramment, dans une perspective littéraire plus générale, le type du personnage «solitaire» (souvent de genre masculin) qui paraît détaché d’un noyau familial spécifique. Dans le cadre de ces textes pourtant, les constellations de parenté voire les relations dont le personnage dépend (de manière volontaire ou non) y occupent une place importante.

Si l’on considère l’espace littéraire de la Suisse, on constate, à une époque où les modèles familiaux sont multiples, que les récits sont aussi variés que les phénomènes sociaux. La littérature suisse offre à cet égard un laboratoire de comparaison unique, où les littératures de différentes langues se côtoient dans un même pays: tandis que les littératures de Suisse alémanique, française et italienne se tournent volontiers vers les marchés du livre voisins, qui touchent un plus large public, elles s’inscrivent en même temps dans un cadre étatique commun et sont reliées par une histoire commune. Malgré des différences au niveau régional que nous pouvons observer, ce système étatique a développé des structures légales (par exemple, le droit matrimonial) et des institutions de promotion de la littérature (citons Pro Helvetia). Signalons également que des zones de contact et de partage fructueuses se sont développées de manière interne, comme nous pouvons le constater pour la région bilingue de Fribourg/Freiburg, où travaillent les éditeur·trice·s du présent volume.

Dans cette introduction, nous proposons tout d’abord (1) de développer une vue d’ensemble des concepts existants sur la narration des récits «de famille» et «générationnels», (2) d’aborder l’état actuel de la recherche en relation avec la littérature de Suisse ainsi que les objectifs et les défis méthodologiques de la présente publication et enfin (3) de donner un aperçu du contenu du volume.

1. Etat de la recherche et problématique

Les nombreuses publications organisées autour du motif de la famille attestent de l’intérêt des histoires de famille pour l’analyse du roman, en particulier pour déplier les enjeux de l’articulation entre littérature et société – et pas seulement en Suisse.

On rappellera, avec Rabaté, que les histoires de famille «redeviennent des composantes essentielles du drame, à la fois dans des récits de type traditionnel (saga, chronique d’une famille) qui reflourissent dans les années quatre-vingts, mais aussi, de manière plus originale, dans les romans où la famille est vue

² Roudinesco (2002: 243): «[Les désordres] n’empêchent pas la famille d’être aujourd’hui revendiquée comme la seule valeur sûre à laquelle personne ne peut ni ne veut renoncer. Elle est aimée, rêvée et désirée par les hommes, les femmes et les enfants de tous âges, de toutes orientations sexuelles et de toutes conditions.»

comme le lieu même d'une inquiétante étrangeté, comme la source de l'an-goisse.»³ Lieu d'une quête identitaire, la famille génère des rapports de pouvoir qui ouvrent sur les phénomènes de transmission et de patrimoine, qu'il soit matérialisable ou symbolique:⁴

Cellule de base de la société, la famille est donc logiquement un condensé de tous les rapports interindividuels qui structurent ou déchirent celle-ci: amour, haine, so-lidarité, trahison, don et contre-don, partage et transmission mais aussi rivalité, al-lant de la simple concurrence à la jalousie destructive.⁵

De fait, liens familiaux et liens extra-familiaux évoluent au fil du temps, tissant une toile qui cherche à s'adapter aux différentes contraintes ou pressions impo-sées par la société sur le noyau familial. Selon la reformulation de Jeanneret et Viegnes, dans leur propos introductif au volume «Relations de pouvoir dans la famille d'aujourd'hui» (2017):

Mais quelle que soit son échelle, l'idée de communauté restreinte et naturelle s'op-pose pour certains à celle de communauté élargie fondée sur un pacte rationnel et humaniste. Opposition bien évidemment contestable, la famille et la société étant deux espaces également indispensables pour la construction de l'individu, mais cette idée fait toujours débat dans l'Europe contemporaine.⁶

Le fait d'établir une comparaison entre les relations familiales et sociales peut rester controversée; toutefois, l'interface entre les récits familiaux et la mémoire collective ou la culture du souvenir s'avère d'actualité, comme le montrent de nombreuses études littéraires dans l'espace germanophone qui s'intéressent aux récits de famille dans lesquels la Seconde Guerre mondiale est traitée de manière littéraire, même si ce n'est pas nécessairement sous forme de fiction.

Parmi les notions qui, dans cette interface entre récits de famille et société, sont pertinentes pour la recherche dans les domaines littéraire et culturel, figure sans aucun doute celle de «génération». Si le «roman de famille» a fait l'objet de mises au point précises de la part de la critique littéraire, c'est également le cas du «récit générationnel», défini par une thématique qui aborde les relations chro-nologiques entre les membres d'une famille et leur descendance.⁷ En même temps, le terme de «génération» ouvre sur une dimension sociale. Depuis Dilthey, le terme «génération» a surtout été convoqué pour expliquer les différences gé-nérationnelles dans une dimension socio-historique revendiquée.⁸ Les arrière-

³ Rabaté (2004: 3-4).

⁴ Se référer également à Weigel (2006).

⁵ Jeanneret / Viegnes (2017: 13-14).

⁶ Jeanneret / Viegnes (2017: 14).

⁷ Pour cette définition, nous pouvons renvoyer également à Bakhtine (1989) ainsi qu'à la mise au point de Costagli / Galli (2010).

⁸ Dilthey (1924).

plans idéologiques ont récemment été mis en évidence dans des études culturelles.⁹ Le concept de «génération» implique donc une compréhension socio-historique (dans la lignée de Dilthey), tout en étant pensé en termes de confrontations et de ruptures entre les mêmes générations, selon l'approche de Mannheim.¹⁰ Etant donné que les générations familiales présentent des exemples pour la construction et la remise en cause de telles divergences, l'étude actuelle de l'histoire et de la structure du concept de génération s'avère significative pour toute recherche sur les récits générationnels. C'est précisément en partant de considérations sur les interactions entre la généalogie biologique et la transmission culturelle que le spectre des phénomènes à étudier s'élargit, notamment en ce qui concerne le rôle de la culture de la mémoire sur les relations entre les générations.

Les défis évoqués ici dans le champ de tension créé autour des «génération» se répercutent ainsi jusque dans la forme littéraire. Dans leur représentation des histoires de famille, les écrivain·e·s contemporain·e·s mettent l'accent sur différentes stratégies narratives, comme les emprunts à l'autobiographie, les recours au documentaire (au «factuel»), sans négliger les «inventions» de toutes sortes.¹¹ Dans ce contexte, un concept complémentaire à celui de l'«invention» est celui de la «figuration». Selon ce concept, les «silences» qu'on trouve dans l'histoire biographique de la famille sont surmontés par l'écrivain·e qui s'imagine, sur la base d'informations vérifiables, comment les choses auraient pu se passer.¹² Les histoires de famille littéraires ou littérisées sont ainsi le jeu d'une tension particulière entre les faits et la fiction. C'est justement en marge de la littérature établie que se pose la question du rôle de la famille et ceci lorsque les écrivain·e·s non professionnel·le·s abordent leur propre biographie par l'écriture.

L'histoire littéraire de la famille montre une relation multiforme entre les constellations familiales changeantes et les sous-genres romanesques («récit de filiation», «autofiction», «récit générationnel», «saga familiale»), qui accentue de manière différente l'image du noyau familial – autant de variations qui permettent de représenter les relations tissées entre l'individu et la famille de manière constructive ou alors sous forme de confrontations, les sous-genres romanesques voisins comme le «roman historique» et le «roman de formation» étant également pertinents. En effet, si certain·e·s auteur·e·s contemporain·e·s n'hésitent pas à remonter dans le passé pour reconstituer une relation entre membres d'une famille de manière générationnelle, ce déplacement dans le passé implique souvent une contextualisation historique qui rapproche ainsi le «roman de famille» du «roman

⁹ Weigel (2006); Parnes / Vedder / Willer (2008).

¹⁰ Mannheim (1964); on notera toutefois la critique formulée dans l'introduction au volume édité par Lauer (2010), qui remet en question la pertinence des contrastes générationnels pour notre période contemporaine.

¹¹ Assmann (2009).

¹² Viart (2009).

historique», en particulier lorsqu'il s'agit de remonter le fil de la «mémoire familiale». ¹³ En outre, nous observons des genres qui semblent répondre à des situations culturelles spécifiques, comme par exemple ce que la critique allemande appelle le ‚Vaterbuch‘ (‘livre du père’), une forme de roman qui présente un règlement de comptes avec le père autoritaire, souvent motivé par la biographie. ¹⁴

Les composantes des productions littéraires et biographiques des histoires de famille peuvent également être combinées avec un questionnement de type sociologique: qui sont les auteur·e·s et les lecteur·trice·s de ces textes, quel est le rôle des représentations familiales dans le contemporain et dans quelle mesure les institutions exerceraient-elles une influence? Dans les recherches récentes en sociologie consacrées à la famille, nous pouvons nous appuyer sur des travaux qui ont étudié les ‘nouveaux liens’ tissés par «la famille à géométrie variable, conjugale ‘classique’, monoparentale, recomposée, homosexuelle [...] dont les contours sont multiples et éventuellement mouvants au gré d’alliances électives.» ¹⁵ Attias-Donfut et ses collègues ont ainsi étudié l’importance prise par les liens de type affectif au sein de la famille contemporaine, liens qui permettraient ainsi de maintenir une cohérence à l’identité familiale de tel·le individu·e, si les liens «officiels» comme le mariage par exemple ne garantissent plus le bon fonctionnement interne du noyau familial.

La famille et l’identité constituent en particulier un contexte dans lequel les rôles traditionnels de genre dans la relation entre parents et enfants, mais aussi dans l’image de soi, peuvent être re-définis et en même temps remis en question. ¹⁶ Le rapprochement entre membres de la famille trouve sans doute un écho dans les nombreux récits contemporains qui explorent les relations de type intergénérationnel sous l’angle de la construction identitaire du Je et/ou de la reconstruction de la mémoire familiale. Remonter dans le temps afin de reconstituer la mémoire familiale implique une démarche d’exploration identitaire qui déplace «l’investigation de l’intériorité vers celle de l’antériorité» selon la formule devenue incontournable de Dominique Viart. ¹⁷

Dans la même lignée, l’ouvrage d’Anne Muxel sur la mémoire familiale, intitulé «Individu et mémoire familiale», balise des pistes de recherche appuyées aussi bien sur un corpus littéraire que sur des entretiens: la littérature s’avère ainsi un lieu de réappropriation de cette mémoire, par une mise en scène de lieux, d’odeurs, de sons, d’empreintes corporelles, d’objets ou de photographies, éléments façonnant la reconstitution partielle d’un passé familial. ¹⁸

¹³ Lire à ce sujet Eigler (2005); Assmann (2009); Neuschäfer (2013).

¹⁴ Reidy (2012) et (2013).

¹⁵ Attias-Donfut / Lapierre / Segalen (2002: 7).

¹⁶ Lire à ce sujet la contribution de Jeanneret / Bernasconi dans le présent volume.

¹⁷ Viart (2008).

¹⁸ Muxel (1996).

En revanche, on trouve dans les pays germanophones une activité de recherche soutenue autour du travail de mémoire dans le roman de famille, qui met notamment en évidence le contraste avec la culture officielle du souvenir et l'historiographie scientifique.¹⁹ Nous pouvons ici nous référer aux différentes contributions d'Aleida Assmann, particulièrement éclairantes, sur la fonction qu'occupe le roman de famille, forme de commémoration privée proposant une opposition possible à la commémoration officielle.²⁰ Dans le cadre des recherches sur la Seconde Guerre mondiale, on trouve comme thème incontournable le travail de mémoire et dans ce cadre, la littérature est considérée comme ayant le potentiel de transmettre des tabous et des choses passées sous silence. Nous pouvons citer ici, en guise d'exemples, les recherches menées par Eigler («Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende»²¹) et l'étude de Eichenberg («Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane»²²).

2. Enjeux et défis

Les réflexions menées ci-dessus soulèvent la question de savoir quels sont les modèles de famille et de générations que l'on rencontre en Suisse; en effet, l'étude de la représentation littéraire de la famille en Suisse a commencé avec un certain retard par rapport aux autres littératures européennes. Une première étude transversale, en langue française, a été réalisée par Roger Francillon et Doris Jakubec sur le roman populaire de 1880 à 1985.²³ Un premier inventaire du côté suisse alémanique du XVIII^e siècle à notre période contemporaine n'a été livré qu'en 2010 avec le recueil de Béatrice Sandberg.²⁴ Publié en 2017, l'article de Müller, Jeanneret, Lambrecht et Beaud a montré l'éventail des textes possibles dans le cadre d'une étude élargie sur la famille dans un corpus de littérature suisse.²⁵ Enfin, avec la thèse de Emily Eder,²⁶ nous disposerons tout bientôt d'une étude culturelle sur le rôle de la mémoire dans le roman de famille suisse. Ces différentes études laissent toutefois des questions importantes sans réponses. Il s'agit notamment du fait, déjà mentionné, que le thème de la famille en Suisse se trouve à la croisée de diverses traditions littéraires, sans oublier l'idée répandue collectivement que le pays a largement été épargné par les conflits armés du XX^e siècle.

¹⁹ Eichenberg (2009); Eigler (2005).

²⁰ Assmann (2006) et (2009).

²¹ Eigler (2005).

²² Eichenberg (2009).

²³ Francillon / Jakubec (1991).

²⁴ Sandberg (2010).

²⁵ Müller / Jeanneret / Lambrecht / Beaud (2017).

²⁶ Eder (2022).

Comment les histoires de famille sont-elles racontées par la littérature suisse? Quelles sont les difficultés, les ruptures ou les conflits qui représentent les amorces narratives du récit et quels sont les aspects de société qui restent largement non résolus? La particularité de la thématique du roman de famille et du récit intergénérationnel réside dans l'apparente banalité d'une forme sociale dont la conception ou la validité fait l'objet d'expériences différentes. D'où la problématique soulevée par ce volume sur la relation tissée entre romans «familiaux» et intergénérationnels et l'expérience de vie conditionnée par la société.

Par ailleurs, il apparaît, dans le cas de la Suisse, que ces représentations doivent être considérées du point de vue des genres et des traditions littéraires issus des différentes langues. Nous proposons dans ce volume d'envisager la littérature suisse contemporaine comme miroir de la société, à moins qu'il s'agisse d'un miroir déformant, à partir de différentes stratégies mises en œuvre pour parler de la famille. Au cours des trente dernières années, l'histoire des familles a été examinée essentiellement dans une perspective politico-historique, en développant un intérêt particulier pour le discours de la mémoire (en Allemagne, Autriche, mais aussi en France); dans le cadre de notre réflexion, nous avons développé, dans le cas bien précis de la Suisse, les faits littéraires et sociaux présentés ci-après.

Tout d'abord, l'«essor» des récits de filiation et des sagas familiales²⁷ continue à mettre en cause la situation de la littérature suisse: on peut se demander à quels développements sociaux réagissent ces textes en Suisse, où le discours sur le devoir de mémoire, en particulier, s'appuie sur un ancrage historique différent qu'en Allemagne ou qu'en France. De manière plus générale, quelles seraient les particularités de ces développements et leurs représentations dans la littérature suisse par rapport à la littérature européenne? Par ailleurs, le sujet ne se laisse pas délimiter de manière nationaliste, même si notre corpus d'étude s'avère défini par des œuvres d'auteurs·e·s suisses. Il s'agit d'examiner de plus près les effets provoqués par diverses évolutions sur les constellations familiales, comme les phénomènes de globalisation, de migration et d'exil, le multiculturalisme et le multilinguisme, évolutions qui touchent toutes les régions du monde. Même si – ou justement parce que – ces textes sont écrits en Suisse, un nombre étonnamment important d'entre eux traitent de l'exil, de l'émigration et, surtout, de la difficulté de s'intégrer en Suisse.

Ensuite, le présent volume poursuit un objectif pluriel: d'une part, traiter la famille en tant qu'entité à (re)-définir, à explorer, et à réinventer par la création littéraire dans un corpus important de Suisse; d'autre part, fonder la recherche sur les littératures de Suisse francophone, germanophone et italophone afin de proposer une analyse approfondie d'un corpus dont la plupart des œuvres ne font qu'occasionnellement l'objet d'une recherche de type académique, et surtout amener à croiser les corpus de trois régions linguistiques afin de dégager similitudes et différences entre des textes écrits dans le même pays. En effet, les

²⁷ Par exemple, Eigler (2005), Neuschäfer (2013); Lauer pour une dimension plus critique (2010).

traditions linguistiques méritent qu'on leur accorde une attention bien spécifique, en particulier dans une perspective littéraire. Donner à lire des contributions sur un corpus trilingue (germanophone, francophone et italophone) permet ainsi de faire dialoguer trois littératures de Suisse qui peinent à être lues, diffusées et connues dans les autres régions linguistiques, ainsi que dans les pays voisins, en particulier la France (les auteurs alémaniques étant davantage connus et diffusés en Allemagne).

Finalement, en choisissant d'offrir un volume édité dans les deux langues, nous souhaitons construire un pont entre les deux langues majoritaires du pays et surtout promouvoir des recherches comparatistes sur les littératures de Suisse, encore trop rares de nos jours, malgré la grande richesse de notre production littéraire. Par ailleurs, étudier le corpus suisse promet de nouveaux points de vue sur un genre couvert par la critique sur le plan européen en ciblant des textes qui sont en général moins touchés par le discours sur le devoir de mémoire.

De fait, ce ne sont pas seulement les différences entre les langues qui nous intéressent ici, mais également les différences qu'on peut pointer dans la représentation qui sont faites des familles. Même si de nombreuses composantes sont en quelque sorte «uniformisées» sur un plan fédéral, il convient de tenir compte des différentes conceptions de la famille dans les régions linguistiques. Il s'agit de dégager des formes de représentation littéraires de fait sociologiquement complexes en jeu dans les relations familiales, à partir des modèles familiaux alternatifs ou des «familles à problèmes». Dans ce contexte, nous pourrions questionner les liens existants entre les changements et les développements sociaux récents et leur traitement dans la représentation de la famille. L'évolution de l'idéal bourgeois de la famille en est un exemple, comme en témoigne l'abolition relativement tardive de l'autorité familiale patriarcale lors de la révision du droit suisse de la famille en 1985. Il nous faut également faire ici référence à la lente évolution de la position de la femme dans la société, qui entraîne certains développements sociaux spécifiques à la Suisse. Rappelons à cet égard qu'en Suisse, les femmes n'ont obtenu le droit de vote au niveau national qu'en 1971.

Ces diverses considérations nous mènent à envisager comme pertinent un corpus issu des littératures de Suisse, même si l'attention portée aux littératures de langues allemande, française et (dans une moindre mesure ici) italienne doit être justifiée. D'un point de vue littéraire, le lien national «Suisse» est-il suffisamment signifiant pour que les différentes littératures soient considérées comme un laboratoire social homogène? Au regard des marchés littéraires respectifs, on peut se demander si les relations entre Zurich et Genève sont aussi fortes que celles entre Genève et Paris ou Zurich et Berlin. Par ailleurs, les conditions institutionnelles de la médiation littéraire sont différentes. A souligner également que la plupart des auteur·e·s se considèrent comme faisant partie d'un espace littéraire plus large.

Il nous faut également mentionner le rôle important joué par les nombreuses maisons d'édition établies en Suisse mais également par les maisons littéraires

(Maison Rousseau et Littérature à Genève ou la Literaturhaus Zürich par exemple), qui donnent le ton dans les régions linguistiques. La perspective quelque peu limitée d'une attention plus «helvétique» sur ces littératures peut toutefois être valorisée et défendue si l'on se réfère aux recherches menées jusqu'à présent sur les romans de famille. En effet, ces dernières décennies, un fort intérêt a été manifesté à cet égard pour les textes traitant de la mémoire des crimes commis lors de la Seconde Guerre mondiale et de la responsabilité assumée par des générations entières dans l'extermination d'autres familles. Cet intérêt s'est presque exclusivement développé dans les pays européens voisins, ce qui implique *ex negativo* une relative autonomie de la littérature suisse. Toutefois, ce n'est qu'à première vue que le contexte de la Seconde Guerre mondiale serait moins marqué en Suisse que dans les pays qui ont été directement impliqués dans les hostilités.²⁸ Il nous paraît important, dans le cadre de notre étude sur la famille, de s'intéresser à la construction mémorielle de personnes qu'on peut considérer comme épargnées par les conflits et d'en déplier les enjeux de société.

3. Contributions du volume

En guise de préliminaire, le présent volume revient sur les bases du droit de la famille en Suisse avec l'article de **Gisela Kilde**, qui esquisse les principaux piliers du Code civil suisse d'origine de 1912 ainsi que les développements importants du droit de la famille tout en examinant leur contexte social. L'article s'appuie en particulier sur les révisions dont ont fait l'objet les droits à l'adoption et de filiation ainsi que le droit du mariage et du divorce au cours du XX^e siècle. Ce n'est qu'au début du XXI^e siècle que les couples de même sexe ont bénéficié d'une réglementation juridique, les portes du code civil s'ouvrant aux couples de même sexe en décembre 2020 avec l'adoption par le peuple en votation fédérale du «mariage pour tous». Par ailleurs, une question aussi importante que la revendication de l'égalité des droits, y compris dans le cadre des mesures de procréation assistée, figure dans l'agenda politique à venir.

Suite à cette mise au point juridique, une étude sociologique élargie nous montre qu'en effet, la famille n'est pas seulement un thème traité en littérature. Comme **Kurt Lüscher** nous le présente dans son article intitulé «Le caractère insondable et ambivalent de la famille», le contexte familial a marqué et marque toujours notre quotidien, tout en agissant sur notre environnement. S'intéressant au caractère transdisciplinaire d'études portant sur la famille, cette contribution aborde la question de la complémentarité et de l'articulation de ces points de vue. Ainsi, la contribution de Lüscher présente tout d'abord des données statistiques sur la diversité contemporaine des comportements familiaux individuels et collectifs – avec une attention particulière accordée à la Suisse. Les données sont ensuite résumées en cinq thèses qui se concentrent sur une compréhension

²⁸ Se référer à la thèse de Eder (2022).

ouverte de la générativité humaine, c'est-à-dire sur l'organisation individuelle et institutionnelle des relations entre générations. Ces généralisations permettent de faire le lien avec les études sur le roman de famille. En effet, selon Lüscher, les points communs entre la sociologie de la famille et le roman de famille résident dans l'approche critique des idées de normalité, dans la configuration riche de tensions des relations sociales et, par conséquent, dans la recherche dynamique d'identités personnelles et collectives. Ces processus vont de pair avec les expériences vécues de situations ambivalentes et les pratiques ou usages de gestion de celles-ci.

Avec la contribution de **Beatrice Sandberg**, nous abordons les études littéraires proposées dans ce volume. Dans son article, Beatrice Sandberg se penche sur une sélection de textes récents d'auteur·e·s suisses qui traitent du thème de la famille en se demandant dans quelle mesure les représentations littéraires des familles d'aujourd'hui passent à côté de la réalité, ou au contraire, s'avèrent un miroir de la société. Les ressources d'inventivité requises pour varier les formes littéraires ainsi que l'éventail des perspectives choisies se révèlent de fait plus ingénieux et créatifs que prévu. Néanmoins, le recours à une narration de type autofictionnel s'avère toujours incontournable, dans les récits où les retours sur le vécu sont transmis dans le cadre d'un cercle familial restreint; si des épisodes de remémoration continuent de dominer des parties essentielles du récit, on peut relever l'intérêt porté aux relations père-fils et mère-fille au sein des constellations familiales. Par ailleurs, le recours à l'humour ou à l'ironie apparaît comme un moyen de mise à distance, dans les textes où la réalité et l'absurde se côtoient, provoquant malaises et tromperies au sein de la famille, mais également lors de situations sensibles (par exemple, lorsque l'action se déroule dans un hospice ou un institut médicalisé).

La contribution de **Sylvie Jeanneret** et **Camille Bernasconi** explore, dans une perspective d'évolution temporelle, les rapports familiaux et les destinées féminines, thèmes récurrents dans les romans de deux figures majeures de la littérature romande. Malgré des univers différents, plus politisé chez Anne-Lise Grobéty (1949–2010) et plus poétique chez Rose-Marie Pagnard (1943–), une lecture croisée de leurs œuvres permet d'observer une similarité dans le traitement de l'évolution de la cause féminine à l'intérieur de la cellule familiale. Deux romans de la période des années 1970–1990, «Pour mourir en février» (1970) de Grobéty et «La Leçon de Judith» (1993) de Pagnard attestent de la difficulté de la jeune fille à se construire une identité propre au sein de sa famille. L'amitié féminine est présentée dans les deux œuvres comme une condition nécessaire à l'épanouissement des figures féminines. Cependant, la sororité est rejetée par la famille qui la perçoit comme une menace contre l'ordre patriarcal établi. Romans de filiation des années 2000, «La Corde de mi» (2006) de Grobéty et «J'aime ce qui vacille» (2018) de Pagnard révèlent un apaisement des rapports entre la jeune fille et sa famille, notamment avec la figure paternelle. La sororité est acceptée et même reconnue comme un adjuvant à la reconstruction du lien familial. Façonner des

familles, décrire les rapports entre enfants et parents, reflète l'intérêt que représente le projet familial dans la société: en effet, la famille peut être lue comme une micro-société qui renvoie aux revendications de liberté et d'affirmation de soi pour la jeunesse, mais aussi à un certain fantasme littéraire. Avec l'avènement du récit de filiation dans les années 2000, un dialogue s'instaure entre générations, bénéficiant également des liens créés par la sororité.

Dans son article, **Charlotte Schallié** développe la thèse selon laquelle le roman de Charles Lewinsky, «Melnitz» (2006) doit être lu comme la première histoire littéraire culturelle et sociale des juifs suisses après leur émancipation juridique. Schallié met ainsi en lumière le personnage magique et réaliste de l'oncle Melnitz, un témoin récurrent dont l'existence remonte à la violente persécution des juifs lors de la révolte cosaque de Khmelnyzkyi au XVII^e siècle, et qui, à l'instar de l'Angelus Novus de Benjamin, commente sans cesse les événements en adoptant le point de vue des persécutés juifs. Grâce aux commentaires de Melnitz, l'histoire générationnelle de la famille Meijer est présentée à la fois comme une histoire suisse et comme une histoire de la mémoire collective juive. Par ce choix de lecture, Schallié jette un regard particulier sur la manière dont l'identité des Juifs, perçue de l'extérieur comme stéréotypée et homogène, est constamment négociée dans le roman entre stratégies d'adaptation continuelle et affirmation de soi. Les cultures juives et non juives se distinguent souvent l'une de l'autre dans «Melnitz», mais ces frontières sont généralement poreuses et se fondent l'une dans l'autre.

La contribution de **Tania Collani** est consacrée à l'auteure tessinoise Fleur Jaeggy et à deux de ses romans, «I beati anni del castigo» (1989) et «Protelerka» (2001). Dans ces récits, la narratrice s'inspire du vécu de l'auteure, tout en ne stipulant pas de «pacte» (au sens de Philippe Lejeune) avec sa lectrice ou son lecteur. Morcelés et lapidaires, ces récits reviennent sur les années d'internat d'une jeune adolescente en Suisse, sur sa famille aisée et son entourage appartenant à la haute-bourgeoisie helvétique, sur l'éclatement du mariage de ses parents, le départ de sa mère pour le Brésil et le rapport surveillé avec le père. Ainsi, les réminiscences familiales qui jaillissent de ces romans sont souvent détachées, fragmentaires, veinées par la mélancolie et dominées par l'introspection. Dans ces textes que l'on peut qualifier de «récits de filiation» (selon Dominique Viart), la narratrice rassemble les pièces d'un puzzle mémoriel, initiant ainsi une sorte d'enquête sur sa généalogie, ne craignant pas la dimension fragmentaire de cette enquête. En effet, la configuration incertaine de ce type de famille favorise la stratégie du récit partiel ou du tabou et de l'omission. Née en 1940, Fleur Jaeggy est elle-même adolescente dans les années 50, lorsque ses deux récits de filiation se déroulent, au moins pour une grande partie. Dans ses romans, elle rend compte de modèles familiaux précurseurs de comportements qui seront statistiquement diffusés quelques années plus tard: banalisation du divorce, unions successives et vie solitaire post-familiale. Il est intéressant de souligner, dans le cas de la narratrice, que celle-ci est soumise à la domination légale de sa mère qui s'avère

physiquement absente, car partie au Brésil, et c'est donc le père qui est physiquement présent, mais que la narratrice ne rencontre qu'à de très rares moments. La jeune fille ne pourra pas s'émanciper de l'héritage maternel, et ce lien refoulé l'aura toujours accompagnée, symbole d'un ancrage mémoriel puissant que les récits pourront revivifier. Tania Collani, dans son étude des liens familiaux et de leur rôle sur l'écriture du *Soi*, constate que la prose de Fleur Jaeggy a trouvé le registre, le lexique et le ton pour reprendre le fil de ses racines souffrantes et leur donner du sens.

Valentin Kolly a centré sa contribution sur l'étude de l'un des romans de l'écrivain suisse Jean-François Haas, intitulé «Tu écriras mon nom sur les eaux» (2019). Dans ce roman, l'auteur décrit une Suisse archaïque par certains aspects, une Suisse qu'il problématise à travers l'une de ses composantes les plus fortes, à savoir la famille. En effet, le récit consiste en une grande fresque familiale, se déployant en Europe et aux États-Unis, mettant en scène l'exil d'un jeune Fribourgeois, Tobie, parti à la recherche de son père biologique, et chassé de la ferme par son beau-père, personnage violent et autoritaire. Valentin Kolly montre dans son article comment le roman convoque deux modèles opposés de la famille: le premier, ancré dans la réalité des débuts du XX^e siècle, défini comme un «modèle familial traditionnel» dans lequel le partage d'un même nom, d'un même sang et d'une généalogie commune crée et justifie un certain nombre de liens au sein d'un noyau restreint; le second modèle familial serait fictif, et prendrait le contrepied du premier. Ce second modèle, élargi, serait d'ordre éthique et religieux, en ce qu'il repose sur l'idéal d'une fraternité universelle. Les figures paternelles s'avèrent révélatrices de ces modèles familiaux convoqués: en effet, si l'auteur place la relation père-fils au cœur de son intrigue, c'est qu'elle semble être le nœud de tous les dysfonctionnements familiaux. La famille de Tobie correspond en tout point au modèle patriarcal, dénoncé tout au long du roman, en particulier ses dynamiques hiérarchisées de domination et soumission, modèle que Tobie va également retrouver dans la colonie helvétique installée dans une vallée de l'Idaho lors de son séjour américain. Pour contrer ce modèle familial considéré comme profondément inégalitaire, l'auteur mobilise, en particulier, un intertexte biblique qui va constituer le socle privilégié d'une conception familiale – définie comme fraternelle – de la société, créant ainsi un rapport de filiation et d'héritage entre ses membres. Une conception de la famille qui renvoie, plus largement, à celle d'une patrie, «terra patria», mais également «mère patrie». En rejetant le modèle familial patriarcal, l'auteur dessine et appelle de ses vœux un modèle plus ouvert et plus égalitaire de la famille, mais également de la patrie.

La contribution de **Ján Jambor** présente une analyse du roman policier intitulé «Le secret de Hunkeler» (2015) de l'auteur germano-suisse Hansjörg Schneider, dont la résolution nécessite le décryptage d'une constellation familiale ainsi que la mise en lumière de son secret. Il s'agit ici de préciser que le motif de la famille est exploité de différentes manières dans le roman policier, en particulier en Suisse alémanique. L'écrivain Friedrich Glauser, par exemple, dote son sergent Studer

d'une vie de famille qui lui est propre, tandis qu'on trouve plutôt chez Dürrenmatt le type du «Great Detective» solitaire. Dans les romans policiers récents, les relations personnelles entre l'enquêteur, le criminel et la victime semblent toutefois faire l'objet d'une attention renouvelée, une évolution dont la série des «Hunkeler» de Hansjörg Schneider peut notamment être citée en exemple. D'une part, l'affaire criminelle peut être résolue grâce au fait qu'Hunkeler découvre les diverses imbrications avec les générations précédentes. On découvre que la criminelle exécute une vengeance pour une injustice passée, car le père de la victime, alors fonctionnaire frontalier, avait, à l'époque de la persécution des Juifs, renvoyé vers une mort certaine une partie d'une famille juive à la frontière. Dans ce cas précis, c'est la piste intergénérationnelle qui explique la situation ambiguë qu'on trouve entre être coupable ou se sentir victime. D'autre part, les relations désastreuses entre les familles de la victime du meurtre et de la coupable sont mises en contraste avec la famille du commissaire. Il ne s'agit pourtant pas, dans ce cas précis, d'une idylle familiale, mais d'une famille recomposée multilingue et interculturelle d'aujourd'hui, dans laquelle les différences peuvent s'avérer exigeantes, sans être irrémédiables pour autant.

Le dysfonctionnement familial, et plus spécifiquement les tensions entre parents et enfants, représente également un stimulus narratif dynamique dans le roman policier intitulé «Qui a tué Heidi?» (2017) de l'auteur suisse Marc Voltenauer. Dans son étude, **Zuzana Malinovska** analyse les enjeux, sur l'intrigue, les personnages et la narration, des histoires de famille qui fonctionnent comme autant de trames secondaires qui s'entremêlent à l'intrigue principale du livre, soit des crimes particulièrement odieux commis par un tueur en série. Ces histoires de famille encadrent en quelque sorte l'intrigue principale du roman de Voltenauer par les éléments de résolution qu'elles apportent: c'est en creusant les secrets de famille, ainsi que les rapports père-fils, mais également mère-fils, que le détective va s'approcher de la vérité et pouvoir neutraliser le meurtrier. Implantée dans un village typique des préalpes vaudoises (Gryon, pour le nommer), la fiction déploie plusieurs types de composition familiale, que ce soit une famille recomposée, une famille monoparentale, une famille nucléaire «traditionnelle»... diversité représentant notre réalité sociale contemporaine. Par ailleurs, les deux personnages principaux, l'enquêteur et son ami journaliste, forment un couple homosexuel et semblent incarner un certain équilibre familial. A cet équilibre s'oppose la relation père-fils de la famille du meurtrier, dépourvue de liens affectifs et minée par la haine éprouvée pour la figure de la mère, décédée dans un soi-disant accident de voiture. A travers certains tableaux familiaux, l'auteur montre différents dysfonctionnements de la famille, accentuant le trait de manière hyperbolique lorsqu'il s'agit de servir les intérêts de l'intrigue policière. Le tissage des trames de l'intrigue policière et des histoires familiales s'avère également représentative dans l'œuvre de l'auteure suédoise Camille Läckberg: l'article était ainsi son propos par une comparaison entre les deux démarches d'écriture du roman policier ancré dans notre société contemporaine.

Enfin, **Ralph Müller** relève que la critique et les études littéraires reprochent souvent au roman de famille l'usage de formes esthétiques rétrogrades et prévisibles, la représentation de modèles bourgeois dépassés de la vie en commun, une édulcoration du passé historique ainsi que la tendance à une finalité divertissante non critique. En partant de la thèse selon laquelle ces reproches dessinent une toile de fond négative largement imaginée, l'article de Müller se penche sur la question de savoir comment les schémas traditionnels du roman familial et intergénérationnel peuvent être pensés, en étudiant des textes qui détruisent ou renouvellent ces formes, sous un concept générique commun. Müller propose de qualifier de «romans de famille» les récits dont le contenu et la structure sont essentiellement marqués par les relations entre les personnages en termes de continuités mais aussi de discontinuités intergénérationnelles, ces relations pouvant être pensées en termes biologiques, culturels ou encore matériels. De ce point de vue, les romans de famille en Suisse alémanique peuvent également faire écho à la diversité croissante des modes de vie en couple. Exploitant cette caractérisation, on peut constater que la problématique des relations intergénérationnelles continue de jouer un rôle, même – ou surtout – si la parenté ne s'accompagne pas de relations affectives stables. Il existe en outre des signes indiquant que l'échec d'une relation affective forte entre les générations fait l'objet d'une narration plus sereine, sans que les ruptures provoquent de crise existentielle majeure. Nous pouvons citer, à titre d'exemples représentatifs, le sous-titre „Kein Familienroman“ du roman de Christoph Geiser, intitulé „Schöne Beschörung“ (2013), ainsi que le roman „Unter offenem Himmel“ (2020) de Katharina Geiser.

4. *Propos conclusif*

Quelle serait la situation actuelle des familles en Suisse? En Suisse alémanique, il existe depuis plus d'un siècle un magazine familial à grand tirage intitulé «Schweizer Familie»; toutefois, nous pouvons constater que la famille suisse en tant que telle n'existe pas – ni en Suisse alémanique, ni dans les parties francophone ou italophone du pays. De fait, nous pouvons plutôt montrer, de manière empirique, que les soins prodigués entre personnes d'une même famille, les relations d'affection, ainsi qu'une attention de type intergénérationnel se concrétisent dans le cadre d'une multitude de modèles différents de cohabitation. De même, la législation suisse s'adapte elle aussi progressivement à cette réalité.

Comment les histoires de famille racontées par la littérature s'emparent-elles de cette réalité? Signalons que, d'un point de vue sociologique, les auteur·e·s ne sont guère représentatif·ve·s de la société, et même si de nombreux récits s'appuient sur une base autobiographique, il n'y a aucune raison de supposer que les familles représentées dans les univers fictionnels devrait être considérées comme typiques de la société en Suisse. Par ailleurs, décrire un bonheur familial tranquille voire «normé» ou raconter une histoire de famille sans événements particuliers semble avoir peu de valeur en terme de divertissement narratif. A contrario, les

familles représentées dans les univers fictionnels se nourrissent, dans une certaine mesure, d'exceptions et de particularités. Par conséquent, nous ne pouvons pas parler d'un simple effet de miroir entre la littérature et la réalité sociale: les récits de famille nous apportent un regard particulier et affuté sur les relations d'entraide et de transmission familiales, qui met en lumière un imaginaire de la famille en Suisse, en considérant plus précisément les failles et fractures en jeu autour de la cohésion interfamiliale. Dans ce contexte, la littérature peut tout à fait refléter de nouvelles conceptions de la vie en famille. Mais elle nous montre également comment, lors de contextes sociaux en mutation, des phénomènes comme l'entraide et la transmission intergénérationnelles peuvent se développer, échouer voire réussir.

Le présent volume n'a aucunement la prétention de vouloir être représentatif de la quantité de romans publiés chaque année en Suisse. De même, il ne nous a pas été possible d'intégrer la pluralité des regards interdisciplinaires souhaités sur ce domaine de recherche. Soulignons ici que l'intérêt continu pour la famille développé dans la société actuelle, mais surtout dans la littérature, nous suggère que plusieurs questions de recherche doivent encore être abordées et poursuivies dans ce domaine. Comme preuve de cet intérêt accru pour le récit familial, nous renvoyons entre autres au volume de la revue «Viceversa» consacré aux «Histoires de famille»²⁹ (15/2021) ou aux vastes projets de récit sur l'écriture biographique, par exemple de l'«édition unik»³⁰.

Le présent ouvrage, combiné à la thèse de doctorat d'Emily Eder³¹, marque ainsi l'aboutissement d'une longue réflexion comparatiste menée sur les récits de famille en Suisse et initiée depuis plusieurs années à l'Université bilingue de Fribourg. Malgré certaines difficultés de planification rencontrées au début du projet suivies du report et de l'annulation du colloque déjà programmé, dus à la crise du covid, le fait que ce projet interdisciplinaire arrive à son terme, au moins sous forme de publication, tient presque du miracle! Nous exprimons, pour terminer, notre reconnaissance au Fonds national suisse de la recherche scientifique ainsi qu'au Fonds d'Action Facultaire de l'université de Fribourg, qui avaient accordé le financement pour les rencontres scientifiques prévues (reportées puis annulées suite aux conséquences de la pandémie du covid). Nos remerciements vont également à nos collaborateurs·trices, parmi lesquels Damaris Gut ainsi que Livia Bogenstätter pour leur accompagnement rédactionnel. Enfin, il nous reste à exprimer notre gratitude à tous·tes celles et ceux qui ont fait preuve, dans ces conditions particulières, de flexibilité et de patience en participant à la rédaction de ce volume.

²⁹ Viceversa (2021).

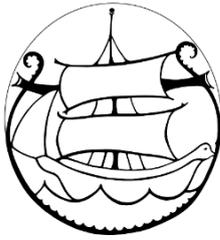
³⁰ <https://www.edition-unik.ch/ueber-uns> [27.7.2022].

³¹ Voir à ce sujet Eder (2022).

Bibliographie

- Assmann, A. (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. Munich.
- Assmann, A. (2009): *Unbewältigte Erbschaften. Fakten und Fiktionen im zeitgenössischen Familienroman*. In: Kraft, A. / Weißhaupt, M. (dirs.): *Generationen: Erfahrung – Erzählung – Identität*. Konstanz.
- Attias-Donfut, C. / Lapierre, N. / Segalen, M. (2002): *Le nouvel esprit de famille*. Paris.
- Bachtin, M. M. (1989): *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. Frankfurt.
- Bakhtine, M. (1978): *Esthétique et théorie du roman*. Traduit du russe par Daria Olivier. Préface de Michel Aucouturier. Paris.
- Bernstein, M. / Reimann, R. (2001): *Queer Families and the Politics of Visibility*. In: *Ibid.* (dirs.): *Queer Families, Queer Politics. Challenging Culture and the State*. New York. 1-17.
- Costagli, S. / Galli, M. (dirs.) (2010): *Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext*. Munich.
- Dilthey, W. (1924): *Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat [1875]*. In: Dilthey, W.: *Die Geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften. Bd. V*. Leipzig / Berlin. 31-73.
- Eder, E. (2022): *Erinnerungskulturelle Familienromane in der zeitgenössischen Literatur der Deutschschweiz. Eine Studie zu Christoph Geiser, Thomas Hürlimann und Urs Widmer*. Thèse Fribourg/CH.
- Eichenberg, A. (2009): *Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane*. Göttingen.
- Eigler, F. (2005): *Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende*. Berlin.
- Francillon, R. / Jakubec, D. (dirs.) (1991): *Littérature populaire et identité suisse: récits populaires et romans littéraires. Evolution des mentalités en Suisse romande, au cours des cent dernières années*. Lausanne.
- Haupt, S. (2004): *Vom Topos kultureller Selbstbehauptung zur Höflichkeitsformel. ‚Schweizer Literatur‘ und ihre Diskursgeschichte*. In: Caduff, C. / Sorg, R. (dirs.): *Nationale Literature heute – ein Fantom? Die Imagination und Tradition des Schweizerischen als Problem*. Zürich. 191-218.
- Jeanneret, S. / Viegnes, M. (2017): *Introduction*. In: Jeanneret, S. / Viegnes, M. (dirs.): *Relations de pouvoir dans la famille d’aujourd’hui*. Fribourg. 9-25.
- Lauer, G. (2010): *Einleitung*. In: Lauer, G. (dir.): *Literaturwissenschaftliche Beiträge zur Generationsforschung*. Göttingen. 7-18.
- Mannheim, K. (1964): *Das Problem der Generationen*. In: Wolff, K. H. (dir.): *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Berlin / Neuwied. 509-565.
- Müller, R. / Jeanneret, S. / Lambrecht, T. / Beaud, M. (2017): *Neue Familienromane. Ein Bericht zu Familien- und Generationenerzählungen in der Deutschschweiz und in der Romandie der Gegenwart*. In: *CH-Studien. Zeitschrift zur Literatur und Kultur aus der Schweiz*. 1. 1-20. <https://ch-studien.uni.wroc.pl/1-neue-familienromane-einbericht-zu-familien-und-generationenerzahlungen-in-der-deutschschweiz-und-in-der-romandie-der-gegenwart/> [6.9.2022].
- Muxel, A. (1996): *Individu et mémoire familiale*. Paris.

- Neuschäfer, M. (2013): *Das bedingte Selbst: Familie, Identität und Geschichte im zeitgenössischen Generationenroman*. Thèse Göttingen. 2013.
- Parnes, O. / Vedder, U. / Willer, S. (2008): *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte*. Frankfurt.
- Rabaté, D. (2004): «Où est ma famille ?»: la violente étrangeté de Marie NDiaye. In: Blanckeman, B. / Mura-Brunel, A. / Dambre, M. (dirs.): *Le roman français au tournant du XXIe siècle*, Nouvelle édition (en ligne). Paris. <https://books.openedition.org/psn/1717> [25.9.2022].
- Reidy, J. (2012): *Vergessen, was Eltern sind. Relektüre und literaturgeschichtliche Neusituierung der angeblichen Väterliteratur*. Göttingen.
- Reidy, J. (2013): *Rekonstruktion und Enttheroisierung: Paradigmen des ‚Generationenromans‘ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Bielefeld.
- Roudinesco, E. (2002): *La Famille en désordre*. Paris.
- Sandberg, B. (dir.) (2010): *Familienbilder als Zeitbilder. Erzählte Zeitgeschichte(n) bei Schweizer Autoren vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin.
- Süselbeck, J. (dir.) (2014): *Familiengefühle. Generationengeschichte und NS-Erinnerung*. Berlin.
- Viart, D. (2008): *Récits de filiation*. In: Viart, D. / Vercier, B. (dirs.): *La littérature française au présent. Héritage, modernité, mutations*. Paris. 79-101.
- Viart, D. (2009): *Le silence des pères au principe du “récit de filiation”*. In: *Études françaises*. 45. 3. 95-112.
- Viceversa (2021): *Viceversa Literatur. Jahrbuch der Schweizer Literaturen: Familiengeschichten*. 15.
- von Matt, P. (1995): *Verkommene Söhne, missratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur*. Munich.
- Weigel, S. (2006): *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*. Munich.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller
Kilde, Gisela: Einblicke in die Entwicklungen im Familienrecht.
In: IZfK 9 (2022). 41-63.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-531c-3a76

Gisela Kilde (Freiburg)

Einblicke in die Entwicklungen im Familienrecht

Insights into the developments in family law

This article outlines the development towards the codification of civil law, the most important cornerstones of the original Swiss “Civil Code” of 1912, as well as important developments in family law, and discusses their societal context. It will become apparent that legislation in family law over the past decades has been primarily characterised by efforts to achieve equality. From the 1970s onwards, legislative revisions were made in an attempt to follow the social developments. Adoption and child law were revised first, followed by marital and divorce law. While these mentioned legal bases were revised in partial steps in the 20th century, same-sex couples did not receive legal regulation of their partnership until the beginning of the 21st century. Whether the non-marital partnership should have their own legal regulation is currently left open by the legislature. In December 2020, however, the doors of the Civil Code opened for same-sex couples. Marriage for all was approved by the people in the vote of 26 September 2021. Nevertheless, this is not the end of the legislative revisions. In the near future, the discussion on equal rights will focus on a new regulation of the law of descent.

Keywords: Swiss civil code, family law, societal context, adoption and child law, marital and divorce law, same-sex-couples

Die Beziehung zwischen Recht und Gesellschaft

Das Recht rahmt wichtige Lebensstationen wie Geburt, Ehe, Scheidung oder Krankheit und Tod und beeinflusst damit gleichzeitig und direkt die Lebensumstände jedes Einzelnen. Die Politik sorgt dafür, dass sich soziale Realitäten im geltenden Recht abbilden können. Der Gesetzgeber wiederum ist dazu angehalten, eine dem gesellschaftlichen Konsens entsprechende Regelung zu finden.¹ Eine konkrete Wechselwirkung zwischen gesellschaftlichen Entwicklungen und rechtlichem Rahmen ist empirisch nur schwer nachzuweisen. Dennoch zeichnen verschiedentlich Studien genau diesen Effekt nach.² Dieser Beitrag möchte die wichtigsten Gesetzesrevisionen im Familienrecht darstellen und in einen gesellschaftlichen Kontext setzen. Dabei wird sich zeigen, dass die Gesetzgebung im Familienrecht über die letzten Jahrzehnte vor allem von Gleichstellungsbestrebungen geprägt war. Einen Ausblick auf die nächsten Entwicklungsschritte im Zusammenhang mit den Gleichstellungsbestrebungen schließt den Beitrag ab.

Welche Regelungen sich im Schweizer Zivilgesetzbuch finden – und welche nicht

Was eine Familie ist, wird im Schweizer Recht nicht definiert, sondern ist jeweils im Kontext der im Raum stehenden Frage zu erschließen.³ Die ursprüngliche Gesetzssystematik des Schweizer Zivilgesetzbuches von 1907 (ZGB)⁴, welches das Familienrecht in Ehe, Verwandtschaft sowie den Erwachsenenschutz⁵ unterteilt, ist bis heute geblieben. Wird in der Abteilung „Eherecht“ die Eheschließung, deren Wirkungen sowie die Ehescheidung und -trennung geregelt, so finden sich in der Abteilung zur Verwandtschaft die Regelungen zur Entstehung des Kindesverhältnisses und dessen Wirkungen sowie Bestimmungen zur Familiengemeinschaft. Das Familienrecht regelt also vornehmlich den Status einer bestimmten Person sowie die Rechtsbeziehungen zwischen den durch Ehe oder Verwandtschaft miteinander verbundenen Personen.

Unverheiratete Paare, die in einer faktischen Lebensgemeinschaft leben, müssen sich auch heute noch mit Rückgriffen auf das allgemeine Zivilrecht wie Vertragsrecht und einseitige Rechtsgeschäfte behelfen.⁶ Diejenigen Dispositionen, welche die Beziehungen zwischen unverheirateten Eltern und Kind regeln, finden sich hingegen wieder im Zivilgesetzbuch. Erst in den letzten Jahren hat der Gesetzgeber begonnen, faktische Lebensgemeinschaften punktuell im Familienrecht zu berück-

¹ Hausheer / Geiser / Aebi-Müller (2014: N 01.22).

² Siehe etwa Ofori et al. (2019).

³ Hausheer / Geiser / Aebi-Müller (2014: N 01.01).

⁴ AS 24 233; BBl 1904 IV 1, 1907 VI 367.

⁵ Der Erwachsenenschutz, geregelt in den Art. 360 ff. ZGB, wird hier nicht einbezogen.

⁶ Boente (2017: 249); Guyer / Nägeli (2016: 362-369).

sichtigen; dies namentlich in Verbindung mit der Regelung von Kindsverhältnissen.⁷ Der seit 2015 hängige Auftrag des Parlaments an den Bundesrat, zu prüfen, ob und wie faktische Lebensgemeinschaften durch einen «pacte civil de solidarité» (PACS) einen Platz im Zivilrecht erhalten könnten,⁸ hat der Bundesrat am 30. März 2022 durch den Bericht „Ein PACS nach Schweizer Art“ beantwortet.⁹ Gestützt darauf ist eine parlamentarische Initiative (22.448) hängig, die den Bundesrat beauftragen soll entsprechende Rechtsgrundlagen zu schaffen.¹⁰

Gleichgeschlechtliche Paare haben im Jahr 2007 mit einem Sondergesetz, dem Partnerschaftsgesetz,¹¹ einen neuen, eigenen Zivilstand erhalten. Erschien dieser Erlass bei dessen Inkrafttreten noch als Errungenschaft, wird heute vor allem der separate Zivilstand als stigmatisierend betrachtet. Die eingetragenen Partnerinnen oder Partner offenbaren mit Bekanntgabe ihres Zivilstands bei Ämtern oder Arbeits- und Mietverträgen gleichzeitig auch ihre sexuelle Ausrichtung. In Ländern mit Verbot der Homosexualität können sich daraus gravierende Probleme ergeben.¹² Ab dem 1.7.2022 können keine neuen eingetragenen Partnerschaften mehr geschlossen werden,¹³ da die Ehe den gleichgeschlechtlichen Paaren geöffnet wurde. Damit bleibt das Partnerschaftsgesetz nur noch für bereits bestehende eingetragene Partnerschaften von Bedeutung, die ihre eingetragene Partnerschaft nicht gemäß Art. 35 f. PartG in eine Ehe umwandeln mögen.

Der Beginn eines einheitlichen Familienrechts

Nach der Gründung der Schweizerischen Eidgenossenschaft im Jahr 1848 blieb das Familienrecht zuerst in kantonaler Kompetenz. In Bezug auf die Frauen sahen die meisten Kantone für die volljährigen ledigen, verwitweten und geschiedenen Frauen bis ins späte 19. Jahrhundert die Geschlechtsvormundschaft vor. Alle Kantone waren sich darin einig, dass die verheiratete Frau unter der Vormundschaft des Mannes zu stehen hatte. Dagegen wehrten sich Frauen, zuerst auf kantonaler Ebene, schließlich schweizweit und international vernetzt. Sie organisierten sich in Vereinen und Verbänden und setzten sich für ihre zivilrechtliche Besserstellung ein.¹⁴

⁷ Zum Beispiel: Stiefkindadoption, die mit Art. 264c Abs. 1 Ziff. 3 ZGB [=Zivilgesetzbuch] auch den faktischen Lebensgemeinschaften geöffnet wurde.

⁸ Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Nationalrats (2015).

⁹ Bundesrat (2022).

¹⁰ Caroni (2022).

¹¹ Partnerschaftsgesetz (PartG) vom 18.6.2004, in Kraft getreten am 1.1.2007 (SR 211.231; AS 2005 5685).

¹² Kommission für Rechtsfragen des Nationalrates (2019: 8595-8640; 8596).

¹³ Art. 1 PartG; AS 2021 747.

¹⁴ Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (2001); Joris (2021).

Eine gemischt-konfessionelle Ehe war besonders in den vom kanonischen Recht beeinflussten Kantonen grundsätzlich nicht zugelassen. Auch eine Scheidung war nicht in allen Kantonen möglich. Damit eine gemischt-konfessionelle Heirat möglich wurde, musste der Bundesgesetzgeber sich auf die Disposition zum Erhalt des religiösen Friedens¹⁵ stützen. Eine schweizweit einheitliche Regelung der Scheidung wurde am 3. Februar 1862 eingeführt. Somit hatten Bewohner von Kantonen, in denen eine Scheidung nicht vorgesehen war, die Möglichkeit, ihre Ehe vor dem Bundesgericht scheiden zu lassen. Die Regelung der wirtschaftlichen Nebenfolgen sowie der Kinderbelange verblieb jedoch in der Kompetenz der Kantone.¹⁶

Die Bundesverfassung von 1874 erweiterte in einem ersten Schritt die Kompetenzen des Bundesgesetzgebers. Dieser regelte im „Bundesgesetz vom 24. Dezember 1874 betr. die Beurkundung und die Feststellung des Zivilstandes und die Ehe (ZEG)“¹⁷ wichtige Elemente des Eherechts wie Eingehung und Auflösung der Ehe. Der Bundesgesetzgeber sah darin vor, dass die Ehegatten die Scheidung auf gemeinsames Begehren einreichen durften. Gleichzeitig führte die Schweiz im europäischen Vergleich die höchste Scheidungsziffer an. Emile Durkheim, französischer Soziologe, führte die hohe Scheidungsziffer auf das modernistische Schweizer Scheidungsrecht zurück und kritisierte es als „leicht dümmlisches und unüberlegtes Modischsein“.¹⁸

Im Jahr 1898 wurde mit aArt. 64 Abs. 2 BV dem Bundesgesetzgeber ermöglicht, das Familienrecht umfassend zu regeln. In der Folge wurde Eugen Huber beauftragt, in einer Kodifizierung das Privatrecht schweizweit zu vereinheitlichen.¹⁹ Der Vorentwurf wurde einer vom Bundesrat ernannten großen Expertenkommission zur Prüfung überwiesen. In dieser Fachgruppe sollten alle wichtigen politischen Strömungen vertreten sein. Die Frauen blieben allerdings ausgeschlossen.²⁰ Die auf eidgenössischer Ebene entstandenen Frauenvereine und -verbände blieb nur der Weg offen, die Gesetzgebung mit Hilfe von Petitionen und Eingaben zu beeinflussen.²¹ Auch die erste Schweizer Juristin Emilie Kempin-Spyri setzte sich mittels ihrer Zeitschrift „Frauenrecht“ kritisch mit der zivilrechtlichen Stellung der Frau auseinander und wollte damit Anstöße für Gesetzgebungsarbeiten am Zivilgesetzbuch liefern.²²

¹⁵ Gestützt auf Art. 44 Abs. 2 Bundesverfassung von 1848 wurde das „Bundesgesetz vom 3. Dezember 1850 über die gemischte Ehe“ erlassen.

¹⁶ Hausheer / Geiser / Aebi-Müller (2014: N 01.25).

¹⁷ Inkrafttreten am 1. Januar 1876, AS I 506; BBl 1874 III 1.

¹⁸ Emile Durkheim, zitiert in: Arni (2004: 24-25).

¹⁹ Manaï-Wehrli (2008).

²⁰ Tuor et al. (2015: §2 N 1-3.)

²¹ Bosshart-Pfluger (2009: 36-38).

²² Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (2001).

Das Schweizer Zivilgesetzbuch wurde nach eingehender Beratung schließlich von beiden Räten am 10. Dezember 1907 einstimmig angenommen. Am 1. Januar 1912 trat es in Kraft.²³

Das Familienrecht im Schweizer Zivilgesetzbuch von 1912 (ZGB)

Im *Eherecht* (aArt. 90-251 ZGB) wurde die eheliche Vormundschaft für Frauen, wie sie im 19. Jahrhundert in allen Kantonen bekannt war, formell abgeschafft. Die damalige Doktrin, notabene alles Männer, vertrat daher die Meinung, das ZGB sehe eine liberale Regelung und eine gleichberechtigte Stellung der Ehefrau vor.²⁴ Ehefrauen wurden jedoch immer noch massiv in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkt: Der Ehemann galt als Haupt der Familie (Art. 160 Abs. 1 ZGB) und alleiniger Vertreter der ehelichen Gemeinschaft gegen aussen (aArt. 162 Abs. 1 ZGB). Die Ehefrau übernahm bei der Heirat seinen Namen und sein Bürgerrecht (aArt. 161 Abs. 1 ZGB). Der Ehemann entschied über den ehelichen Wohnsitz und hatte „für den Unterhalt von Weib und Kind in gebührender Weise Sorge zu tragen“ (aArt. 160 Abs. 2 ZGB). Die Rechtsstellung der Frau hing vom stillschweigenden oder ausdrücklichen Einverständnis des Ehemannes ab: Die Ehefrau durfte nur einen Beruf oder ein Gewerbe ausüben, soweit der Ehemann dies erlaubte (aArt. 167 Abs. 1 ZGB). Das Gericht konnte die Ehefrau zwar ersatzweise die Erwerbstätigkeit erlauben. Dies setzte jedoch voraus, dass die Ausübung des Berufs oder des Gewerbes im Interesse der ehelichen Gemeinschaft oder der Familie *geboten* war (aArt. 167 Abs. 2 ZGB). Das Gesetz sah also eine klare Aufgabenteilung der Ehegatten vor, die grundsätzlich von der „Hausfrauenehe“²⁵ ausging und nur ausnahmsweise die Erwerbstätigkeit der Frau vorsah. Entsprechend normierte aArt. 161 Abs. 3 ZGB für die Ehefrau eine Pflicht zur Haushaltsführung. Ihre Vertretungsbefugnis beschränkte sich auf die laufenden Bedürfnisse des Haushaltes (aArt. 163 Abs. 1 ZGB). Sie hatte die sogenannte „Schlüsselgewalt“ und durfte Nahrungsmittel und Kleidung für den täglichen Gebrauch besorgen.²⁶ Aber selbst diese beschränkte Vertretungsbefugnis konnte der Ehemann ganz oder teilweise entziehen, sollte die Ehefrau diese „missbrauchen“ oder sich als „unfähig“ erweisen (aArt. 164 Abs. 1 ZGB). Eine Erweiterung dieser Vertretungsbefugnis war wiederum von der ausdrücklichen oder stillschweigenden Zustimmung des Ehemannes abhängig (aArt. 166 ZGB). Obwohl diese Dispositionen dem Mann eindeutig eine Machtposition in der ehelichen Gemeinschaft zuwiesen, lobten Juristen die Gleichberechtigung in der Ge-

²³ AS 24 233; BBl 1904 IV 1, 1907 VI 367.

²⁴ Stehlin (2018: 132-133).

²⁵ Hausheer / Geiser / Aebi-Müller (2014: N 01.32).

²⁶ Stehlin (2018: 132).

meinschaft. Für die klare Vormachtstellung des Mannes machten sie organisatorische Erwägungen geltend und verwiesen auf die „tatsächlichen Verhältnisse“.²⁷

Das *Scheidungsrecht* von 1912 sah konkrete Scheidungsgründe vor; die Scheidung auf gemeinsames Begehren wie im ZEG von 1874 war nicht mehr vorgesehen. Das Gericht befand darüber, ob die Scheidungsgründe wie etwa eine zerrütete Ehe tatsächlich erfüllt waren. Es galt das Schuldprinzip: Das Gericht musste herausfinden, wer am Scheitern der Ehe schuldig war, um danach die vermögensrechtlichen Scheidungsfolgen zu bemessen. Die vom Ehemann finanziell abhängige Frau durfte sich daher kein eheliches Fehlverhalten leisten, falls sie nach der Scheidung auf Ehegattenunterhalt angewiesen war. Im Gegenzug durfte eine schuldlose Ehefrau im Rahmen von aArt. 151 ZGB grundsätzlich Anspruch auf Fortsetzung der verlustig gegangenen ehelichen Versorgung durch den Ehemann geltend machen. Während der Ehe angespartes Vermögen wurde aufgeteilt, indem die Frau einen Drittel, der Ehemann hingegen zwei Drittel erhielt.²⁸

Im *Kindesrecht* bestanden drei Möglichkeiten ein Kindesverhältnis zu begründen: kraft der Ehelichkeitsvermutung (aArt. 252 ZGB), der Legitimation eines unehelichen Kindes (aArt. 258 ZGB) oder durch Kindesannahme (aArt. 265 ZGB). Das heutige Abstammungsrecht kennt auch heute noch die gesetzliche Vermutung, dass der Ehemann als Vater für ein während der Ehe geborenes Kind gilt (Art. 255 ZGB). Weder die Mutter noch der außereheliche Vater, der sogenannte Dritterzeuger, sind zur Anfechtung der Vaterschaft des Ehemannes berechtigt. Besteht die Ehelichkeitsvermutung, ist der Erzeuger auch heute nicht zur eigenen Anerkennungserklärung befugt.²⁹

Die Eltern übten die „*elterliche Gewalt*“ grundsätzlich gemeinsam aus. Der Vater behielt allerdings den Stichentscheid bei Meinungsverschiedenheiten in Erziehungsfragen.³⁰ In der elterlichen Gewalt enthalten war auch eine Erziehungspflicht der Eltern. Im Gegenzug waren die Kinder zu Ehrerbietung und zu Gehorsam verpflichtet (aArt. 275 Abs. 1 ZGB). Zur Durchsetzung dieser Erziehungspflicht erlaubte aArt. 278 ZGB, „die zur Erziehung der Kinder nötigen Züchtigungsmittel anzuwenden“. Bereits in der damaligen Doktrin wurde das Züchtigungsrecht an einen Erziehungszweck gebunden und durfte das Kindeswohl nicht gefährden. Bemerkenswert erscheint, dass physische Bestrafungen, ohne eine Körperverletzung zu verursachen, nicht in Frage gestellt waren, psychische Misshandlungen jedoch als zweckwidrig galten.³¹

Der zivilrechtliche *Kindesschutz* wurde mit wenigen Normen (aArt. 283-289 ZGB) schweizweit eingeführt: Kamen Eltern ihren Pflichten gegenüber ihrem

²⁷ Ders., 123.

²⁸ Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (2001).

²⁹ Zuletzt: BGE 144 III 1, E. 4.2.

³⁰ aArt. 274 Abs. 2 ZGB: „Sind die Eltern nicht einig, so entscheidet der Wille des Vaters.“

³¹ Stehlin (2018: 227-228).

Kind nicht nach, so sollte die Vormundschaftsbehörde „die zum Schutz des Kindes geeigneten Vorkehrungen“ treffen (aArt. 283 ZGB). Die noch heute geltenden Grundsätze der Verhältnismäßigkeit und Subsidiarität klingen bereits im Wortlaut an und waren in der Doktrin unbestritten.³² Kinderschutzmaßnahmen konnten etwa Auflagen, Mahnung oder Beratung der Eltern sein, aber auch Inspektionsbesuche oder Erziehungsaufsicht resp. Ordnungsbussen.³³ Die Ermächtigung zur Wegnahme und Platzierung des Kindes entweder bei einer Familie oder in einer Anstalt, stützte sich auf aArt. 284 ZGB. Die Voraussetzung bestand darin, dass ein Kind in seinem leiblichen oder geistigen Wohl dauernd gefährdet oder verwahrlost sei. Damit wurde die Verwahrlosung als „Schlüsselbegriff behördlicher Interventionen“³⁴ im Kinderschutz eingeführt. In aArt. 285 Abs. 1 ZGB wurde die Entziehung der elterlichen Gewalt als Maßnahme vorgesehen, sollten die Eltern nicht im Stand sein die elterliche Gewalt auszuüben, sie schwer missbrauchen oder vernachlässigen.³⁵ Wie bereits in aArt. 285 ZGB fanden sich für den Entzug der elterlichen Gewalt offene Begriffe, die jeweils den vormundschaftlichen Laienbehörden ein großes Ermessen beließ.³⁶ Präventiver Kinderschutz verlangte gemäß damaliger Doktrin nach prophylaktischer Wegnahme gefährdeter Kinder.³⁷ Die vom Gesetzgeber in bester Absicht eingeführten offenen Begriffe der Verwahrlosung oder etwa der Gefährdung³⁸ erlaubten die Abwertung bestimmter atypischer Lebensstile oder familiärer Verhältnisse.³⁹ So wurden etwa Kinder von Fahrenden systematisch fremdplatziert.⁴⁰

Gesellschaftliche Veränderungen in sozio-demographischen Zahlen

Erst 45 Jahre nach Inkrafttreten des Schweizer Zivilgesetzbuchs setzte der Bundesrat, angeregt durch mehrere Eingaben von Frauenverbänden und Postulate von Nationalräten, eine Studienkommission ein, welche in den Jahren 1962 und 1965 Berichte mit Vorschlägen für die Revision des Familienrechts von 1912 vorlegte. Ziel dieser Revision war die „vermehrte“ Gleichberechtigung der Ehegatten zu erreichen.⁴¹ Der Bundesrat plante die umfassende Revision des Familienrechts in vier Schritten: Die Revision des Adoptionsrechts

³² Ders., 240.

³³ Affolter-Fringeli / Vogel (2016: Vorbem. Art. 307-327c N 6-7, 11).

³⁴ Lengwiler / Praz (2018: 29-30).

³⁵ Affolter-Fringeli / Vogel (2016: Vorbem. Art. 307-327c N 9).

³⁶ Galle (2016: 458).

³⁷ Stehlin (2018: 241).

³⁸ Siehe dazu die Ausführungen von Egger bei Stehlin (2018: 237).

³⁹ Lengwiler / Praz (2018: 38).

⁴⁰ Vgl. etwa Galle (2016).

⁴¹ Bundesrat (1971: 1200-1271, 1201).

sollte die erste Etappe der Familienrechtsrevision bilden; in einer zweiten sollte das übrige „Ausserehelichenrecht“, in einer dritten das Ehegüter-, Ehescheidungs- und übrige Eherecht und schliesslich in einer letzten das Vormundschaftsrecht grundlegend revidiert werden.⁴²

Die sich in den 60er- und 70er Jahre bereits abzeichnenden gesellschaftlichen Tendenzen haben sich bis heute fortgesetzt. Wie Ingeborg Schwenzer zurecht darlegte, hat sich in den letzten 60 Jahren ein Wertewandel hin zu „Säkularisierung, Emanzipation und zunehmender Toleranz“⁴³ ergeben. Dies lässt sich auch in sozio-demographischen Zahlen nachzeichnen:

- Die *Scheidungshäufigkeit* hat sich in den letzten Jahren fast um das Fünffache erhöht: Gemäss den Zahlen des Bundesamts für Statistik betrug die zusammengefasste Scheidungsziffer⁴⁴ im Jahr 1960 nur 13%, verdoppelte sich bis 1980 auf 27,3%, um schliesslich im Jahr 2015 einen Höchstwert von 54% zu erreichen. In den letzten Jahren pendelte sich die zusammengefasste Scheidungsziffer bei 40 bis 50% ein.⁴⁵ Mit diesen hohen Scheidungsziffern wächst denn auch die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder in sogenannten Patchwork- oder Fortsetzungsfamilien leben.⁴⁶
- *Nichteheliche Lebensgemeinschaften* waren in der Schweiz auf kantonaler Ebene noch bis fast Ende des 20. Jahrhunderts verboten. Mitte der 1970er-Jahre kannten noch 14 Kantone ein Verbot, in den 80er Jahren waren es immer noch sechs Kantone. Als letzter hob der Kanton Wallis sein Verbot im Jahr 1996 auf.⁴⁷ Die Anzahl nichtehelich geborener Kinder stieg in den letzten Jahren kontinuierlich: Lag der Anteil nichtehelich geborener Kinder am Total der Lebendgeburten im Jahr 1998 bei rund 8,8%, so lag deren Anzahl im Jahr 2019 bei rund 24%.⁴⁸
- Mit den *Verfahren der medizinisch unterstützten Fortpflanzung* ist es heute möglich, dass nicht nur verheiratete Eltern ihren Wunsch nach einem Kind realisieren können. Obwohl sowohl Leihmutterchaft (Art. 119 Abs. 2 lit.d. BV; Art. 4 FMedG) als auch Eizellenspende in der Schweiz verbo-

⁴² Ders., 1205.

⁴³ Schwenzer (2013: N 12).

⁴⁴ Mit der zusammengefassten Scheidungsziffer wird der durchschnittliche Prozentanteil der Ehen ausgewiesen, die im Laufe der Zeit geschieden werden, wenn das ehedauerspezifische Scheidungsverhalten eines bestimmten Kalenderjahres zukünftig nicht ändern würde; Bundesamt für Statistik (2021e).

⁴⁵ Bundesamt für Statistik (2021a).

⁴⁶ Kilde (2015: N 48).

⁴⁷ Head-König (2007).

⁴⁸ Bundesamt für Statistik (2021c).

ten sind, musste sich das Bundesgericht bereits mehrfach mit Leihmutter-schaft resp. Doppel-Elternschaft befassen.⁴⁹

- *Personen, die in gleichgeschlechtlichen Beziehungen leben*, stehen je länger desto offener zu ihrer sexuellen Orientierung, organisieren sich in Vereinen und stellen politische Forderungen.⁵⁰ Mütter, die in eingetragener Partnerschaft leben, sind eine Tatsache,⁵¹ obwohl der Gesetzgeber dies mit dem Verbot der fortpflanzungsmedizinische Maßnahmen und der gemeinschaftlichen Adoption (Art. 28 PartG) so nicht vorgesehen hatte.
- *Die Religion* hat an Bedeutung verloren, da immer weniger Personen einer Religionsgemeinschaft angehören. Waren im Jahr 1970 nur gerade 1,1% ohne religiöse Zugehörigkeit, so waren dies im Jahr 2018 bereits 26%. Machten die Anteile der Landeskirchen im Jahr 1970 noch 55% (evangelisch-reformiert) resp. 41% (römisch-katholisch) aus, verloren sie seither konstant Mitglieder. Im Jahr 2019 sind noch 28,5% der Bevölkerung Mitglied der evangelisch-reformierten Kirche, 36% gehören der römisch-katholischen Kirche an. Heute stellen die Religionsgemeinschaften eine heterogene Gruppe unterschiedlich geprägter Herkunft dar: Jüdische, hinduistische oder buddhistische Gemeinschaften stehen neben anderen christlichen Gemeinschaften. Die muslimische Gemeinschaft resp. aus dem Islam hervorgegangene Glaubensgemeinschaften bilden mit rund 5% den größten Anteil der nicht christlichen Religionsgemeinschaften.⁵²

Gleichstellungsbestrebungen als Motor der Familienrechtsrevisionen

Die etappenweise Revision des Familienrechts begann mit dem Adoptions- und Kindesrecht (a.). Die Anpassung des Eherechts sowie des Scheidungsrechts bildeten den nächsten Schritt in der Modernisierung des Familienrechts (b.). Gleichgeschlechtliche Paare erhielten erst im 21. Jahrhundert einen rechtlichen Rahmen und damit eine gesellschaftliche Anerkennung (c.).

⁴⁹ Etwa BGE 141 III 312; 141 III 328; 135 I 143.

⁵⁰ Z.B. „LOS“ (Lesbenorganisation Schweiz; www.los.ch); „Pink Cross“ (Dachorganisation der schwulen und bisexuellen Männer in der Schweiz; www.pinkcross.ch); Netzwerke in politischen Parteien wie z.B. „Netzwerk queer glp“ (<https://queerglp.grunliberale.ch>); „RADIGAL“ – LGBTI-Fachgruppe der FDP (<https://www.radigal.ch/willkommen>); „Arbeitsgruppe LGBTI“ der CVP – die Mitte (<https://www.cvp.ch/de/die-cvp/arbeitsgruppen/arbeitsgruppe-lgbti>).

⁵¹ Bundesamt für Statistik (2021c).

⁵² Bundesamt für Statistik (2021d).

(a.) Erste Etappe: Adoptions- und Kindesrecht

Die Revision des Adoptionsrechts wurde mit einem Funktionswandel der Adoption begründet: Von den Interessen des Adoptierenden, seinen Familiennamen zu bewahren und eine Nachfolge zu finden, wechselte der Fokus auf die soziale Funktion einer Adoption, nämlich einem elternlosen Kind ein Heim zu bieten.⁵³ Zudem hatte die Revision des Adoptionsrechts „den Abbau vorhandener Diskriminierungen, die möglichst weitgehende Gleichstellung des Adoptivkindes mit dem leiblichen, des außerehelichen mit dem ehelichen Kind“⁵⁴ zum Ziel. Kritisiert wurde vor allem die Tatsache, dass durch den im damaligen ZGB bestehenden rechtlichen Rahmen „das Kind infolge Fortdauer wesentlicher Beziehungen des angestammten Kindesverhältnisses einerseits und Beschränkung der Wirkungen der Adoption andererseits nur unvollkommen in die Adoptivfamilie integriert wird“⁵⁵. Im alten Recht etwa erhielt das adoptierte Kind den Familiennamen des Adoptierenden, nicht aber sein Bürgerrecht. Es stand ihm auch nur eine eingeschränkte Erbenstellung in der Familie des Adoptierenden zu.⁵⁶ Aufgrund dieser Kritik führte der Gesetzgeber mit einer Gesetzesnovelle⁵⁷ die Volladoption ein: Das Kindesverhältnis zu den bisherigen Eltern erlosch vollständig. Gleichzeitig wurde das Kindesverhältnis zu den Adoptiveltern begründet. Dieses Kindesverhältnis entsprach qualitativ den anderen Kindesverhältnissen. Eine ausdrückliche gesetzliche Regelung erfuhren zudem die Ausnahmesituationen der Einzeladoption durch unverheiratete Personen resp. die Einzeladoption durch Verheiratete (aArt. 264 ZGB).⁵⁸ Um die Volladoption zu schützen, wurde ein *Adoptionsgeheimnis* errichtet, indem aArt. 268b ZGB bestimmte, dass die Adoptiveltern ohne ihre Zustimmung den Eltern des Kindes nicht bekannt gegeben werden dürfen. Das Adoptionsgeheimnis wurde durch das Bundesgericht, in Berücksichtigung des Anspruchs auf Kenntnis der eigenen Abstammung (Art. 7 UN-Kinderrechtskonvention⁵⁹) und der persönlichen Freiheit (Art. 10 Abs. 2 BV) gelockert.⁶⁰ Der Gesetzgeber führte im Jahr 2003 die gesetzgeberische Lösung ein, dass das Kind nach Erreichen seines 18. Lebensjahrs Auskunft über die Personalien seiner leiblichen Eltern verlangen darf; vor

⁵³ Bundesrat (1971: 1212f.).

⁵⁴ Ders., 1206.

⁵⁵ Ders., 1212.

⁵⁶ Hegnauer (1973: 47).

⁵⁷ Eingefügt durch Anhang Ziff. 2 des Bundesgesetzes vom 22. Juni 2001 zum Haager Adoptionsübereinkommen und über Massnahmen zum Schutz des Kindes bei internationalen Adoptionen; AS 2002 3988; BBl 1999 5795.

⁵⁸ Hegnauer (1973: 45).

⁵⁹ Für die Schweiz war das Übereinkommen über die Rechte des Kindes, abgeschlossen in New York am 20. November 1989, am 26. März 1997 in Kraft getreten (AS 1998 2055).

⁶⁰ BGE 128 I 63 E. 3.2.

dem 18. Altersjahr kann es diese Informationen verlangen, wenn es ein schutzwürdiges Interesse geltend machen kann (aArt. 268c Abs. 1 ZGB). Damit erhält das Adoptivkind mit Erreichen der Volljährigkeit einen unbedingten Anspruch auf Auskunft, unabhängig davon, ob die leiblichen Eltern einen persönlichen Kontakt wünschen oder einen solchen ablehnen.⁶¹

Mit der jüngsten Revision des Adoptionsrechts im Jahr 2018⁶² wurde das Adoptionsgeheimnis sowohl für die leiblichen Eltern als auch für das Kind selbst noch einmal gelockert. Grundsätzlich besteht immer noch ein Anspruch auf Wahrung des Adoptionsgeheimnisses (Art. 268b Abs. 1 ZGB). Aber neu ist ausdrücklich gesetzlich bestimmt, dass das Kind von seinen Adoptiveltern „entsprechend seinem Alter und seiner Reife“ über die Adoption informiert werden muss (Art. 268d Abs. 1 ZGB). Stimmen das urteilsfähige Kind und die Adoptiveltern zu, so erhalten leibliche Eltern auf Antrag identifizierende Informationen über das minderjährige Kind und deren Adoptiveltern (Art. 268b Abs. 2 ZGB). Den leiblichen Eltern steht nun ebenfalls die Möglichkeit offen, mit dem Kind einen persönlichen Verkehr zu pflegen, soweit die Adoptiveltern und das urteilsfähige Kind damit einverstanden sind (Art. 268e ZGB).

Das *Kindesrecht* von 1907 wurde mit der Gesetzesnovelle von 1976⁶³ revidiert. Die Mutter erhielt namentlich in zwei Punkten eine stärkere Rechtsstellung: Erstens stand der *unverheirateten Mutter* neu die elterliche Gewalt grundsätzlich von Gesetzes wegen zu (aArt. 298 Abs. 1 ZGB). Vor dieser Revision hatte die Vormundschaftsbehörde dem Vater oder der Mutter die elterliche Gewalt ausdrücklich einzuräumen. Sie konnte das Kind aber auch unter Vormundschaft stellen (aArt. 325 Abs. 2 ZGB). Dabei hatte sich ihr Entscheid auf die Interessen des Kindes zu stützen.⁶⁴ Zweitens übten *verheiratete Eltern* mit Einführung der Gesetzesnovelle die elterliche Gewalt gemeinsam aus (aArt. 297 Abs. 1 ZGB). Der Stichtscheid des Vaters wurde aufgehoben. Auch damals galt der heute noch gültige Grundsatz, dass bei Uneinigkeit der Eltern die Behörde nur bei Kindeswohlgefährdung eingreifen darf.⁶⁵ Weiter zielte die Gesetzesrevision darauf, außerehelich geborene Kinder den ehelich geborenen Kindern gleichzustellen.⁶⁶ Zudem räumte der Gesetzgeber dem Kindeswohl die noch heute gültige Vorrangstellung im gesamten Kindesrecht ein: Jedes Handeln der Eltern, aber auch der Behörde, hat sich in Kinderbelangen am Wohl des Kindes zu orientieren.⁶⁷ Auch

⁶¹ Vgl. Bundesrat (2015: 877-948, 914).

⁶² Bundesgesetz vom 17. Juni 2016 (Adoption), in Kraft seit 1. Januar 2018; AS 2017 3699; BB1 2015 877.

⁶³ Schweizerisches Zivilgesetzbuch (Kindesverhältnis), Änderung, in Kraft seit 1. Januar 1978 (AS 1977 237).

⁶⁴ Stehlin (2018: 250).

⁶⁵ Hegnauer (1978: 11).

⁶⁶ Bundesrat (1974: 1-138, 21).

⁶⁷ Kilde (2015: N 92).

das elterliche Züchtigungsrecht wurde aus den gesetzlichen Bestimmungen gestrichen.⁶⁸ Der Bundesrat hielt in seiner Botschaft ans Parlament jedoch ausdrücklich fest, dass eine Züchtigungsbefugnis immer noch in der elterlichen Gewalt enthalten sei, soweit dies zur Erziehung des Kindes nötig sei.⁶⁹ Vor allem im Strafrecht finden sich noch heute Erwägungen, dass ein „mildes“ Züchtigungsrecht bestehe resp. nicht strafrechtsrelevant sei.⁷⁰ Das Bundesgericht hat die Frage, ob ein Züchtigungsrecht der Eltern bestehe, bis heute offengelassen.⁷¹ Das fehlende Gewaltverbot in der Erziehung wurde denn auch sowohl im Schrifttum⁷² als auch vom Kinderrechtsausschuss⁷³ gerügt. Nach vielen vergeblichen politischen Vorstößen hat der Nationalrat am 9. Dezember 2020 ein Postulat betreffend „Schutz von Kindern vor Gewalt in der Erziehung“⁷⁴ angenommen und damit dem Bundesrat den Auftrag erteilt, in einem Bericht darzustellen, wie der Schutz von Kindern vor Gewalt in der Erziehung im ZGB verankert werden kann.⁷⁵

Mit der Revision des Kindesrechts richtete das Kindesschutzrecht seinen Fokus ebenfalls auf das Kindeswohl und nicht mehr auf ein allfällig pflichtwidriges Verhalten der Eltern.⁷⁶ Die Behörden hatten immer dann, wenn etwa die Eltern nicht von sich aus für Abhilfe sorgten (Art. 307 Abs. 1 ZGB) oder der Gefährdung nicht anders begegnet werden konnte (Art. 310 Abs. 1 ZGB), komplementäre Schutzmaßnahmen zu ergreifen. Weiterhin galt das Prinzip der Subsidiarität, das nun im Gesetz verdeutlicht worden war.⁷⁷

Die Revision des Kindes- und Erwachsenenschutzes von 2008⁷⁸ beließ zu großen Teilen das bestehende Instrumentarium im Kindesschutz. Neben einigen terminologischen Anpassungen, führte die Gesetzesnovelle zu einer professionalisierten Behördenorganisation, also weg von den Laienbehörden hin zu einer Fachbehörde (Art. 440 ZGB). Der im französischen Gesetzestext gewählte Terminus der «*autorité interdisciplinaire*» weist daraufhin, dass der Gesetzgeber für die Fachbehörde ein interdisziplinär zusammengesetztes Gremium bestimmte.⁷⁹ Die Organisation der neuen Behörden blieb aber in kantonaler Hoheit. Damit

⁶⁸ Bundesrat (1974: 71ff.).

⁶⁹ Ders., 77.

⁷⁰ Vgl. dazu Ryser Büschi (2012: 220f.).

⁷¹ Zum Beispiel in: BGE 129 IV 221 f. E. 2.3.

⁷² Etwa Fassbind (2007: 547-555); De Luze (2012: 224-241).

⁷³ Committee on the Rights of the Child (2015: Ziff. 38).

⁷⁴ Bulliard-Marbach (2020).

⁷⁵ Michel (2021: 55-59).

⁷⁶ Hegnauer (1978: 13).

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ Bundesgesetz vom 19. Dezember 2008 (Erwachsenenschutz, Personenrecht und Kindesrecht), in Kraft seit 1. Januar 2013 (AS 2011 725; BBl 2006 7001).

⁷⁹ Botschaft Erwachsenenschutz, 7073.

entstanden, je nach politischer und historischer Prägung der Kantone, verschiedene Modelle.⁸⁰ Weiter wurde mit der Gesetzesrevision die Forderung der Kinderrechtskonvention⁸¹ auf Partizipation aufgenommen, die zu einer verstärkten Stellung des Kindes im Kindeschutzverfahren führten. Wie bereits in der schweizweit vereinheitlichten Zivilprozessordnung⁸² wurde die Anhörung des Kindes (Art. 314a ZGB) sowie, bei Vorliegen gewisser Voraussetzungen, eine Verfahrensvertretung des Kindes (Art. 314a^{bis} ZGB) in das Verfahrensrecht vor der Kindeschutzbehörde eingeführt.

(b.) *Zweite Etappe: Das Ehe- und Scheidungsrecht*

Das im ZGB von 1912 vorgegebene Modell der Rollenverteilungen, die Hausfrauenehe, entsprach immer weniger der tatsächlich gelebten Realität. Auch der Schutzgedanke, der sich in den Regelungen des ZGB fand, wurde in vielen Kreisen abgewertet.⁸³ Das neue *Eherecht*⁸⁴ zielte auf die Einführung der Gleichberechtigung von Frau und Mann.⁸⁵ Die Einschränkungen in der Handlungsfähigkeit sowie die gesetzliche Aufgabenteilung in der Ehe wurde aufgehoben. Neu stand es den Eheleuten frei, wie sie ihre Aufgaben aufteilten. In der Bevölkerung waren diese angestrebten Änderungen nicht unumstritten. Ein Komitee unter Führung von Christoph Blocher, unterstützt vom Schweizerischem Gewerbeverband und der Eidgenössisch-demokratischen Union, ergriff erfolgreich das Referendum.⁸⁶ Die Bevölkerung nahm die Gesetzesrevision am 22. September 1985 mit einem 54,7% Ja-Stimmenanteil zu 45,3 % Nein-Stimmenanteil an. Neun Kantone und 4 Halbkantone lehnten die Gesetzesrevision ab, wobei der Halbkanton Appenzell-Innerrhoden mit 34% und der Kanton Schwyz mit 35,9% Ja-Stimmen die Gesetzesrevision am deutlichsten ablehnten.⁸⁷

Allerdings blieb die traditionelle Vorrangstellung des Ehemannes bei der rechtlichen Regelung des Familiennamens und des Bürgerrechts der Familie weiterhin erhalten. Erst das Urteil des Europäischen Gerichtshofes für Menschen-

⁸⁰ Häfeli (2013: N 29.10).

⁸¹ Art. 12 Übereinkommen über die Rechte des Kindes vom 20. November 1989 (SR 0.107; AS 1998 2053).

⁸² Art. 298 f. Schweizerische Zivilprozessordnung vom 19. Dezember 2008 (SR 272; AS 2010 1739)

⁸³ Hausheer / Geiser / Aebi-Müller (2014: N 01.33).

⁸⁴ Einführung mit Ziff. I 1 des BG vom 5. Oktober 1984, in Kraft seit 1. Januar 1988 (AS 1986 122 153 Art. 1; BBl 1979 II 1191).

⁸⁵ Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (2001).

⁸⁶ Bundeskanzlei der Schweizerischen Eidgenossenschaft (1985a: 566).

⁸⁷ Bundeskanzlei der Schweizerischen Eidgenossenschaft (1985b: 1436).

rechte von 1994⁸⁸ löste schließlich Bemühungen des Gesetzgebers aus, Mann und Frau auch im Namensrecht gleichzustellen. Indem in der Schweiz nur Frauen, nicht aber Männer einen offiziellen Doppelnamen führen dürften, verletzte die Schweiz das Gleichstellungsgebot, hielt der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in jenem Urteil fest. In einem Zwischenschritt wurde, unter Auslassung des Parlaments, den Eheleuten auf Verordnungsweg ermöglicht, den bisherigen Ledigennamen voranzustellen.⁸⁹ Damit wurde sowohl dem Ehemann als auch der Ehefrau das Tragen eines Doppelnamens erlaubt. Schließlich wurde mit der jüngsten Revision, welche am 1. Januar 2013 in Kraft trat, eine tatsächliche Gleichstellung erreicht:⁹⁰ Gestützt auf Art. 160 Abs. ZGB behält nun jeder Ehegatte seinen Ledigennamen. Die Eheleute können aber auch einen gemeinsamen Familiennamen aus den beiden Ledigennamen wählen (Art. 160 Abs. 2 ZGB).

Die Gesetzgebungsnovelle zum *Scheidungsrecht*, am 26. Juni 1998 verabschiedet, trat am 1. Januar 2000 in Kraft. Wie im Eherecht versuchte der Gesetzgeber auch im Bereich der Scheidung die Gleichstellung der Eheleute besser zu gewährleisten. Mittlerweile waren die im alten Scheidungsrecht von 1912 vorgesehenen besonderen Scheidungsgründe weitgehend obsolet geworden. In vielen Fällen lag dem Gericht eine Konvention der Eheleute vor, so dass die Gerichte den konkreten Scheidungsgrund nicht mehr ernstlich prüften. Die Revision führte (wieder) die Einführung der Scheidung auf gemeinsames Begehren (Art. 111 ZGB) ein. Die nachehelichen Unterhaltsleistungen wurden grundsätzlich von der Schuldfrage gelöst und das Primat der Eigenversorgung eingeführt.⁹¹ Die sozialversicherungsrechtlichen Anwartschaften wurden nun prinzipiell hälftig geteilt (Art. 122 ff. ZGB).

In der Gesetzesnovelle zum Scheidungsrecht 1998 führten Gleichstellungsbestrebungen zu einer neuen Regelung *der gemeinsamen elterlichen Sorge*: Scheidungseltern und unverheiratete Eltern konnten fortan die gemeinsame elterliche Sorge vereinbaren. War ein Elternteil nicht einverstanden, kam allerdings die gemeinsame elterliche Sorge nicht zustande.⁹² In der Praxis wurden häufig von Scheidung betroffene Kinder weiterhin einem Elternteil, vornehmlich der Mutter, zugesprochen. Immerhin nahmen die Anzahl Eltern mit gemeinsamer elterlicher Sorge mit den Jahren zu. So lag im Jahr 2010 die Anzahl minderjähriger Scheidungskinder unter gemeinsamer elterlicher Sorge (7002) ähnlich hoch wie die 7776 Kinder, welche unter alleiniger elterlicher Sorge der Mutter standen.⁹³

⁸⁸ Urteil des Europäischen Menschenrechtsgerichtshof vom 22. Februar 1994 (Burghartz gegen Schweiz) Nr. 16213/90.

⁸⁹ aArt. 12 Abs. 1 zweiter Satz Zivilstandsverordnung vom 28. April 2004 (SR 211.112.2).

⁹⁰ Fassung gemäss Ziff. I des BG vom 30. Sept. 2011 (Name und Bürgerrecht), in Kraft seit 1. Jan. 2013 (AS 2012 2569; BBl 2009 7573 7581).

⁹¹ Bundesrat (1996: 27-114).

⁹² Bundesrat (2011: 9087).

⁹³ Bundesamt für Statistik (2021b).

Der Bundesrat stellte in seiner Botschaft ans Parlament 2011 sowohl eine faktische als auch eine rechtliche Diskriminierung der Väter fest. Außerdem ergebe sich aus der geltenden Gesetzeslage eine Stigmatisierung nicht verheirateter Eltern, weil die elterliche Sorge bei nicht verheirateten Eltern grundsätzlich der Mutter zustand. Ohne ihr Einverständnis konnte der Vater keine elterliche Sorge erlangen (aArt. 298 Abs. 1 ZGB).⁹⁴ Mit der Gesetzesnovelle vom 21. Juni 2013⁹⁵ wurde die gemeinsame elterliche Sorge als Regelfall sowohl für Scheidungseltern als auch für unverheiratete Eltern eingeführt (Art. 296 Abs. 2 ZGB). In einem Scheidungs- oder Eheschutzverfahren überträgt das Gericht einem Elternteil die alleinige elterliche Sorge nur dann, wenn dies zur Wahrung des Kindeswohls nötig ist (Art. 298 Abs. 1 ZGB). Bei unverheirateten Eltern kann ein Elternteil die Kindesschutzbehörde anrufen, falls sich der andere Elternteil weigern sollte, die Erklärung über die gemeinsame elterliche Sorge abzugeben (Art. 298b Abs. 1 ZGB). Die Kindesschutzbehörde verfügt grundsätzlich über die gemeinsame elterliche Sorge. Sollte jedoch zur Wahrung des Kindeswohls die alleinige elterliche Sorge zugeteilt werden müssen, so prüft die Behörde, ob an der alleinigen elterlichen Sorge der Mutter festzuhalten oder die alleinige elterliche Sorge dem Vater zu übertragen sei (Art. 298b Abs. 2 ZGB).

Das *Kindesunterhaltsrecht* wurde im Jahr 2017 revidiert.⁹⁶ Der Gesetzgeber führte mit Art. 285 Abs. 2 ZGB zusätzlich zum Kindesunterhalt einen Unterhalt für den betreuenden Elternteil ein. Zugleich wurde die alternierende Obhut als Betreuungsmodell in das Zivilgesetzbuch aufgenommen. Mit diesem Zusatz hat das Gericht bei Vorliegen der gemeinsamen elterlichen Sorge, gestützt auf einen Antrag eines Elternteils oder des Kindes, zu prüfen, ob die Anordnung einer alternierenden Obhut dem Kindeswohl entspricht.⁹⁷

Trotz aller nun erwähnten Gesetzesrevisionen wurde an einem besonderen *Schutz der Betreuungsperson von Kindern*, typischerweise der Mutter, namentlich in drei Punkten festgehalten:

1. Der Ehegatte, welcher die Kinder auch nach der Scheidung betreute, durfte weiterhin auf eine Erwerbstätigkeit verzichten, und zwar solange bis das jüngste Kind 10 Jahre alt war. Ab diesem Altersjahr sollte er eine Erwerbstätigkeit im Umfang von 50% aufnehmen. Sobald das jüngste Kind 16 Jahre alt war, wurde eine volle Erwerbstätigkeit erwartet.⁹⁸ Diese Rechtsprechung, welche sich unter dem Scheidungsrecht im Zusammenhang mit aArt. 151 ZGB entwickelte, blieb auch nach der Revision des Scheidungs-

⁹⁴ Bundesrat (2011: 9084ff.).

⁹⁵ In Kraft seit 1. Juli 2014 (AS 2014 357; BBl 2011 9077).

⁹⁶ Eingefügt durch Ziff. I des BG vom 20. März 2015 (Kindesunterhalt), in Kraft seit 1. Januar 2017 (AS 2015 4299; BBl 2014 529).

⁹⁷ Art. 298 Abs. 2ter; Art. 298b Abs. 3ter ZGB.

⁹⁸ Bereits mit Hinweis auf eine mögliche zukünftige Änderung des 10/16-Modells: Bundesgericht, Urteil vom 25. Juni 2018, 5A_98/2016, E. 3.5.

rechts von 1998 erhalten. Das Bundesgericht schützte damit zum einen das Vertrauen der unterhaltsberechtigten Person in die zwischen den verheirateten Eltern gestützt auf Art. 163 Abs. 2 ZGB vereinbarte Aufgabenteilung und brachte dies in Verbindung mit dem Vertrauen auf den Fortbestand der Ehe. Zum anderen wies es jeweils auf die Interessen des Kindes an einer persönlichen Betreuung hin.⁹⁹ Das Bundesgericht hat dieses 10/16-Modell erst nach Inkrafttreten des neuen Unterhaltsrechts in einer Entscheidung von 2018 mit dem sogenannten *Schulstufenmodell* abgelöst, wonach im Regelfall dem hauptbetreuenden Elternteil ab der obligatorischen Schulpflicht des jüngsten Kindes eine Erwerbsarbeit von 50%, ab dessen Übertritt in die Sekundarstufe I eine solche von 80% und ab dessen Vollendung des 16. Lebensjahres ein Vollzeiterwerb zugemutet werden darf.¹⁰⁰

2. Nach der Scheidungsrechtsrevision von 1998 wurde ebenfalls weiter an der sogenannten *45er-Regel* festgehalten: Ausgehend von einer typischen Hausfrauenehe ging das Bundesgericht in einer generalisierenden Vermutung davon aus, dass einem Ehegatten die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit nicht mehr zuzumuten sei, wenn er während der Ehe nicht berufstätig war und im Zeitpunkt der Aufhebung des gemeinsamen Haushalts bzw. bei der Scheidung das 45. Altersjahr bereits erreicht hatte.¹⁰¹ In der Regel profitierte dann die Ehefrau von einer lebenslangen Unterhaltsrente. Das Bundesgericht ist jüngst von dieser Vermutung abgekommen: Zu prüfen sei die Zumutbarkeit einer Erwerbsarbeit anhand der konkreten Umstände im Einzelfall, ob etwa eine solche Möglichkeit tatsächlich besteht und keine Hinderungsgründe vorliegen wie namentlich die Betreuung kleiner Kinder.¹⁰²
3. Aus einer *lebensprägenden Ehe* konnte ein Anspruch auf Beibehaltung des bisherigen ehelichen Lebensstandards und damit auf eine lebenslange Unterhaltsrente nach der Scheidung abgeleitet werden. In der älteren Rechtsprechung wurde eine solche unter zwei Bedingungen angenommen: Entweder dauerte die Ehe mindestens zehn Jahre oder, unabhängig davon, war der Ehe ein gemeinsames Kind entsprungen. Im Februar 2021 passte das Bundesgericht die Definition der lebensprägenden Ehe an. Das Gericht wird zukünftig im Einzelfall zu prüfen haben, ob ein Ehegatte seine ökonomische Selbständigkeit zugunsten der Haushaltsbesorgung und Kinderbetreuung aufgegeben hat und es ihm deshalb nach langjähriger Ehe nicht mehr möglich sei, an seiner früheren beruflichen Stellung anzuknüpfen, während der andere Ehegatte sich angesichts der ehelichen Aufgabenteilung auf sein berufliches Fortkommen konzentrieren konnte.¹⁰³

⁹⁹ Z.B. BGE 137 III 102 E. 4.3.

¹⁰⁰ BGE 144 III 481, E. 4.7.6.

¹⁰¹ BGE 119 II 361 E. 5b, 367.

¹⁰² BGE 147 III 308 E. 5.4.

¹⁰³ BGE 147 III 308.

(c.) *Dritte Etappe: Ein Familienrecht für gleichgeschlechtliche Paare*

Der Bundesgesetzgeber richtete mit dem Partnerschaftsgesetz ein Sondergesetz zur Regelung der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft ein. Mit dem neuen Zivilstand sind Rechte und Pflichten gegenüber dem anderen Partner oder der anderen Partnerin verbunden. Im Gegensatz zu den Eheleuten, die in Art. 159 Abs. 3 ZGB zu Treue und Beistand verpflichtet werden, schulden sich eingetragene Partner und Partnerinnen Beistand und gegenseitige Rücksichtnahme (Art. 12 PartG). Besonders wichtig sind die aus einer eingetragenen Partnerschaft verbundenen vermögensrechtlichen Wirkungen, die in den Artikeln 18-25 PartG geregelt wurden. Die Elternschaft blieb den eingetragenen Partnern oder Partnerinnen mit der Begründung verschlossen, ihnen sei es (biologisch) nicht möglich, Kinder zu haben. Zudem brauche ein Kind zu seiner gesunden Entwicklung eine Mutter und einen Vater.¹⁰⁴ Adoption und Inanspruchnahme von fortpflanzungsmedizinischen Maßnahmen wurden im Partnerschaftsgesetz ausdrücklich verboten (Art. 28 PartG). Hat der Partner oder die Partnerin ein Kind aus einer vorhergehenden Beziehung, so sieht Art. 27 Abs. 2 PartG eine Unterstützungspflicht des anderen Partners oder der anderen Partnerin vor. Auch ein Kontaktrecht, analog eines Kontaktrechts gegenüber einem Dritten, ist gesetzlich geregelt (Art. 27 Abs. 2 PartG). In einem Entscheid aus dem Jahr 2021 hielt das Bundesgericht fest, dass von der Vermutung ausgegangen werden dürfe, der Kontakt zu einem nichtbiologischen Wunscherternteil liege im Kindeswohl. Dies selbst dann, wenn noch kein Kindesverhältnis zur eingetragenen Partnerin oder zum eingetragenen Partner entstehen konnte und der gemeinsame Haushalt sehr schnell wieder aufgelöst wurde. Im konkreten Fall waren die betroffenen Kinder noch sehr jung, die Kinder wurden aber im Rahmen eines gemeinsamen „Elternplans“ gezeugt und wuchsen, wenn auch nur kurze Zeit, innerhalb der von ihnen gebildeten Paarbeziehung auf.¹⁰⁵

Im Jahr 2018 erfolgte mit der Einführung der *Stiefkindadoption* für gleichgeschlechtliche Partner und Partnerinnen und für faktische Lebensgemeinschaften (Art. 264c ZGB) ein erster Öffnungsschritt hin zu originärer gleichgeschlechtlicher Elternschaft.¹⁰⁶ Im Rahmen dieser Adoptionsrechtsrevision wurde die Stiefkindadoption sowohl faktischen Lebensgemeinschaften als auch eingetragenen Partnern und Partnerinnen ermöglicht. Das Argument, das Kind benötige eine zweigeschlechtliche Elternschaft, wurde zwar noch als Bedenken erwähnt. Es wurde jedoch darauf hingewiesen, dass bei einer Einzeladoption regelmäßig das andere Geschlecht ebenfalls fehle.¹⁰⁷

¹⁰⁴ Bundesrat (2003: 1288-1377, 1320).

¹⁰⁵ BGE 147 III 209 E. 5.2.

¹⁰⁶ Bundesgesetz vom 17. Juni 2016 (Adoption), in Kraft seit 1. Januar 2018; AS 2017 3699; BBl 2015 877.

¹⁰⁷ Bundesrat (2015: 877-948).

Ein seit 2013 hängiges Postulat, welches die „Ehe für alle“¹⁰⁸ verlangte, fand im Parlament Zustimmung.¹⁰⁹ Eine Variante schlug die Öffnung für gleichgeschlechtliche Partnerinnen zu den fortpflanzungsmedizinischen Maßnahmen vor. Am 18. Dezember 2020 wurde diese Variante, also die gesetzgeberische Lösung mit der Möglichkeit der gleichgeschlechtlichen Mutterschaft, von beiden Kammern des Parlaments angenommen.¹¹⁰ Somit ist nicht nur die zivilrechtliche Ehe für zwei Frauen oder zwei Männer geöffnet, sondern – gleichberechtigt neben der traditionellen doppelgeschlechtlichen Elternschaft – der Co-Mutterschaft der Weg ins ZGB geebnet worden. Am 1. Juli 2022 ist die Gesetzesnovelle in Kraft getreten, welche die Ehe für alle sowie die Co-Mutterschaft regelt.¹¹¹ Ab Inkrafttreten dieser Gesetzesnovelle ist das Eingehen einer neuen eingetragenen Partnerschaft nicht mehr möglich.¹¹²

Auch mit der Einführung der Co-Mutterschaft ins ZGB, bleibt das gesamte *Abstammungsrecht* von Grund auf in Frage gestellt. Der Bundesrat wurde vom Parlament im Jahr 2018 beauftragt, den Reformbedarf im Abstammungsrecht zu überprüfen und dem Parlament in einem Bericht Empfehlungen für eine kohärente Gesamtrevision des Abstammungsrechts zu unterbreiten.¹¹³ Eine externe interdisziplinäre Gruppe von Expertinnen und Experten wurde eingesetzt, die im Sommer 2021 Empfehlungen formuliert hat.¹¹⁴ Die Empfehlungen der Expertinnen-gruppe umfassen dabei konsequenterweise auch Fragen betreffend die Folgen unterschiedlicher Methoden medizinisch assistierter Fortpflanzung, welche in der Schweiz zwar verboten, aber im Ausland erlaubt sind. So soll die Möglichkeit bestehen – unter Wahrung des Kindeswohls und der Menschenwürde – ein Kindesverhältnis zum intentionalen Elternteil zu begründen, selbst wenn das Kindesverhältnis ohne genetischen Bezug gestützt auf eine Leihmutterschaftsvereinbarung im Ausland zustande gekommen ist.¹¹⁵ Der Gesetzgeber hat bereits begonnen, sich mit Forderungen nach einer Liberalisierung des Fortpflanzungsmedizingesetzes auseinanderzusetzen: Im Nationalrat ist eine Motion, die auf die Legalisierung der Eizellenspende zielt,¹¹⁶ mit 107 Ja-Stimmen gegenüber 57 Nein-Stimmen und 16 Enthaltungen angenommen worden.¹¹⁷ Der Ständerat hat ebenfalls äusserst knapp mit 22 Stimmen zu 20 Stimmen der Motion

¹⁰⁸ Grünliberale Fraktion (2013).

¹⁰⁹ Kommission für Rechtsfragen des Nationalrates (2019: 8595).

¹¹⁰ AB 2020 N 2727; AB 2020 S 1436.

¹¹¹ Eingefügt durch Ziff. I des BG vom 18. Dez. 2020 (Ehe für alle), in Kraft seit 1. Juli 2022 (AS 2021 747; BBl 2019 8595; 2020 1273).

¹¹² BBl 2019 8595, 8596.

¹¹³ Rechtskommission des Ständerats (2018).

¹¹⁴ Bundesrat (2020: 1276).

¹¹⁵ Expertinnen-gruppe Abstammungsrecht (2021: 32)

¹¹⁶ Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Nationalrats (2021).

¹¹⁷ Nationalrat (2022).

zugestimmt,¹¹⁸ womit der Bundesrat gehalten ist eine entsprechende Gesetzesnovelle zu entwerfen. Ob der Rückhalt in der Gesellschaft breit genug ist, wird sich zeigen. Ein Referendum der Gegner, welche gegen eine Eizellspende ethische und medizinische Gründe geltend machen, dürfte zu erwarten sein.

Fazit und Ausblick

Nach Inkrafttreten des Schweizer Zivilgesetzbuches am 1.1.1912 blieben während der ersten 60 Lebensjahre dessen Dispositionen unverändert. Ab den 1970er Jahren erfolgten Gesetzesrevisionen, die versuchten den gesellschaftlichen Entwicklungen gerecht zu werden. Zwischenzeitlich traten beinahe in einem jährlichen Rhythmus größere oder kleinere Änderungen in Kraft.¹¹⁹ Der Versuch des Gesetzgebers, dem Ruf nach Gleichstellung von Mann und Frau, von Vater und Mutter, oder von verschiedenen Familienformen gerecht zu werden, haben die Gesetzesrevisionen der letzten 70 Jahre bestimmt. Mit der Öffnung der Ehe erhalten nun auch gleichgeschlechtliche Paare ihren Platz im Familienrecht des ZGB.

Auch zukünftig werden Gleichstellungsbestrebungen die Gesetzgebung prägen. Rechte für faktische Lebensgemeinschaften – ob mit oder ohne einen «*pacte civil de solidarité (Pacs)*» – werden nicht nur im Familienrecht, sondern auch beispielsweise im Sozialversicherungsrecht Thema sein. So hat kürzlich der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die heute unterschiedliche Regelung von Witwen- und Witwerrente im Bundesgesetz über die Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHVG) als Ungleichbehandlung von Mann und Frau qualifiziert.¹²⁰ Forderungen der Gemeinschaft der LGBTQI+ werden den Gesetzgeber ebenso beschäftigen wie die Möglichkeiten der intentionalen Elternschaft. Indem im Ausland sowohl Leihmutterchaft als auch Eizellspende möglich sind, hat die Schweiz für diese Möglichkeiten eine Lösung zu finden, die den Grundrechten und wichtigen Leitprinzipien im Familienrecht, namentlich der Nicht-Diskriminierung und dem Kindeswohl, entsprechen. Auf die Gleichstellungsbestrebungen zwischen lesbischen und schwulen Paaren in Fragen der Elternschaft wird der Schweizer Gesetzgeber etwa im Abstammungsrecht Antworten liefern dürfen: Wie gesellschaftliche Spannungsfelder, medizinischer Fortschritt und ethische Bedenken in den verschiedenen Bereichen des Familienrechts berücksichtigt werden, wird in spannenden politischen Diskussionen auszuloten sein.

¹¹⁸ Ständerat (2022).

¹¹⁹ Schnyder (2014).

¹²⁰ Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte, Urteil vom 20.10.2020, Entscheid Nr. 78630/12, B. gegen die Schweiz. Die Schweiz hat diesen Entscheid an die Grosse Kammer des Europäischen Menschenrechtsgerichtshofs weitergezogen. Er ist also noch nicht rechtskräftig. Siehe aber dazu den politischen Vorstoss: Romano (2020).

Literatur

- Affolter-Fringeli, K. / Vogel, U. (2016): Berner Kommentar, Zivilgesetzbuch, Die elterliche Sorge / der Kinderschutz, Art. 296-317 ZGB, das Kindesvermögen, Art. 317-327 ZGB, Minderjährige unter Vormundschaft, Art. 327a-327c ZGB. Bern.
- Arni, C. (2004): Entzweigungen. Die Krise der Ehe um 1900. Köln / Weimar / Wien.
- Boente, W. (2017): Familienrecht in a nutshell. Zürich / St. Gallen.
- Bosshart-Pfluger, C. (2009): Bestrebungen zur rechtlichen und politischen Gleichstellung der Schweizerin im 19. Jahrhundert. In: Schweizerischer Verband für Frauenrechte (Hg.): Der Kampf um gleiche Rechte – Le combat pour les droits égaux. Basel. 32-41.
- Bulliard-Marbach, C. (2020): Schutz von Kindern vor Gewalt in der Erziehung Postulat 20.3185.
<https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaefft?AffairId=20203185>
 [12.3.2021].
- Bundesamt für Statistik (2021a): Scheidungen nach Ehedauer und zusammengefasste Scheidungsziffer. 1960–2019. www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/heiraten-eingetragene-partnerschaften-scheidungen/scheidungshaeufigkeit.assetdetail.14387049.html
 [28.2.2021].
- Bundesamt für Statistik (2021b): Scheidungen: Zuteilung des Sorgerechts für unmündige Kinder nach Kanton. 1984–2010. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/dienstleistungen/historische-daten/tabellen.assetdetail.5509914.html> [28.2.2021].
- Bundesamt für Statistik (2021c): Lebendgeburten nach Geburtenfolge und Zivilstand der Mutter. 2005–2019. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/geburten-todesfaelle/geburten.assetdetail.13187451.html> [28.2.2021].
- Bundesamt für Statistik (2021d): Religionszugehörigkeit seit 1910. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/sprachen-religionen/religionen.assetdetail.15384753.html> [28.2.2021].
- Bundesamt für Statistik (2021e): Scheidungen, Scheidungshäufigkeit.
<https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/heiraten-eingetragene-partnerschaften-scheidungen/scheidungshaeufigkeit.html> [3.9.2021].
- Bundeskanzlei der Schweizerischen Eidgenossenschaft (1985a). In: Bundesblätter (BBl). I. 566.
- Bundeskanzlei der Schweizerischen Eidgenossenschaft (1985b). In: Bundesblätter (BBl). II. 1436.
- Bundesrat (1971): Botschaft an die Bundesversammlung über die Änderung des Zivilgesetzbuches (Adoption und Art. 321 ZGB) vom 12. Mai 1971. In: Bundesblätter (BBl). I. 1200-1271.
- Bundesrat (1974): Botschaft an die Bundesversammlung über die Änderung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches (Kindesverhältnis) vom 5. Juni 1974. In: Bundesblätter (BBl). II. 1-138.
- Bundesrat (1996): Botschaft zur Scheidungsrechtsrevision. In: Bundesblätter (BBl). I. 1-227.
- Bundesrat (2003): Botschaft zum Partnerschaftsgesetz vom 29. November 2002. In: Bundesblätter (BBl). 1288-1377.
- Bundesrat (2011): Botschaft zu einer Änderung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches (Elterliche Sorge) vom 16. November 2011. In: Bundesblätter (BBl). 9077-9114.
- Bundesrat (2015): Botschaft zur Änderung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches (Adoption) vom 28. November 2014. In: Bundesblätter (BBl). 877-948.

- Bundesrat (2020): Stellungnahme vom 29. Januar 2020, Parlamentarische Initiative Ehe für alle, Bericht der Kommission für Rechtsfragen des Nationalrates vom 30. August 2019. In: BBl. 1273-1276.
- Bundesrat (2022): Medienmitteilung vom 20. März 2022
<https://www.admin.ch/gov/de/start/dokumentation/medienmitteilungen.msg-id-87783.html> [21.3.2022].
- Caroni, A. (2022): Ein Pacs für die Schweiz. Parlamentarische Initiative 22.448.
<https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaeft?AffairId=20220448> [23.6.2022].
- Committee on the Rights of the Child (2015): Concluding observations on the combined second to fourth periodic reports of Switzerland. 4 February 2015.
https://www.eda.admin.ch/dam/eda/en/documents/aussenpolitik/internationale-organisationen/Empfehlungen-Ausschusses-Bericht-Uebereinkommens-Rechte-Kindes-2015_EN.pdf [20.3.2021].
- De Luze, E. (2012): Les punitions corporelles dans l'éducation des enfants, état des lieux et perspectives pour la Suisse. Zeitschrift für Kindes- und Erwachsenenschutz (ZKE). 224-241.
- Durkheim, E. (1975): Le divorce par consentement mutuel [1906]. In: Ders.: Religion, morale, anomie. Textes. Vol. 2. Paris. 181-194.
- Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (2001): Frauen Macht Geschichte. Zur Geschichte der Gleichstellung in der Schweiz 1848–2000. 3.5. Frauen im Zivilrecht: Mündigkeit, Ehe, Scheidung. Fact-Sheets Zivilrecht.
www.ekf.admin.ch/ekf/de/home/dokumentation/geschichte-der-gleichstellung--frauen-macht-geschichte/frauen-macht-geschichte-18482000.html [18.3.2021].
- Expert-innen-gruppe Abstammungsrecht (2021): Revisionsbedarf im Abstammungsrecht, Empfehlungen vom 21. Juni 2021.
<https://www.bj.admin.ch/bj/de/home/gesellschaft/gesetzgebung/abstammungsrecht.html> [23.6.2022].
- Fassbind, P. (2007): Züchtigungsrecht contra Gewaltverbot bei der Ausübung der elterlichen Personensorge. In: Aktuelle Juristische Praxis (AJP). 5. 547-555.
- Galle, S. (2016): Kindswegnahmen. Das „Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse“ der Stiftung Pro Juventute im Kontext der schweizerischen Jugendfürsorge. Zürich.
- Grünliberale Fraktion (2013): Ehe für alle, Parlamentarische Initiative 13.468.
<https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaeft?AffairId=20130468> [20.3.21].
- Guyer, R. / Nägeli, C. (2016): Konkubinat. In: Breitschmid, P. / Jungo, A. (Hg.). Handkommentar zum Schweizer Privatrecht, Personen- und Familienrecht, Partnerschaftsgesetz. 3. Auflage. Zürich / Basel / Genf. 362-369.
- Häfeli C. (2013), Grundriss zum Erwachsenenschutzrecht mit einem Exkurs zum Kindes-schutz, Bern.
- Hausheer, H. / Geiser, T. / Aebi-Müller, R. E. (2014): Das Familienrecht des Schweizerischen Zivilgesetzbuches. 5. vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Bern.
- Head-König, A.-L. (2007): Konkubinat. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 10.09.2007 Übersetzt aus dem Französischen.
<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016107/2007-09-10/> [28.2.2021].
- Hegnauer, C. (1973): Das neue Adoptionsrecht. In: Zeitschrift für Vormundschaftswesen (ZVW). 41-51.

- Hegnauer, C. (1978): Die vormundschaftlichen Organe und das neue Kindesrecht. In: Zeitschrift für Vormundschaftswesen (ZVW). 1-26.
- Joris, E. (2021): Frauenbewegung. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 23.02.2021. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/016497/2021-02-23/> [2.10.2021].
- Kilde, G. (2015): Der persönliche Verkehr: Eltern – Kind – Dritte. Zivilrechtliche und interdisziplinäre Lösungsansätze. Zürich / Basel / Genf.
- Kommission für Rechtsfragen des Nationalrates (2019): Bericht Parlamentarische Initiative «Ehe für alle» 13.468. BBl 8595-8640. www.fedlex.admin.ch/eli/fga/2019/2985/de [20.3.2021].
- Kommission für Rechtsfragen des Ständerats (2018): Überprüfung des Abstammungsrechts, Postulat 18.3714. <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaeft?AffairId=20183714> [27.09.2022].
- Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Nationalrats (2015): Ein „Pacs“ nach Schweizer Art. Postulat 15.4082. <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaeft?AffairId=20154082> [17.3.2021].
- Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Nationalrats (2021): Kinderwunsch erfüllen, Eizellenspende für Ehepaare legalisieren. Motion 21.4341. <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaeft?AffairId=20214341> [6.10.2022].
- Lengwiler, M. / Praz, A.-F. (2018): Kinder- und Jugendfürsorge in der Schweiz. In: Hauss, G. / Gabriel, T. / Lengwiler, M. (Hg.): Fremdplatziert. Heimerziehung in der Schweiz, 1940–1990. Zürich.
- Manä-Wehrli, D. (2008): Huber, Eugen. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 29.04.2008. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/004533/2008-04-29/> [9.3.2021].
- Michel, M. (2021): Höchste Zeit für den endgültigen Abschied vom elterlichen Züchtigungsrecht. In: recht. 55-59.
- Nationalrat (2022): Amtliches Bulletin 2022 N 563. <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/amtliches-bulletin/amtliches-bulletin-die-verhandlungen?SubjectId=56619#votum47> [23.6.2022].
- Oforu, E. K. / Chambers, M. K. / Chen, J. M. / Hehman, E. (2019): Same-sex marriage legalization associated with reduced implicit and explicit antigay bias. In: Proceedings of the National Academy of Science (PNAS). April 30. 116. 18. 8846–8851. www.pnas.org/content/116/18/8846 [12.3.2021].
- Romano, M. (2020): Gleiche Rechte bei der Witwen- und Witwerrente. Das Urteil des EGMR legt eine Gesetzesänderung nahe. Motion 20.4693. <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaeft?AffairId=20204693> [20.3.21].
- Ryser Büschi, N. (2012): Familiäre Gewalt an Kindern. Eine Untersuchung der Umsetzung der staatlichen Schutzpflicht im Strafrecht. Diss. Zürich.
- Schnyder, B. (2014): Zivilgesetzbuch (ZGB). In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 18.11.2014. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/030734/2014-11-18/> [29.10.2020].
- Schwenzer, I. (2013): Zeitgemässes kohärentes Zivil- insbesondere Familienrecht. Gutachten vom August 2013 zum Postulat Fehr (12.3607). <https://www.bj.admin.ch/bj/de/home/publiservice/publikationen/externe/2013-08-01.html> [13.3.2021].

Ständerat (2022): Amtliches Bulletin 2022.

<https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/amtliches-bulletin/amtliches-bulletin-die-verhandlungen?SubjectId=57928#votum8> [27.09.2022].

Stehlin, P. (2018): Das Personen- und Familienrecht des ZGB von 1912: Eine inhaltliche Untersuchung der Gesetzeskommentare des August Egger (1875–1954). Diss. Bern.

Tuor, P. / Schnyder, B. / Schmid, J. / Jungo, A. (¹⁴2015): Das Schweizerische Zivilgesetzbuch. Zürich / Basel / Genf.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller
Lüscher, Kurt: Die ambivalente Unergründlichkeit von Familie. Ein Beitrag zum transdisziplinären Diskurs in soziologischer Perspektive. In: IZfK 9 (2022). 65-78.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-48c7-85e8

Kurt Lüscher (Konstanz)

Die ambivalente Unergründlichkeit von Familie Ein Beitrag zum transdisziplinären Diskurs in wissensoziologischer Perspektive¹

The ambivalent inscrutability of family. A transdisciplinary contribution from the perspective of sociology of knowledge

The particular relevance of family in human life and experience, which is addressed in family novels, is also evident in sociological studies. In what way can these views complement each other? The text is meant as a contribution to discuss this question, starting by presenting some statistical data on the contemporary diversity of individual and collective family behaviors. They are summarized in five theses focusing on an elaborated, open understanding of human generativity, i.e. the individual and the institutional shaping of generational relationships. These generalizations allow to build a bridge to studies on the family novel. I postulate that the commonalities of family sociology and family novel can be

¹ In Absprache mit der Redaktion lege ich dem ersten Teil meines Beitrags einen Essay zugrunde, der im Caritas Handbuch 2016 erschienen ist. Diese Form scheint mir gut geeignet, den transdisziplinären Diskurs über den Familienroman anzuregen. Angesichts dieser Form verzichte ich auf einen ausführlichen Anmerkungsapparat, sondern verweise auf meine familiensoziologischen Veröffentlichungen, die auf der Website www.kurtluescher.de als PDF abrufbar sind, ferner auf das in 17 Sprachen vorliegende Kompendium „Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik“. (www.generationen-compendium.de) – Die ausgewählten demographischen Daten im ersten Abschnitt habe ich mit der Unterstützung von Peter Bolliger und Patricia Zocco vom Bundesamt für Statistik (BFS) aktualisiert. Eine umfassende aktuelle Übersicht bietet der Statistische Bericht 2021 „Familien in der Schweiz“ des Bundesamts für Statistik, Neuchâtel, 2021.

seen in the critical dealing with notions of normality, the tense shaping of social relationships, and – consequentially – the dynamic search for personal and collective identities. These processes go hand in hand with experiences of ambivalence and practices to cope with them.

Keywords: family, generativity, ambivalence

In den Feldern der Literatur und des menschlichen Zusammenlebens nimmt Familie, und was damit gemeint ist, eine herausragende Stellung ein. Gleiches gilt für ihre wissenschaftliche Reflexion in den Literaturwissenschaften und der Soziologie. Was ist diesen Sichtweisen gemeinsam? Worin unterscheiden sie sich? Wie können sie sich ergänzen? In diesem Aufsatz stelle ich dazu einige Überlegungen in wissenssoziologischer Sichtweise zur Diskussion. Zu diesem Zweck präsentiere ich einleitend einige Daten zur aktuellen empirischen Mannigfaltigkeit familialer Verhaltensweisen. Diese fasse ich konzeptuell in fünf Thesen zusammen. Dann präsentiere ich im zweiten Teil Überlegungen zur Relevanz dieser Einsichten für den interdisziplinären Diskurs. Sie münden in drei allgemeine heuristische Postulate ein: In beiden Feldern geht es um die Auseinandersetzung mit Vorstellungen von Normalität, um die Gestaltung spannungsreicher Beziehungen und um die Suche nach Identitäten. Dies ist verknüpft mit der Erfahrung von Ambivalenzen und den Umgang damit.

Prolog: Familien heute

Vergegenwärtigen wir uns vorab mit einigen Beispielen, worum es geht, wenn *heute* (wörtlich gemeint, also an einem ganz gewöhnlichen Tag wie eben heute) in der Schweiz von Familie die Rede ist.

- Es kommen 230 bis 240 Kinder zur Welt, etwa die Hälfte sind Erstgeborene. Es werden also 115 bis 120 neue Familien gegründet; ein Viertel der Mütter ist nicht verheiratet. In annähernd 6 Prozent der Familienhaushalte leben Kinder mit Behinderungen, etwa ein Sechstel unter ihnen ist stark eingeschränkt.
- In Spitälern und Kliniken werden 25 bis 30 Schwangerschaftsabbrüche vorgenommen, etwa zwei bis drei davon bei 15- bis 19-Jährigen; weitere Abbrüche erfolgen in Arztpraxen.
- Etwa 15 bis 20 Paare unterziehen sich einer Behandlung zur künstlichen Befruchtung, die rund 7000 bis 10.000 Franken kostet, und sie hoffen, zu jenem Viertel zu gehören, deren Elternschaft zustande kommt.
- Ungefähr 20 Ehen mit unmündigen Kindern werden geschieden, oft einhergehend mit langwierigen rechtlichen Auseinandersetzungen, die mittelbar auch andere Familienangehörige miteinbeziehen.

- Es werden eine oder zwei gleichgeschlechtliche Partnerschaften eingetragen, etwas häufiger von Männern als von Frauen.
- Viele Mütter und Väter brechen morgens früh auf, um ihre Kinder in die Kita oder zu einer Tagesmutter zu bringen. Wenn dies, beispielsweise wegen einer plötzlichen Krankheit, nicht möglich ist, kann es schwierig werden.
- Menschen, die zu den “working poor” gehören, müssen sich Gedanken darüber machen, was sie für sich selbst, ihre Kinder und für weitere Angehörige zum Abendessen anbieten können.
- Eine nicht genau ermittelbare, anscheinend zunehmende Zahl von Eltern nehmen an Veranstaltungen der Elternbildung teil, suchen Rat bei Fachleuten oder lesen ein Buch über Erziehung.
- Es kommt zu Kindsmisshandlungen unterschiedlicher Art, deren Zahl sich jedoch kaum eruieren lässt.
- Etwa drei Menschen nehmen sich das Leben und mindestens vier bis sechs (Familien-)Angehörige sind davon betroffen.
- Notarinnen und Notare sitzen mit älteren Ehepaaren zusammen, um ein Testament aufzusetzen; allerdings geschieht dies nur rund bei einem Viertel der Erbfälle.
- Familien kommen als Flüchtlinge in der Schweiz an und ersuchen um Asyl; viele von ihnen sind traumatisiert.
- Alt und jung sind auf mannigfache Weise von den Auswirkungen von Corona betroffen, wobei in vielen Familien vorhandene Belastungen durch die Pandemie und durch die damit einhergehenden Massnahmen verstärkt werden.
- Jeden Tag sterben in der Schweiz etwa 25 Menschen im Alter unter 65 Jahren und etwa 160 Menschen, die älter sind. Jeder einzelne Todesfall hat mannigfache Auswirkungen auf Familienangehörige.

Wie können wir uns dieser Mannigfaltigkeit annähern, die von persönlichen Schicksalen handelt und die offen oder verdeckt mit Spannungen und widersprüchlichen Erfahrungen einhergeht? Wie können wir uns angesichts dieser Fülle darüber verständigen, was mit ‚Familie‘ gemeint ist, wie Familie heutzutage gelebt wird? – Ich formuliere dazu fünf Thesen in einer *wissenssoziologischen* Sichtweise.

These 1: «La famille n'existe pas»

Ich lasse mich zunächst von einem Satz inspirieren, den der Künstler Ben Vautier als paradoxes Motto für den Schweizer Pavillon der Weltausstellung in Sevilla 1992 formuliert hat. Der Satz soll hier einleitend deutlich machen: Von *der* Familie zu reden und zu schreiben ist problematisch. Die Beispiele des Prologs verweisen auf die aktuelle Mannigfaltigkeit der Sachverhalte und der Begriffe. Ebenso zu bedenken sind die Veränderungen im Laufe der Zeit. Ist dennoch von *der* Familie die Rede, namentlich in den Feldern der Politik und der Moral, gerät man in den Sog von Vorstellungen, laut denen es eine Urform

von Familie gibt, an der man sich zu orientieren hat. Auf diese Weise wird letztlich Familie als von der Natur vorgegeben betrachtet, zu einem Wert überhöht und gewissermassen verdinglicht.

Wer so argumentiert, treibt *Familienrhetorik*, also ein öffentliches oder privates Reden darüber, das fest- und vorschreibt, was Familie ist und sein sollte, was „richtigerweise“ Familie ist. Dabei werden Beschreibung und Wertung vermengt. Im Umkehrschluss wird festgelegt, was *nicht* als Familie gelten darf. Diese Rhetorik wird überdies dadurch verstärkt, dass die Familie oft als eine Art Sehnsuchtsort für eine heile Welt gesehen, ja beschworen wird, geprägt von Harmonie und Geborgenheit.

Eine Variante von Familienrhetorik kann man in persönlichen Gesprächen beobachten. Hier stützen sich die Argumente oft auf individuelle Berichte des Erlebens von Glück oder Unglück und dienen dazu, Auffassungen über das, was Familie ausmacht, zu begründen; wer die Berichte bezweifelt, stellt die Integrität der Sprechenden in Frage. Eine andere Variante von Familienrhetorik argumentiert mit Trends, so etwa mit der Redeweise „immer mehr...“. Sie suggeriert eine generalisierende Unausweichlichkeit der Entwicklung und schliesst daraus auf eine faktische Normativität. Gegenläufiges, Widersprüchliches und überhaupt die Mannigfaltigkeit familialer Lebensweisen kommen dabei zu kurz.

Die neuere Sprachphilosophie hat gezeigt, dass wir beim Reden und Schreiben meistens nicht nur feststellen, sondern auch bewerten. Das gilt in besonderer Weise, wenn es um Familiales geht, denn es betrifft unsere Lebensführung und deren Rechtfertigung. Darum liegt es nahe, zu fragen: Können wir überhaupt über Familie reden ohne zu werten? Vermutlich kaum. Doch wir können uns das Werten bewusst machen und das Normative zur Sprache bringen.

Mit Blick auf Praxis und Politik heisst dies: Vielleicht ist Familienrhetorik unvermeidlich, doch wir können sie durchschauen. Welche Rolle spielt dabei die Literatur? Eine wichtige Einsicht lautet jedenfalls: Familie *ist nicht*! Sie ist kein Ding, auch keine Überperson, die handelt, genauso wenig wie der Staat oder die Gesellschaft. Familie wird mannigfaltig gelebt, erlebt und verstanden.

These 2: Familiäre Mannigfaltigkeit gibt es seit Menschengedenken

Es gibt keine urkundlichen Berichte über die Anfänge der Menschheit. Darum ist es müssig, nach einer Urfamilie zu suchen, um daraus normative und moralische Folgerungen abzuleiten (wie das in einfachen naturrechtlichen Argumentationen geschieht). Tragfähiger, auch und gerade im Hinblick auf „Familien heute“, ist die These: Den Menschen ist als Menschen von Anfang an *Natur* ebenso wie *Kultur* eigen. Um zu überleben, müssen sie das Leben gestalten, und dies geht einher mit der Fähigkeit, es zu *erleben*, also zu erfahren, zu bedenken und zu besprechen. Das erfordert überdies den Umgang mit Zufälligem und Unerwartetem, also mit Kontingenzen. Sie sind Anlass unter-

schiedlicher Deutungen und Sinngebungen des Lebens, insbesondere religiöser Art. Darum ist es angemessen anzunehmen: Schon in den frühen Anfängen von Familie ist *Mannigfaltigkeit* angelegt.

Ich recurriere hier auf die anthropologische Idee der Gleichursprünglichkeit von Natur und Kultur. Sie beinhaltet die scheinbar paradoxe Einsicht, „Familie“ bezeichne eine in der Natur des Menschen angelegte kulturelle Aufgabe. Sie lässt sich als Gestaltung der für das individuelle und das gemeinsame Leben und Überleben unabdingbaren menschlichen *Generativität* verstehen, also der generationenübergreifenden Vor- und Fürsorge, der Erfahrung menschlichen Aufeinander-Angewiesen-Seins. Im Spannungsfeld von Natur und Kultur konnten und können diese praktischen Aufgaben auf vielfältige Weise erfüllt werden. Die Varianten ergeben sich durch die unterschiedliche Umgebung sowie durch die Organisation der Lebenswelten; sie sind beeinflusst von den Erfahrungen der Menschen und dem Wissen, über das sie verfügen, ferner von der Deutung der Zufälligkeiten menschlichen Lebens.

In dieser spannungsvollen, offenen Dualität von Natur und Kultur sind im individuellen und gemeinschaftlichen Erleben Differenz, Verschiedenheit und Pluralität angelegt, um heute geläufige Stichworte zu verwenden und finden sich bereits in den Anfängen menschlicher Generativität. Überdies birgt grundsätzlich jede Familiengründung in sich die Möglichkeit eines *eigenen* Anfangs. Generativität ist nicht nur individuell, sondern auch für die Gemeinschaft bedeutsam. Darum erfordert sie Regeln in Form von Bräuchen, Sitten und Recht. Ihre Geltung und Wirkung wiederum sind abhängig von Wissen, Einfluss, Macht und Herrschaft sowie politischem Streit.

Was somit der Prolog als Mannigfaltigkeit familialen Lebens vergegenwärtigt, ist an und für sich nicht neu. Doch es ist auch nicht eine Wiederkehr des ewig Gleichen. Treffender ist es, diese Mannigfaltigkeit als Ausdruck dessen zu verstehen, wie Menschen heute versuchen, Familie sinnstiftend und erfolgreich zu leben, wie sie die damit zusammenhängenden Aufgaben gestalten wollen und wie sie dies tun können.

These 3: Familien entfalten sich in und um Generationenbeziehungen

Diese These rückt für das Verständnis von Familie die Gestaltung von Generationenbeziehungen ins Zentrum. Sie ist die Alternative zum (kirchlichen) Lehrsatz, die Familie gründe in der Ehe. Er deckt sich auch mit dem Modell des Nacheinanders von: Bekanntschaft – Verlöbnis – Heirat und Haushaltsgründung – Elternschaft. Doch dazu gab und gibt es viele Varianten.

Dass ihre Pluralität heutzutage das Bild massgeblich prägt, hat mehrere Gründe. Zunächst ist daran zu erinnern, dass Familie und Verwandtschaft in ihrer Gestalt massgeblich durch Wanderungsbewegungen beeinflusst werden. Die dadurch entstehende Vielfalt wird in den Familien durch Unterschiede im Erle-

ben der Lebenswelten zwischen den Altersgruppen beeinflusst. Sie betreffen auch – und oft sehr spannungsvoll – den Umgang mit Brauch und Sitte und sind von den Möglichkeiten der Ausbildung und der sozialen Teilhabe geprägt.

Wir wissen heute über die Verschiedenheit privater Lebensformen besser Bescheid als zu Zeiten, da es weder Fernsehen noch sozialen Medien gab. Beides verstärkt überdies die Bereitschaft vieler Menschen, Privates und Persönliches öffentlich kundzutun. Minderheiten verschaffen sich so politisches Gehör. Dadurch erhöht sich der Eindruck der Mannigfaltigkeit. Wer heute über Familie nachdenkt und schreibt, kann nicht umhin, ihre Darstellung in den Medien und deren Folgen zu beachten. Hier zeigt sich überdies eine Verzahnung mit der Literatur.

Ein wesentlicher, oft übersehener Aspekt betrifft die Familiengründung. Um etwas weiter auszuholen: Angesichts der sich über Jahrtausende erstreckenden Geschichte der Menschheit ist an die erstaunliche Tatsache zu erinnern, dass in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts durch die Zusammenarbeit von Medizin und Demographie entdeckt wurde, in welchem Zeitraum des weiblichen Zyklus eine Befruchtung überhaupt möglich ist. Nochmals Jahrzehnte dauerte es bis zu einer weitgehend sicheren Empfängnisverhütung, obgleich diese schon seit dem Altertum angestrebt wurde. Hinzugekommen sind die Praktiken der Reproduktionsmedizin. Beides hat in unserem Kulturraum und darüber in weiten Kreisen dazu beitragen, die Bedeutung eines Kindes für die Persönlichkeitsentfaltung von Mutter und Vater hervorzuheben und zu thematisieren. Allgemeiner noch: Die Entwicklungen in den Feldern der Medizin, der Hygiene und der Ernährung haben sozusagen alle Aspekte menschlicher Generativität verändert. Häufig geschah dies offensichtlich zum Besseren. Es entstanden neue Freiräume des Entscheidens, die indessen auch neue Herausforderungen beinhalten. – Diese und weitere Sachverhalte sprechen dafür, Generationenbeziehungen zum zentralen Bezugspunkt der Analyse familialer Lebensformen zu machen und dabei den demographischen Begriff der Generativität sozial- und kulturwissenschaftlich zu erweitern:

- In einer ersten Verallgemeinerung lässt er sich mit der Vorstellung verknüpfen, dass Menschen an sich die Fähigkeit haben, die Existenz nachfolgender Generationen in ihr Denken und Handeln kontrollierend miteinzubeziehen.
- Zweitens können Menschen das Wohl nachfolgender Generationen reflektieren und entsprechend handeln. Dies lässt sich als Verpflichtung und Verantwortlichkeit für den Einzelnen und sinngemäss für soziale Institutionen postulieren.
- In neuerer Zeit wird überdies vermehrt thematisiert, dass die Jüngeren individuell und kollektiv ein Bewusstsein für das Wohl der Älteren entwickeln können und dies politisch gefordert wird.

Dementsprechend lässt sich *Generativität definieren* als die menschliche Fähigkeit, individuell und kollektiv um das gegenseitige Angewiesensein der Generationen zu wissen, folglich im individuellen und kollektiven Handeln umsetzen zu können und zu sollen. Darin liegen grundlegende Anstösse und Kräfte für das

Verständnis des individuellen und gemeinschaftlichen Lebens. Ob sich jemand für oder gegen Familie entscheidet, aus welchen Gründen und in welcher Form auch immer, beinhaltet existenzielle Antworten über den Sinn des Lebens. Sie konkretisieren sich in Ereignissen und Lebensweisen, wie sie im Prolog angesprochen werden. In soziologischer Perspektive lässt sich Generativität als das *proprium* von Familie bezeichnen.

These 4: Generativität begründet Lernen und Identitäten

Diese These mag auf den ersten Blick an den alten familienwissenschaftlichen Lehrsatz erinnern, Familie sei die primäre und somit wichtigste Instanz der Person- und Sozialwerdung des Einzelnen. Zwar war und ist die Familie nicht in allen sozialen Milieus der bevorzugte soziale Ort von Lernen und Entwicklung. Dennoch spricht vieles dafür, die Prozesse des Lernens zwischen Müttern, Vätern und ihren Kindern, ebenso wie auch jene zwischen Grosseltern und Enkelkindern, sinngemäss als *prototypisch* für Sozialisation zu verstehen. Dabei wird die anthropologische Denkfigur der Gleichursprünglichkeit von Natur und Kultur übersetzt in die Formel der wechselseitigen Bedingtheit von „nature and nurture“. Sie überwindet die lange Zeit heftig geführten Kontroversen über die genetische Determination von Intelligenz. – Allerdings taucht sie neuerdings im Gewand eines neurobiologischen Fundamentalismus wieder auf.

Die Generationenperspektive schärft den Blick dafür, dass die Beziehungen zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern – als einzige menschliche Beziehungsformen – grundsätzlich unauflösbar sind. Das ist selbst dann der Fall, wenn sie nicht persönlich gelebt werden. In dieser Unauflösbarkeit ist angelegt, Familie als sozialen Ort zu verstehen, in dem in besonderer Weise *Verlässlichkeit* erfahren werden kann. Damit ist gemeint, dass ein Mensch lebenslang erfahren kann, dass ein anderer ihn akzeptiert und schätzt, wie auch immer er oder sie sich entwickelt und verändert, komme was wolle. Verlässlichkeit ist der Treue verwandt, jedoch spezifisch auf die Person und die Lebensumstände bezogen. Doch Verlässlichkeit hat auch eine Kehrseite, nämlich Abhängigkeit. Sie kann dazu führen, dass die Beziehungen und letztlich die Beteiligten sich gegenseitig „instrumentalisieren“.

Eltern-Kind-Beziehungen sind Glieder einer *Generationenfolge*. Darin lässt sich Grundsätzliches über das institutionelle Angewiesensein von Jung und Alt erkennen. Es geht mit den Paradoxien von Autorität einher. Sie bestehen darin, dass Eltern (und Lehrpersonen) angesichts der sich erst entwickelnden Fähigkeiten der Kinder in gewissem Masse stellvertretend und voraussehend für diese deren Lebenssituation gestalten müssen, gleichzeitig aber auch von ihren persönlichen Interessen und Fähigkeiten beeinflusst sind.

Generationenbeziehungen in den Familien sind in gewisser Weise auch *prototypisch* für *Lernen*. Es hat viele Gesichter. Es kann den Erwerb von Wissen und

Fertigkeiten beinhalten. Dies ist im Fokus elementarer Lerntheorien, die Mechanismen von Anregung und Antwort sowie von Belohnung und Bestrafung beschreiben und analysieren. Lernen geschieht oft mimetisch, also durch Nachahmung. Doch wenn es um mehr als nur simple Sachverhalte geht, kommen Emotionen, Motivationen und Widerstände mit ins Spiel. Überhaupt, wenn es darum geht, was übergreifend mit Leben lernen bezeichnet werden kann und wenn es um das Lernen des Lernens geht, handelt es sich um ein Geschehen, das die abwägende Auseinandersetzung mit persönlichen (Lebens-)Erfahrungen beinhaltet. Einzubeziehen sind auch die Erfahrungen Dritter, die direkt oder indirekt den Lernenden vermittelt, ihnen angetragen oder gar aufgezwungen und von diesen kritisch geprüft und akzeptiert werden können. So werden erlernte Erfahrungen bekräftigt, hinterfragt oder ersetzt.

Das alles trifft für das Lernen in Familien in ausgeprägtem Masse zu. Einen besonderen Beiklang erfährt es, weil es oft in Feldern des Intimen geschieht. Es erfordert die Auseinandersetzung mit dem Unerwarteten, mit Glück und Unglück, mit Freud und Leid. Solches Lernen beinhaltet den Umgang mit dynamischen Differenzen vor dem Hintergrund des Gemeinsamen. Nicht nur lernen die Jungen von den Alten, sondern auch die Alten von den Jungen, und sie lernen gemeinsam, indem sie sich mit dem überkommenen Erbe zustimmend, kritisch und kreativ auseinandersetzen. Menschen können sich auf diese komplexe Weise das Erbe – mehr oder weniger – aneignen, es zu einem Teil ihres Selbst machen. Das ist eine Facette der Entwicklung einer persönlichen Identität.

These 5: Familiales Handeln ist ambivalente Praxis

Dieser Leitsatz enthält mit *Praxis* einen Begriff, der im Alltag selbstverständlich ist. In den neueren Kulturwissenschaften hat er zusehends an Aufmerksamkeit gewonnen. Hervorgehoben wird zum einen, dass praktisches Handeln oft körperlichen Einsatz erfordert. Er verknüpft sich mit der Lösung von konkreten Aufgaben. Das ist offensichtlich etwa beim Zubereiten einer Mahlzeit oder beim Einrichten einer Wohnung. Das Erleben von Körper und Leib ist kennzeichnend für die Intimität, die im familialen Handeln allgegenwärtig ist.

Zum andern haben Praxen, weil sie sich wiederholen, oft den Charakter von Ritualen. Sie beruhen also auf Gewohnheiten und Routine. Bei alledem müssen sie sich bewähren, und es ist notwendig, dass die Handelnden sie akzeptieren, umsetzen, modifizieren und sich zu eigen machen. Sie sind – um ein anderes Bild heranzuziehen – ein mehr oder weniger fester Kitt des Alltags, der diesen zusammenhält, ihn sogar härten lässt. Praxen sind der Vorstellung einer Prägung verwandt, wie sie der Begriff des Habitus ausdrückt. Eine Praxis wird gelehrt und gelernt, oft sogar unter Zwang oder weil die Umstände keine Alternativen zulassen. Doch in dem Verständnis, das ich dem Begriff der Praxis hier zuschreiben möchte, ist vorgesehen, dass eine solche individuell bedacht und mitgestaltet wird. Sie kann das Einfallstor für Subjektives sein. Es bestehen

Doppeldeutigkeit und Zweiwertigkeit, wobei zwar die Routinen dominieren, jedoch prekär bleiben. Denn Praxen sind grundsätzlich eingespannt zwischen Altem und Neuem. Sie werden befolgt und begründet, weil sie sich sowohl bewährt haben als auch umstritten sind, wenn sie tatsächlich oder vermeintlich aktuellen Bedingungen und Ansprüchen nicht genügen. Praxen schwanken oft *ambivalent* zwischen Beharren und Verändern.

Dieses Hin und Her und diese Offenheit sind kennzeichnend für die Art und Weise, wie heute Familie gelebt wird und gelebt werden kann. Wenn in soziologischen Texten von Erziehungsstilen oder familialen Normen und Werten die Rede ist, werden indessen deren Dynamik, Offenheit und Unbestimmtheit häufig übersehen. Demgegenüber legt ein elaboriertes Verständnis von Praxis die Einsicht nahe, dass das Familienleben gleichzeitig stabil, in Bewegung und oft widersprüchlich ist. Daraus folgt: „Familie“ ist eine sich immer wieder stellende Aufgabe, die sich stetig verändert, auch hinsichtlich des damit einhergehenden Wissens.

Handeln in familialen Beziehungen zeigt sich in dieser Sicht als Feld, in dem sich täglich die gesellschaftlichen Widersprüche und die sich daraus ergebenden gegensätzlichen Ansprüche an die Familie zeigen. Offensichtliche Beispiele sind in der heutigen Wirtschaftsordnung etwa das Schwanken zwischen Beruf und Elternschaft, die Vereinbarkeit von Familientätigkeit und Erwerbstätigkeit und – am anderen Ende des Familienzyklus – die Organisation häuslicher vs. institutioneller Pflege der Eltern. Die Themen sind bekannt, ebenso die Strategien für Lösungen. Man kann dieses alltägliche Hin und Her unter dem Gesichtspunkt möglicher Konflikte betrachten, indem es darum geht, sich mit Gegensätzlichem auf seine eigene Weise zu arrangieren und es auszuhalten. Damit kommen letztlich persönliche Gefühle, Gedanken und Bewertungen ins Spiel. So gesehen sind sie nicht einfach störend, lästig, sondern den einzelnen Menschen als Person herausfordernd. Sie verweisen auf Prozesse des Suchens, können Belastungen und Chancen beinhalten.

Dafür bietet es sich an, von *Ambivalenzen* zu sprechen. Damit führe ich in meine Argumentation einen Begriff ein, der umgangssprachlich als Ausdruck von Zwiespältigkeit, als Unbestimmtheit und Mehrdeutigkeit verstanden wird. Bei näherem Zusehen und dem Versuch einer *Definition* zeigt sich, dass er geeignet ist, mehr zu erfassen, nämlich Erfahrungen des Umgangs mit polaren Gegensätzen im Denken, Fühlen, Handeln und der Beziehungsgestaltung. Ambivalenzerfahrungen weisen in dieser Sichtweise eine spezifische zeitliche Dynamik auf, nämlich des Hin und Her, des Zauderns und Zögerns, des Innehaltens, eines «reculer pour mieux sauter». Die Relevanz zeigt sich im Verständnis persönlicher Identität. Dabei können Menschen in grösserem oder geringerem Mass die Fähigkeit haben, für Ambivalenzen sensibel zu sein, sie dementsprechend zu erleben, zu erkennen und mit ihnen umzugehen. *Ambivalenzsensibilität* beinhaltet des Weiteren, sich aus den Zwängen einer eindeutigen, sozusagen geradlinigen Rationalität befreien zu können, alternative Möglichkeiten zu bedenken, sich

selbst und anderen Zeiten des Wartens zuzugestehen. So werden der Möglichkeitssinn und (soziale) Kreativität aktiviert.

Vieles spricht dafür, dass familiäre Aufgaben und familiales Leben, ob gemeinsam oder getrennt, reich an derartigen *konstruktiven* Ambivalenzerfahrungen sind, diese also – in einem mehrfachen Sinne des Worts – zu kultivieren sind. Allerdings ist Familie auch der Ort *destruktiver* Ambivalenzerfahrungen und Umgangsweisen damit, also solcher, die das Handeln, das Zusammenleben und die Persönlichkeitsentwicklung hemmen und beeinträchtigen. Man könnte darin so etwas wie eine Meta-Ambivalenz von Familie sehen.

Diese Ambivalenzerfahrungen des Familienalltags werden in gewisser Weise durch den öffentlichen, also den institutionellen Charakter von Familie bekräftigt. Das zeigt sich in der sogenannten *Familienpolitik*. Diese hat – einfach gesagt – den Zweck, bestimmte Formen der Gestaltung familialer Aufgaben zu fördern und sie dadurch anzuerkennen. Das wiederum kann die Diskriminierung bestimmter Verhaltensweisen beinhalten. Pointiert formuliert könnte man sagen: Familienpolitik ist neben Brauch, Sitte und Recht ein weiteres institutionelles Mittel, Familie zu definieren. Dies geschieht verzahnt mit familialen Praktiken. Da indessen gleichzeitig die Legitimierung von Familienpolitik generell und in ihren konkreten Instrumenten wie monetäre Unterstützungen sowie Beratungen ihrerseits umstritten sein kann, werden die Ambivalenzpotenziale im Feld des Familialen vermehrt und verstärkt. Das kommt indessen in soziologischen Analysen selten und noch seltenerer in Familienromanen zur Sprache. Doch sie gehören zum Bild von „Familien heute“.

Bilanz

Familie lässt sich in soziologischer Perspektive somit als in der menschlichen Natur angelegte Kulturleistung verstehen, die sozial immer wieder neu zu gestalten ist. Im Fokus ist das übergreifende sinnstiftende Potenzial familialer Aufgaben für den Einzelnen und das soziale Zusammenleben. So gesehen lassen sich Familien verstehen als institutionalisierte Lebensformen, die auf die Gestaltung menschlicher Generativität hin angelegt sind, und die der gesellschaftlichen Anerkennung bedürfen.

Der mehrfachen Pluralität, den damit einhergehenden Möglichkeiten und Normierungen entspricht auf der Ebene des praktischen Handelns die Erfahrung unterschiedlicher Spannungsfelder, mit denen Familie gelebt und gleichzeitig immer wieder in Frage gestellt wird. Es bietet sich an, sie ihrerseits als Ausdruck widersprüchlicher gesellschaftlicher Bedingungen zu analysieren, unter denen heute die familialen Aufgaben gestaltet werden können und müssen. Man könnte von einem bio-sozio-kulturellen Verständnis von Familie sprechen. Dieses thematisiert, inwieweit wir Menschen fähig sind, die uns eigene Generativi-

tät zwischen Geburt und Tod sowie darüber hinaus unter Bedingungen postmoderner Gesellschaftlichkeit zu begreifen und zu gestalten.

Gleichzeitig kann angenommen werden, dass wir uns in der Gestaltung dieser Aufgaben als individuelle sowie gemeinschaftsfähige Subjekte zu erfahren und zu verstehen vermögen. Diese menschliche Subjektivität zeigt sich im Umgang mit Ambivalenzen und ist darum letztlich nicht vollständig zu fassen. Sie verweist auf ein Verständnis menschlichen Lebens und Erlebens, worin Offenheit zugleich Chance und Last ist. Weil es in den Familien philosophisch-abstrakt und alltäglich-konkret um eben dieses Menschsein geht, mag es angemessen und fruchtbar sein, die Idee einer immer wieder zu bedenkenden *Unergründlichkeit von Familie* zu erwägen. Vielleicht liegt gerade darin der faszinierende Eigensinn von Familie. Er verbindet sich mit der Vorstellung einer Unergründlichkeit menschlicher Subjektivität.

Transdisziplinäre Fragestellungen: Was haben Familiensoziologie und Familienroman gemeinsam?

Auseinandersetzung mit Normalität

So geläufig und selbstverständlich das Wort „Familie“ im Alltag ist, so vielfältig sind die tatsächlichen Lebensformen, die Erlebensweisen, die faktischen und die normativen Begrifflichkeiten. Sich dieser Mannigfaltigkeit transdisziplinär anzunähern ist anspruchsvoll. Inwieweit trifft dabei zu, dass – allgemein gesprochen – in soziologischer Perspektive das *Typische*, literarisch indessen das *Individuelle* im Vordergrund steht?

Demographie und Demoskopie, die bevorzugten Methoden weit ausholender *soziologischer* Beschreibungen, halten ein reiches Instrumentarium an Kategorien bereit, ausgehend von offensichtlichen personenbezogenen Merkmalen wie Geschlecht, Alter und von kollektiven Zuordnungen wie Nationalität, Wohnort, Kanton und Region. Problematisch und dementsprechend bisweilen umstritten ist das Erfassen persönlicher Daten wie z.B. Religion bzw. Konfession und sexuelle Orientierung. Die so dokumentierte Vielfalt vervielfacht sich in der Verknüpfung der Daten, und eine noch weitere Stufe der Pluralisierung zeigt sich im Vergleich der Populationen und in historischen Rückblicken. Spiegelbildlich dazu differenziert sich das Bild durch die Ergebnisse von Befragungen in ausgewählten Populationen und durch Fallstudien. Doch in der Präsentation und der Diskussion dominieren die Häufigkeiten und die sich daraus ableitbaren Vergleiche.

Ihnen ist – so meine *These* – mehr oder weniger offensichtlich eigen, dass sie sich letztlich an Vorstellungen von *Normalität* orientieren. Das ergibt sich aus einer den soziologischen Analysen inhärenten Pragmatik: Sie thematisiert das Wechselspiel von Praxis und gesellschaftspolitischer Regulation. Diese kann direkt und indirekt entweder die relativ strenge Gestalt staatlichen Ordens oder

die milderen Formen des – oft stillschweigenden – Tolerierens annehmen. Soziologische Familienanalysen waren und sind – zwar nicht immer, jedoch häufig – im Bannkreis eines Denkens, in dem das Häufige und das – sogenannte – Normale sich vermengen. Zugleich kann es auch um Auseinandersetzungen darüber gehen, was als richtig gelten soll. Dies wird verstärkt durch die bereits erwähnten Idealisierungen von Familie als heile Welt.

Die *literarischen* Darstellungen scheinen auf den ersten Blick anders gestrickt. Meistens stehen individuelle Schicksale und subjektives Erleben im Vordergrund. Doch auf den zweiten Blick stellt sich die Frage, inwiefern dabei nicht auch Typisierungen im Spiel sind. Ob somit Vorstellungen von Normalität ein offenes, häufiger vermutlich ein verdecktes Thema von Familienromanen sind? Inwiefern tragen sie ihrerseits direkt oder indirekt zum öffentlichen Verständnis über das „Richtige“ bzw. das Abweichende, das Besondere bei? Findet sich Familienrhetorik auch in Familienromanen? Ist dies ein heuristisch fruchtbares Feld des Gattungsvergleichs und wie könnte es strukturiert werden, etwa anhand des Themas gerechten Vererbens?

Spannungsreiche Beziehungsgestaltung

Familiengeschichten sind – überwiegend – Beziehungsgeschichten. Doch was „ist“ eine Beziehung? Auch hier scheint die Geläufigkeit des Worts Inhalt, Bedeutung und Tragweite des Begriffs zu verdecken. Das trifft für beide Felder bzw. Disziplinen zu. Wäre es also fruchtbar, das mit Beziehung Gemeinte systematisch auszuleuchten? Meiner Einschätzung nach würden so beispielsweise grobe Vereinfachungen in soziologischen Erhebungen zu Tage treten, die Anlass für Zweifel der Gültigkeit einiger Analysen sein können.

Ansätze einer Soziologie *sozialer Beziehungen* finden sich zwar in den 1920er Jahren, so bei Max Weber und Leopold von Wiese, später in den 1960er Jahren sowie im Interaktionismus sowie in systemisch orientierten Theorien. – Ein fruchtbarer konzeptueller Bezugspunkt bietet sich an, soziale Beziehungen als selbstbezügliche institutionalisierte Interaktionen zu verstehen. Gemeint ist, dass sie entstehen und bekräftigt werden, wenn sich Verhaltensweisen zwischen zwei und mehr Personen wiederholen, die damit aufeinander reagieren und darauf rekurrieren und dieses Geschehen sozial gerahmt ist, also einem Kontext zugeordnet werden kann. Meistens geht das einher mit einer Versprachlichung, also mit Be- und Umschreibungen. Besonders deutlich wird das in den Bezeichnungen für soziale Rollen, lebensweltlich wie z.B. Mutter, Vater, ferner solchen, die funktional geprägt sind wie Lehrerin/Lehrer oder sich gruppendynamisch charakterisieren lassen wie Leiterin/Leiter.

Die Dynamik von Beziehungen zeigt eine *doppelte Kontingenz*. Damit wird der Sachverhalt bezeichnet, dass eine Seite (*ego*) und die andere Seite (*alter*) im gleichen Kontext zum einen sowohl unterschiedliche Erwartungen aneinander als

auch zum anderen unterschiedliche Vorstellungen über die Erwartungen des anderen haben. Darin liegt indessen ein Moment von Unsicherheit, von Unbestimmtheit, also von Offenheit. Dieses Geschehen ist ein Anlass für die Erfahrung von Ambivalenzen, also eines Vaszillierens zwischen gegensätzlichen Optionen. Diese scheinen somit sozialen Beziehungen inhärent, folglich mehr oder weniger manifest zu sein. Eltern müssen also beispielsweise darauf gefasst sein, dass ihr Kind sich ihnen gegenüber sowohl gleich wie bisher als auch anders verhält, somit sowohl vertrautes als auch neuartiges Verhalten zeigt. Dasselbe trifft für eine Partnerschaft zu. – Als Faustregel gilt: je enger und vielfältiger, je intimer das Beziehungshandeln ist, desto weiter und markant ausgeprägter ist das Potential an Ambivalenzerfahrungen. Offensichtlich ist es in Familien besonders gross.

Ambivalenzerfahrungen sind somit ein markantes Element von Familienbeziehungen, mithin auch ihrer literarischen ebenso wie ihrer soziologischen Beschreibung. Dabei stellt sich die Frage, wie sich diesbezüglich die beiden Sichtweisen zueinander verhalten. Auf den ersten Blick liegt es – wie angedeutet – nahe anzunehmen, dass in literarischen Darstellungen die besondere Aufmerksamkeit der Vielfalt und den Besonderheiten gilt, im Unterschied dazu in soziologischen Analysen um Generalisierungen. Wie werden dabei Ambivalenzerfahrungen dargestellt und analysiert? In welcher Sichtweise: jener der unmittelbar Betroffenen, beteiligter Dritter oder Beobachtender? Werden sie eher verdrängt oder herausgearbeitet?

Was die Gegenüberstellung belastend vs. befreiend, also konstruktiv vs. destruktiv, betrifft, spricht eine erste summarische Bilanz für die Annahme, dass in der soziologischen Literatur Ambivalenzerfahrungen oft als erschwerend für die „Beziehungsqualität“ und das „Wohlbefinden“ charakterisiert werden. In literarischen Schilderungen werden hingegen häufig auch die sozial kreativen, förderlichen Aspekte ambivalenter Beziehungen thematisiert.

Hinzu kommen die spezifischen literarischen Möglichkeiten, Ambivalenzen mit Mitteln der sprachlichen und der poetischen Gestaltung zum Ausdruck zu bringen, also beispielsweise durch Wortschöpfungen, durch das Nebeneinander von Zeiten, durch unvermittelte Übergänge und durch unerwartete, überraschende Inhalte. In Familienromanen besonders wichtig ist ferner das gekonnte Spiel mit den Ambivalenzen der *Autofiktion*. Hier eröffnet sich ein fruchtbares Feld für inspirierende transdisziplinäre Analysen.

Suche nach Identitäten

So drängt sich schliesslich die Frage auf, ob es, ungeachtet der Unterschiede, sozusagen übergeordnet, abstrakt, eine Thematik gibt, die sich sowohl im Familienroman als auch in der Familiensoziologie ausmachen lässt? Ich mache dazu einen Vorschlag. Er lautet: In beiden Feldern, die Denken, Beobachten, Beschreiben und Schreiben erfordern, können wir Spuren eines nachdenklichen

Ergründens dessen finden, was mit *subjektiver Identität* bzw. dem *Selbst* gemeint sein könnte, worum es bei der Vorstellung der zugeschriebenen und der selbst erlebten Personenhaftigkeit von uns Menschen geht, wie es möglich ist, dass wir unseres Selbst bewusst sein können und unseres Fühlens, Denken und Handeln und die Gestaltung sozialer Beziehungen daran orientieren. Oder anders formuliert: Was beinhaltet es, „*ich*“ und „*du*“, „*wir*“ und „*ihr*“ zu sagen? Was folgt daraus, dass ich – exzentrisch reflektierend – von mir auch als „*er*“, wir von uns als „*sie*“ sprechen sowie schreiben können? Welche Prozesse des Identifizierens und des Spielens damit laufen ab? Nun ist dieser Aufsatz nicht der Ort, diese philosophisch-anthropologischen Fragen zu erörtern. Doch zumindest möchte ich – das Vorausgehende zusammenfassend – daraus *zwei heuristische Postulate* zur Diskussion stellen.

Erstens: Ein gemeinsamer Bezugspunkt der Literaturwissenschaften und den Sozialwissenschaften ist das „Problem der Identitäten“ (um den Titel von Karl Mannheims themenverwandtem Aufsatz „Das Problem der Generationen“ zu paraphrasieren). In der soziologischen Literatur sowie jener der Sozialpsychologie, der Psychologie und den daraus sich ergebenden Feldern therapeutischer und pädagogischer Praktiken nimmt dabei die Vorstellung einen herausragenden Platz ein, die dynamische Konstitution von Identitäten ergebe sich aus dem Erleben und Gestalten sozialer Beziehungen sowie deren institutioneller Einbettung. – In der Literatur und deren wissenschaftlichen Analysen hat die faktische und fiktive Darstellung sowie das oft verwirrende Spiel mit dem Ich von Autorin und Autor einen hohen Stellenwert.

Zweitens mache ich noch einen weiteren heuristischen Schritt und postuliere: In beiden Bereichen verbindet sich die Thematisierung und Problematisierung von Identitäten mit der teils offenen, teils verdeckten Darstellung von Ambivalenzerfahrungen. Daraus lassen sich zahlreiche fruchtbare Anregungen für die Forschung ableiten. Zugleich ergeben sich daraus Einsichten für die der Soziologie und den Literaturwissenschaften eigene Bedeutung sowie darüber hinaus für die allgemeine kulturwissenschaftliche Relevanz des Arbeitens über „Familien“.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller Sandberg, Beatrice: Steckt unsere Gesellschaft in Familiengeschichten von heute? In: IZfK 9 (2022). 79-99.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-0e76-9d9d

Beatrice Sandberg (Bergen)

Steckt unsere Gesellschaft in Familiengeschichten von heute?

How much society is in today's family stories?

This article deals with a selection of contemporary texts by Swiss authors that address the theme of the family in various ways. The question put forward is whether such literary representations still represent today's families or whether they miss the mark. The variety of literary forms and the spectrum of perspectives in this selection proved far more diverse than expected. Nevertheless, auto-fictional narration is still fundamental, whereby retrospectives of a life lived are conveyed from within the narrator's own family circle. The discourse of memory continues to dominate substantial parts of the narrative, and a preoccupation with father-son and mother-daughter relations within family constellations still remains relevant. However, humour and irony are also important as a means of creating distance at moments where reality verges on the absurd and the narrator's own family is shown in a comic light, or where the terrain is delicate, as for example when the action takes place in a nursing home.

Keywords: family, old age, psychological trauma, relations, death, autofiction, grotesque, humoresque

Zur Textauswahl

Auf der Suche nach passenden Texten für das Thema, das nach Familienschilderungen in der Schweizer Literatur Ausschau hält, die als Spiegel unserer heutigen Gesellschaft gesehen werden können, habe ich in der Bücherkiste von Pro Helvetia nach Neuerscheinungen der letzten Jahre gegraben. Ich wurde fündig

und musste versuchen, die recht disparaten Titel in eine Ordnung zu bringen, entsprechend etwa den Kategorien, die für die neuere Schweizer Literatur besonders typisch sind: die Nähe des literarischen Diskurses zu den politischen und sozialen Gegebenheiten der Schweiz, die Beschäftigung mit der eigenen Kindheit, weniger im Hinblick auf Kriegs- und Nachkriegserfahrungen, sondern vor allem als privat-psychologisch motivierte Erinnerungsdiskurse, in denen die eigene Herkunft und Erziehung problematisiert werden, wobei sich das Private meist als sozial beeinflusst und geformt erweist. Dann gibt es weiter den Strom der autobiografisch fundierten Erinnerungsliteratur, der sich zusammensetzt aus der subjektiven Erfahrungsliteratur der 1980er Jahre, welche zugleich eine erste Konjunktur an Väterliteratur hervorbrachte, und der Migrationsliteratur der schon lange im Lande Ansässigen, zu denen Erica Pedretti, Ilma Rakusa, Zuzanna Gahse, Catalin Dorian Florescu, Franco Supino, Irena Brežná u.a. gehören. Hinzu kommen weiter die während des Balkankriegs neu Eingewanderten, für die stellvertretend Meral Kureyshi genannt sei, die sich alle schreibend mit ihrer Vergangenheit, ihrer Identität und ihrer Inter- oder Transkulturalität auseinandersetzen. Während in Deutschland die Betroffenheitsliteratur der Wendegeneration die eigene Geschichte zur Familiengeschichte und zum Generationenroman ausweitete (so etwa Martin Walser, Christoph Hein, Christa Wolf, Monika Maron, Reinhard Jirgl, Stephan Wackwitz, Walter Kempowski, Uwe Tellkamp, um nur einige Namen zu nennen), bestätigt sich für die Schweizer Literatur die Feststellung Ariane Eichenbergs, dass Vater-/Mutter-, Familien- und Generationenroman oftmals miteinander verflochten sind, wie dies bei Otto F. Walter, Guido Bachmann, Thomas Hürlimann, Urs Widmer, Martin R. Dean und anderen der Fall ist.¹

Ich habe meine Wahl unabhängig von möglichen Einordnungskriterien danach getroffen, dass es sich um Bücher handeln sollte, in denen Familie eine Rolle spielt, jedoch weniger in der Form traditioneller Familienromane. Vielmehr sollten Familien in ihren empfindlichen oder verletzlichen Phasen dargestellt sein. Aus diesem Grunde fehlt beispielsweise eine Neuerscheinung wie Zora del Buonos „Die Marschallin“ (2020), weil dieses Buch stellvertretend auch für andere vortreffliche Familienromane steht, welche alle Kriterien eines traditionellen Familien- und Generationenromans erfüllen, der das Schicksal einer Familie über verschiedene zeitliche Phasen hinweg verfolgt. Es bleibt zu sehen, wie sich diese neuen Texte in die genannten Diskurse einfügen. Wie kommt Familie darin zur Sprache? Welcher Blickwinkel prägt die Optik? Was ist neu an Formen und Inhalten?

Doch zuerst: Was heißt Familie? In den letzten Jahrzehnten hat der Begriff an Eindeutigkeit verloren oder anders gesagt: er ist mehrdeutig geworden, abhängig davon, wer ihn beansprucht und was damit verbunden wird, denn mit den freien

¹ Eichenberg (2009: 15).

Partnerschaften, der patchwork family, dem Adoptionsrecht gleichgeschlechtlicher Paare und weiteren Möglichkeiten ist die Auflösung einer zumindest während einiger Jahrhunderte europäischer Kulturgeschichte festumrissenen Struktur ein Faktum geworden.² Nicht zufällig konvergieren in dieser Situation zwei gegenläufige Bewegungen: Während sich die Familienstruktur auflöst und unübersichtlich wird, scheint die Familie an Bedeutung zu gewinnen aufgrund der Globalisierung, sie hat als Thema „Konjunktur“ und ist „omnipräsent“,³ da das Gefühl von Zugehörigkeit als Gegengewicht zur Weiträumigkeit der Globalisierung zu einem Desiderat wird, und sich ein gewisses Maß an Privatheit und Zugehörigkeit als notwendig, aber schwierig erweist. Weitere Phänomene scheinen mit diesen Bewegungen zusammenzuhängen und lassen sich von daher leichter verstehen. So etwa das Bedürfnis eines Ichs, sich seiner selbst zu vergewissern und sich einen Platz in der Gesellschaft zu sichern durch den Beitrag eines persönlichen Zeugnisses zur Zeitgeschichte. Wenn uns etwas am Entgleiten ist, mobilisieren wir Gegenkräfte es festzuhalten, oder wir erschreiben uns das Verlorene und kreieren Wunschbilder. Diese Kernpunkte sind auch in den hier besprochenen Büchern greifbar, die mit einer Ausnahme alle von AutorInnen stammen, die erst wenig veröffentlicht haben, die aber bereits mit Preisen ausgezeichnet wurden.

In Regula Portillos Roman „Andersland“⁴ steht ein Mädchen im Mittelpunkt, das interkulturell aufwächst, aber nach einer Bezeichnung von Silvio Blatter als „multikulturlos“⁵ bezeichnet werden könnte. Melitta Brezniks „Mutter. Chronik eines Abschieds“⁶, enthält die Aufzeichnungen einer Tochter, die ihre fast 90-jährige Mutter während der letzten Wochen ihres Lebens begleitet und die Reflexionen über das Familienleben parallel zum Sterbeprozess der Mutter notiert. Breznik hat früher schon Bücher veröffentlicht, auf die sie sich bezieht und worin mehr von der Familiengeschichte enthalten ist. Ich werde in diesem Fall auch auf Brezniks Roman „Nordlicht“ eingehen, weil er eine Problemstellung enthält, die von mehreren AutorInnen über die Landesgrenzen hinweg gut 60 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg neu aufgearbeitet wird: Die Suche der längst erwachsenen Kinder nach ihren unbekannt Vätern, die Soldaten der deutschen Wehrmacht waren, weil das Problem des fehlenden Vaters sie ein Leben lang nicht los ließ.⁷ Im 2020 erschienenen neuesten Roman von Tom Kummer: „Von schlechten Eltern“ ist der Vater in höchstem Masse gegenwärtig, aber er ist al-

² Als ein Beispiel für die Exponierung dieser Problematik wäre Zoë Jennys Roman „Das Blütenstaubzimmer“ (1997) repräsentativ. Hier wird Familie als instabile, jederzeit auflösbare Konstellation erfahren. Vgl. dazu Tholen in Martinec / Nitschke (2009: 35-54).

³ Dies., 9.

⁴ Portillo (2020).

⁵ Blatter (1996).

⁶ Breznik (2020).

⁷ Breznik (2009).

leinerziehend und die Partnerin und Mutter fehlt. Kummer ist als Vater und Zurückgelassener total überfordert, die Erziehungsaufgabe seiner Söhne allein wahrnehmen zu müssen.⁸ Frédéric Zwickers Roman „Hier können Sie im Kreis gehen“⁹ schlägt einen ganz anderen Ton an, obwohl es auch hier um das Lebensende eines alten Menschen geht. Er ist geschrieben aus der Perspektive eines 91-Jährigen, der sich unter dem Deckmantel von Demenz im Pflegeheim unterbringen lässt und seine Umgebung sowie seine Besucher aus diesem Blickwinkel betrachtet. Die vorgebliche Senilität ermöglicht ihm Dreistigkeiten, welche die Normalität ihm nie erlauben würde, aber sie löst seine Probleme nicht. Lukas Linder befasst sich in „Der Letzte meiner Art“ mit einer Berner Patrizierfamilie aus der Perspektive des jungen Sprösslings, der sich als letzter Artgenosse dieser seltsamen Familie sieht.¹⁰ Mit Ausnahme von „Andersland“ sind alle Romane aus der Ich-Perspektive geschrieben, Linder und Zwicker arbeiten besonders mit den Mitteln des Humors und der Ironie, ja, ihre Texte haben Züge des Grotesk-Komischen, während Breznik und Kummers Darstellungen den Stempel von Trauer, Einsamkeit, Krankheit und Tod tragen.

Plädoyer für verschiedene Familienformen

Eröffnen möchte ich meine kleine Auswahl mit einem Blick auf den 2020 erschienenen Roman „Andersland“ der Schweizer Schriftstellerin Regula Portillo (Jahrgang 1979, aufgewachsen im Kanton Solothurn, nach dem Studium der Germanistik und Kunstgeschichte Aufenthalte in Nicaragua, Mexiko, Deutschland, heute lebt sie in Bern), für den sie im gleichen Jahr den Berner Literaturpreis erhielt und den die Literaturkritik unisono als Familienroman kategorisiert und dafür lobt, dass er auf stereotype Familienbilder verzichte, diese vielmehr widerlege.¹¹ Es ist ein Text, der das Auseinanderbrechen einer kleinen Kernfamilie und deren psychische Folgen für die Hauptfigur, das Kind Matilda, verfolgt. Regula Portillo schildert das Heranwachsen des Mädchens einer mexikanischen Frau, die das Kind aus Not nicht haben wollte, und eines Schweizer Vaters, der es mit in die Schweiz nahm und es unter Mithilfe seines (schwulen) Bruders Tobias aufzog. Doch der Vater erliegt einem Herzinfarkt und das Ju-

⁸ Kummer (2020). Vorläufer ist der Roman von 2017: „Nina & Tom“, der autofiktional Kummers ausschweifendes drogen- und sexerfülltes Hippy-Leben mit seiner Frau und zwei Söhnen in Europa und den USA schildert. Die Frau stirbt an Krebs, der Vater zieht mit den Kindern nach Europa zurück. Kummer breitet Intimstes aus seiner Ehe bis zum Tod seiner Frau hemmungslos aus, wird von der Literaturkritik hoch gelobt, fällt aber sein eigenes Urteil im letzten Satz: „Mein persönlicher Bericht auf Ninas Kosten. Sie wird mich umbringen, wenn sie jemals davon erfährt“ (Kummer 2017: 253).

⁹ Zwicker (2016).

¹⁰ Linder (2017).

¹¹ Portillo (2020).

gendamt verweigert dem Onkel und dessen Partner aufgrund ihrer sexuellen Orientierung das Recht, Matilda weiter zu betreuen und steckt es in eine Pflegefamilie. Zu bedenken ist dabei, dass die 1990er Jahre die Zeit der Aids-Epidemie war mit der panischen Angst vor Ansteckung (die dreißig Jahre später in der heutigen Pandemie bereits fast vergessen ist) und der Stigmatisierung Homosexueller. Die leibliche Mutter erfährt von der Situation des Kindes und holt Matilda zu sich nach Mexiko, wo sie liebevoll aufgenommen wird und sich in der neuen Großfamilie gut einlebt, doch nach wenigen Jahren stirbt die Mutter an Krebs. Damit erfolgt ein weiterer Bruch in Matildas Leben, die in der Schweiz neben dem Vater auch den Onkel als geliebte Bezugsperson verloren hatte. Sie lebt nun einsam zwischen zwei Kulturen, kapselt sich ab, verliert die Muttersprache und wird sprachlos. So vermag sie die Aufzeichnungen ihres Vaters nicht mehr selbst zu lesen und verliert damit auch die Erinnerung an den Vater und die Kindheit in der Schweiz. Mit der unzugänglichen Vergangenheit wachsen die Ängste vor dem Unbekannten, vor Verschwiegenem, es entstehen Traumatisierungen und Tabus. Das Mädchen lebt nach eigener Aussage in Andersland, enturzelt, mit Verwundungen, an denen auch ihre Familienangehörigen leiden. Einige Entscheidungen fielen auf Grund persönlicher Entschlüsse, andere auf Grund gesellschaftlicher Zwänge oder Rücksichtnahmen, die Hauptbetroffene, das Kind, wurde nicht gefragt. Die Autorin plädiert für Verständnis und Empathie, welche die Akzeptanz des Andersartigen ermöglichen und Zwänge und Übergriffe verhindern. Gleichzeitig versucht sie mit ihrer Darstellung stereotypen Familienbildern entgegenzuwirken und ein breites Spektrum zeitgenössischer Varianten anzudeuten. Eine Familie kann heute vieles sein, ihre Mitglieder haben Chancen und Realisierungsmöglichkeiten, die früher undenkbar waren, doch sie alle sind keine Garantie für Glück. Im Gespräch mit der Journalistin Vanessa Simili meint die Autorin, wenn sie sich für „Andersland“ etwas wünschen könnte, dann folgendes: dass das Buch „ein Plädoyer sein könnte für verschiedene Familienformen“.¹² Ob Kinder glücklich oder unglücklich aufwachsen, habe nichts mit der Familienkonstellation zu tun, ob zwei Väter oder zwei Mütter oder Vater/Mutter oder nur ein Elternteil vorhanden seien. Aber alles hat mit Familie zu tun, angefangen von der Kindheit, von Abhängigkeit, Verlusten, Traumatisierungen, Geheimnissen, Glückserlebnissen und Erinnerungen.¹³ Der Roman „Andersland“ hält der Gesellschaft einen Spiegel vor, indem er auf neuralgische Punkte in der Behandlung von Kindern, Schutzlosen, von der Norm

¹² Simili (24.02.2021).

¹³ Leta Semadeni „Tamangur“ (2015) sei hier genannt als ein atypischer Familienroman, wenn man hier überhaupt von einem Roman sprechen kann (die Autorin oder der Verlag tun es). Vater, Mutter und Bruder, später auch Großvater fehlen, die Wahrnehmung erfolgt aus der Perspektive eines Kindes, DES Kindes, das keinen weiteren Namen trägt, aber die Niederschrift stammt von der erwachsenen Erzählerin, die über die Kindheit bei der Großmutter erzählt.

Abweichender, und auf fehlendes Verständnis für deren Bedürfnisse sowie auf die Folgen der Fehlentscheidungen hinweist. Das Ganze spielt sich zudem ab unter multikulturellen Vorzeichen in einer globalisierten Welt mit neuen Rollenmodellen und neuen Familienrelationen, beschreibt also ein Schicksal, mit dem sich viele identifizieren können. Narrativ verbindet Portillo in diesem Roman persönliche Erfahrungen aus ihrem Bekanntenkreis, die sie fikionalisiert und dabei ganz nahe an der Wirklichkeit der neuen Lebensgemeinschaften in einer globalisierten Welt bleibt, denen Kinder besonders ausgeliefert sind.

Mutter und Tochter

Melitta Breznik, Jahrgang 1961, aufgewachsen in der Steiermark, verbrachte Jahresaufenthalte in den USA und in Norwegen, studierte Medizin und bildete sich aus zur Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie ist österreichisch-schweizerische Doppelbürgerin, lebt und arbeitet im Unterengadin in ihrem Beruf und ist seit 1993 schriftstellerisch tätig.¹⁴ Viele ihrer Bücher beschäftigen sich mit Familie und Herkunft, verfolgen die Linien zurück in die Zeit des Zweiten Weltkriegs und gehen den Auswirkungen von Krieg und Gefangenschaft auf die Familien und Kinder sowie deren Biografien nach. Es scheint, als sei Schreiben für die Psychotherapeutin selbst der Weg, ihre eigene Familienvergangenheit autofiktional aufzuarbeiten, denn die früheren Erzählungen „Das Umstellformat“ (2002) geht dem Euthanasie-Tod ihrer Großmutter während des Dritten Reichs nach, und „Der Nachtdienst“ (1995) beschäftigt sich mit dem qualvollen Tod ihres durch den Krieg alkoholisierten Vaters. Ihr letzter Text: „Mutter. Chronik eines Abschieds“¹⁵ ist ebenfalls autofiktional, aber kein Roman, er umfasst ihre Aufzeichnungen während sechs Wochen, in denen sie ihre krebskranke 91-jährige Mutter bis zu deren Tod pflegt und betreut. Es geht dabei um mehr als nur um das Verhältnis der Tochter zur Mutter, denn die aufsteigenden Erinnerungen werfen viele Fragen auf zur Vergangenheit der Familie, des Vaters, dessen Verhaltensweise die Ehe und das Familienleben schwer machte, und sie gleiten hinüber auf die eigene zerbrochene Partnerschaft, suchen nach Gründen für die Probleme und Narben. Im Mittelpunkt aber steht die Mutter, die zeitlebens dafür kämpfte, die Familie zusammenzuhalten. Jetzt ist sie in ihrer Hinfälligkeit und Abhängigkeit ihrer Tochter preisgegeben, die den schweren Dienst der letzten Pflege auf sich nimmt. Es erfordert alle Kräfte zu verhindern, dass Würde und Respekt nicht von negativen Gefühlen übermannt werden, die durch die körperliche und seelische Extremsituation freigesetzt werden. Vergangenheit und Gegenwart verdichten sich angesichts der befristeten Zeit. Es gibt viel Unausgesprochenes, Ungeklärtes in dieser Familie: so der frühe Tod des ältesten

¹⁴ Vgl. Internetauftritt von Melitta Breznik, <https://www.melitta-breznik.ch/index.php/de/> [19.10.2020].

¹⁵ Breznik (2020).

Sohnes/Bruders; der Euthanasietod der Großmutter mütterlicherseits, über den die Ärztin recherchiert hat, den die Mutter jedoch lieber im Dunkeln belassen hätte. Schwer wiegt die seelisch-körperliche Last der ihr von der Mutter aufgezungenen Abtreibung, welche die 17-Jährige über sich ergehen lassen musste und mit Kinderlosigkeit bezahlt. Die Absicht, die Mutter dafür zur Rede zu stellen, lässt sich nicht mehr realisieren, die Kräfte der Mutter reichen nicht mehr aus dafür. So bleiben viele Fragen offen, auch jene zur Vergangenheit der Eltern. Es war für die Mutter als Frankfurterin nicht einfach, nach ihrer Heirat in die Steiermark umzuziehen, wo der „Reichsdeutschen“ Skepsis entgegengebracht wurde. Doch ihr Mann und ihr Schwiegervater hielten zu ihr, die Frauen hingegen wiesen sie ab. Nach der Zeit als Soldat in Norwegen und sechs Jahren Kriegsgefangenschaft war der Vater ein anderer, voller Groll und Wut, die er im Alkohol ertränkte, was die Ehe schließlich zerstörte. Nach einem Selbstmordversuch zieht die Mutter zur Tochter in deren Studentenwohnung, die sich dann ihrerseits selbst befreien muss und sich nach Paris absetzt, ihre erste Liebe und die Freiheit genießt und die Mutter allein lässt mit ihren Problemen, was sie mit einem schlechten Gewissen belastet.

Drei Familiengemeinschaften rücken schemenhaft ins Bild, die Großeltern in Österreich, Kindheit und Jugend der Schreibenden und nur Weniges über ihre Gegenwart, die beruflich ausgefüllt ist. Genauer über ihre eigene Vergangenheit erzählt Brezniks erster Roman „Nordlicht“¹⁶, der hier deshalb berücksichtigt werden soll, obwohl er nicht zu den Neuerscheinungen gehört. Er zeigt aber, welche starken Auswirkungen der Zweite Weltkrieg noch hat auf diese späte Nachkriegsgeneration, die sich auf die Spurensuche nach ihren Vätern begibt und das Schicksal der Großelterngeneration über die Grenzen des eigenen Landes hinaus zu erkunden sucht. Die gleiche Tendenz zeigt sich unter norwegischen und deutschen Autorinnen, die in den letzten zwei Jahrzehnten, also mehr als siebenzig Jahre nach dem Krieg ihre unbekanntesten Väter ausfindig zu machen versuchen und beschreiben, wie sehr ihre Familien und sie selbst unter dem Schweigen und der Ungewissheit gelitten haben. Treibende Kraft ist meist die Suche nach dem eigenen Ich mit Hilfe der Erinnerung, welche laut Birgit Neumann das „Bewusstsein von der Kontinuität und Einheit des Ich“¹⁷ ermöglicht und damit als die Voraussetzung einer Identitätsbildung gilt: „Erst die Erinnerung an Vergangenes ermöglicht die Bearbeitung temporaler Differenz und damit die Stiftung von Kontinuität“.¹⁸ Das Ziel der Narration ist damit sehr oft Identitätsbildung oder eine Suche nach dem Ich. „Identität“, „Erinnerung“ und „Narration“, bilden, indem sie wechselseitig ineinander übergehen, ein kompliziertes, gegenseitig voneinander abhängiges Zusammenspiel.

¹⁶ Breznik (2009).

¹⁷ Erll / Gymnich / Nünning (2003).

¹⁸ Neumann (2005: 150).

Mit „Mutter“ ist Breznik eine sehr feinfühligte Darstellung gelungen, in der sie in bewundernswerter Weise Nähe und Distanz, Liebe und Verletzung, starke Emotionen und Beherrschung, auch sprachliche, in eine Form zu bringen vermag, die jede Peinlichkeit vermeidet, hoch sensibel, aber nie sentimental ist und nie ausfällig wird, sondern immer der Situation angemessen bleibt.¹⁹

Spurensuche nach den Vätern

In ihrem ersten Roman „Nordlicht“ verbindet die Autorin zwei Erzählhaltungen: Die Vergangenheit mit dem Aufbruch aus ihrer Ehe in Zürich und alle Rückblicke in die frühere Vergangenheit werden auktorial erzählt aus der Sicht der Protagonistin Anne (Mai bis Dezember 2003). Mit der Ankunft auf den Lofoten erfolgt der Wechsel auf deren Ich-Perspektive, welche den Aufbruch in die Gegenwart ihrer Vatersuche markiert, die auch zu einer Selbstsuche wird (entsprechend fällt ihr Geschlechtsname erst auf einer der letzten Seiten des Buches, wo er sich mit dem Namen ihres gesuchten und gefundenen Vaters als identisch erweist). Die Schneelandschaftsbilder des Vaters waren zu ihren Sehnsuchtsbildern geworden, die sie anspornten, dem unbekanntem Leben des fernen Vaters in Nordnorwegen nachzuforschen. Hier ist er ihr so nahe, als „könnte er um die Ecke biegen und sich geräuschlos und vorsichtig neben mich setzen“,²⁰ während sie den Vater vorher ausgespart hatte aus ihrem Leben, da er den Kindern nach dem Krieg keinen Platz mehr gegeben hatte in seinem Leben. Anne wohnt erst allein in der Polarnacht des Nordens und so asketisch, dass sie in einen vollständigen Erschöpfungszustand verfällt und Angst hat, schizophren zu werden. Am Tiefstpunkt vermag sie sich aufzurappeln aus der Verwahrlosung, wird sich selbst unerträglich, kann weinen und findet Erleichterung. Sie entscheidet sich für eine Tour mit der Hurtigrute, um wieder Menschen zu sehen und erlebt die Natur und die Rückkehr der Sonne mit so intensiven Glücksgefühlen, dass sie sich wieder gesund fühlt. Sie zieht weg aus ihrer einsam gelegenen Hütte und kommt unter auf einem Hof bei einer norwegischen Frau, von der sie erfährt, dass sie als „Deutschenkind“ in einem Heim aufwuchs mit der Urkunde: Vater, Mutter und Geburt unbekannt, dass sie aber die Mutter ausfindig machte und von ihr den Hof erbt, auf dem sie nun wohnen bleiben will, obwohl ihr Mann die Dunkelheit nicht aushielt und zurückging in seine Heimatstadt Bergen. Auch sie versucht, ihren Vater in Deutschland ausfindig zu machen. Diese norwegische Frau, Giske Norman, tritt ebenfalls auf als Ich-Erzählerin, was zunächst verwirrt, wohl aber die Parallelität der beiden markieren soll: Hier

¹⁹ 1972 veröffentlichte Peter Handke nach dem Selbstmord seiner Mutter den autofiktionalen Roman „Wunschloses Unglück“, der sich mit dem Leben der Mutter auseinandersetzt. Obwohl Ähnlichkeiten biographisch-sozialer Art zu finden sind, ist Brezniks Ansatz ein vollkommen anderer, da die „Chronik eines Sterbens“ den Kern des Textes ausmacht.

²⁰ Breznik (2009: 135).

treffen sich zwei Frauen auf der Suche nach ihren Vätern, beide gezeichnet durch die Erfahrungen einer nicht vorhandenen oder schlecht funktionierenden Familiengemeinschaft aufgrund des Krieges. Die mitgebrachten Fotos und Aufzeichnungen ihres Vaters, die Anne bei sich hatte, brachten sie in die Nähe, wo ihr Vater im Krieg stationiert gewesen sein musste, und es stellt sich heraus, dass die beiden Väter Dienstkollegen waren, bestätigt durch das Foto eines alten Einwohners, worauf sie ihren Vater erkennt.

Die Erzählzeit erstreckt sich über gut zwei Jahre vom Mai 2003 bis Juni 2005; die Handlung beginnt in Zürich, wo Anna als Ärztin arbeitet und schließt am 24. Juni 2005 auf den Lofoten, wo sie in Stokmarknes eine Stelle in der Psychiatrie angetreten und einen Neuanfang vollzogen hat. Die erzählte Zeit umfasst ihre Kindheit und Jugend in Graz, die Studentenzeit in Paris und den USA, die Zeit ihrer Ehe in Zürich samt Auf- und Ausbruch durch den plötzlichen Umzug nach Nordnorwegen. Brezniks Erzählung ordnet sich ein in eine Reihe von deutschen und norwegischen Berichten und Romanen von Frauen, welche nach Spuren ihrer Väter suchen und von Männern, die in Deutschland aufwuchsen und etwas über ihre wirklichen Familien erfahren möchten. Ob eine Kindheit glücklich oder unglücklich war, scheint den Wunsch nach dem Finden der richtigen Familie nicht zu beeinflussen, da das Verlangen nach genauem Wissen alles andere übersteigt und die Zeit keine Rolle spielt.

Der alleinerziehende Überlebende

Während in den bisher erwähnten Texten die Väter teils abwesend, teils trotz ihrer physischen Anwesenheit nicht wirklich da sind für ihre Familie, oder im Fall von „Andersland“ als Alleinerziehende skeptisch betrachtet werden oder nicht Vaterfiguren sein dürfen (homosexueller Onkel), ist die Lage in Tom Kummers Roman „Von schlechten Eltern“ eine gänzlich andere. Vom einstigen Familienleben sind nur noch Relikte übrig, ähnlich wie in Leta Samadenis „Tamangur“, aber es ist ein ganz anderes Buch, das in starkem Kontrast zu Semadenis fast lyrisch-verhaltenen Szenarien einer alpinen, von Frauen geprägten Welt steht, obwohl auch dieser Roman von starken Eindrücken nächtlicher Natur- und Landschaftserlebnisse durchdrungen ist.

Die „Stuttgarter Zeitung“ zählt das Buch zu den wichtigsten Romanen des Frühjahrs 2020, „Die Zeit“ benutzt das Adjektiv „grandios“, Elke Heidenreich, Nicola Steiner und Philipp Theisohn sind sich einig in ihren äußerst positiven Bewertungen, welche alle auf dem Klappentext zu finden sind. Schon der Vorläuferroman „Nina & Tom“ (2017) schnitt bei der Kritik ungewöhnlich gut ab, wogegen ich allerdings Vorbehalte habe (s. Anm. 9). Die Ich-Figur heißt in beiden Romanen Tom Kummer, die Söhne haben neue Namen, hier Vince(nt) (12) und Frank (18), von Nina ist meist als *sie*, *Mama* oder *deine Mutter* die Rede, nur in den Erinnerungen steigt sie auf als Nina. Die Erinnerungen durchziehen Toms Alltag, der auf Nachtfahrten mit VIPs durch Gebirgsregionen und Auto-

bahnen fährt, und die er notizenhaft festhält. Sie überfallen ihn am Steuer und in Ruhepausen, aber auch am Tage, wo er versucht, ganz für Vince da zu sein, sich mit ihm zu unterhalten, Velotouren zu machen oder Korbball zu trainieren. Dieses helle Tagesgeschehen steht in scharfem Kontrast zu den nächtlichen Aufträgen seines Unternehmens AT-LimoService, in dem die meisten Angestellten Afrikaner sind, die Angehörige auf der Flucht verloren haben und mit entsprechenden gesundheitlichen, vor allem psychischen Problemen zu kämpfen haben. Aus diesem Grund stehen blaue und rote Pillen auch für Tom zur Verfügung, von dem ein Gast, der Healer ist und als solcher für das Unternehmen arbeitet, vermutet, dass er an PTSD leide, ein *stranger to himself* sei. Seine Nachtfahrten sind voller Todesgedanken, die Ziele oft schwarze Seen in den Bergen, die auf ihn, aber auch schon auf seinen Vater, eine besondere Anziehungskraft ausüben:

Verlasse die Autobahn, fahre Richtung Nufenenpass. [...] Im Winter droht hier der weiße Tod von den Hängen mit meterhohem Schnee, hat mir der Vater immer erzählt. [...] Ich glaubte ihm kein Wort. [...]

Grimsel. Der Totensee glänzt eisig, spiegelt den Mond und die Sterne über den Berner Alpen. Im Frühling 1973 nimmt mich mein Vater ein letztes Mal an den Totensee, er hat nur noch drei Wochen zu leben. Wir werfen Steine ins Wasser, schauen den Ringen zu. Mein Vater spricht mit sich selbst. Er gibt Antworten auf Fragen, die nur er hören kann. Er hört Stimmen im See. Ich bin für ihn Luft. Die Lebenden interessieren ihn nicht mehr. [...] Gib dem Tod den Vorzug, Glaube an den Tod. Der Tod ist Schlaf.²¹

Tom ist hin- und hergerissen zwischen der Todessehnsucht, Nina nachzufolgen, und der Überzeugung, es müsse eine Zukunft für ihn und die Jungen geben. Ja, manchmal überkommt ihn eine Wut, dass diese tote Frau einen so großen Einfluss auf sein Leben hat. Vor dem Friedhof in Kilchberg vertreibt er sich eine nächtliche Wartezeit auf Dienstreise mithilfe eines imaginären Gesprächs mit Thomas Mann, über den er eine Südwestfunk-Sendung hört:

So ein Typ. Er hätte auch Verständnis für meinen heutigen Zustand gehabt. Dass ich ständig Ninas Stimme höre, hätte ihn bestimmt nicht verwundert. Und warum ist das so? Vielleicht weil ich mein Leben extrem stark um meine Frau gebaut habe, Herr Mann. Meine ganze Wirklichkeit scheint heute in einem tiefen Zusammenhang mit ihrem Tod zu stehen. Fast so, als ob ich einer perversen Nekrophilie verfallen wäre.²²

Die Trauer behält die Oberhand, das Leid frisst an seiner Seele, es habe die Macht, seinen Verstand zu verwirren, versucht ihm ein Arzt verständlich zu machen, der Trauernde sei krank. Tom erhofft sich Heilung durch seine Söhne, den glücklichen Zwölfjährigen und den Älteren Frank, der sich geweigert hatte, in die Schweiz zurück zu kehren. Seine körperliche Nähe zum Kleinen ist stark erotisch, doch es sind keine pädophilen Gefühle, die ihn bedrängen, er findet Nina in der Nähe zum gemeinsamen Kind. Und der Sohn fühlt sich in den Ar-

²¹ Kummer (2020: 108-109).

²² Ders., 165.

men des Vaters geborgen, was dessen nächtliche Absenzen ausgleicht. Dennoch liegt eines Tages eine Anzeige gegen Tom vor wegen Kindervernachlässigung: nächtliche Abwesenheit. Er spürt nicht nur die Skepsis der Behörden, sondern auch der Nachbarn, der Schule, ob und dass er ein guter Vater sein könne. Es ist nicht das erste Mal, dass sich die Behörden interessieren für die unkonventionelle Familie, denn auch in L.A. schauten Polizei und Sozialhelferin vorbei wegen der lautstarken Auseinandersetzungen, die Tom jedoch als wichtig erachtete für ein gutes Zusammenleben. Auch Vatersein musste gelernt werden.

Man sucht lange nach Zeitangaben im Buch, bis man September findet, wo Schwimmen, Radfahren und Ballspiele im Freien möglich sind, doch nur wenig spielt sich im Tageslicht ab. Die Sonne wird mit Vorhängen aus der Wohnung ausgesperrt, Tom trägt stets eine Sonnenbrille. Wolken, Wind und Sternenhimmel, Nebelbänke und grauendes Morgenlicht werden wahrgenommen, sonst dominieren die schwarzen Nächte, in denen das Taxameter tickt, das die Fahrzeiten festhält. Dazu kommen die Rituale des Einschlafens und Frühstückens, das Warten auf ein Lebenszeichen von Frank aus L.A., nähere Zeitangaben fehlen.

Die ganze Hoffnung richtet sich auf den Besuch des Ältesten, den Tom aus Los Angeles nach Wochen des Wartens mit großer Aufregung erwartet:

Ich nehme seine [Vince'] Hand und halte sie in meinem Schoss. Ich muss unweigerlich daran denken, dass sich mit Franks Rückkehr unser Schicksal wenden könnte. Wenn wir alle wieder zusammen sind, werden wir spüren, dass wir noch eine lebendige Familie sind. Dass es eine Zukunft gibt. Auch ohne Nina. Vielleicht kann ich die Traurigkeit vertreiben. Aber will ich das überhaupt? Der Himmel drapiert in Grau, das Drop-out-Dasein, von der Welt zurückgezogen, ohne für diese Verantwortung zu übernehmen, mit geschärftem Bewusstsein und ohne Verpflichtungen. Das ist die Trauer. [...]

Ich lege den Arm um Vince, hoffe jetzt, dass ich ruhig neben ihm schlafen kann, ohne Träume. Dass sie nicht wieder erscheint im Schlaf, wie in den letzten Wochen, um mir die Schwelle zwischen Leben und Tod zu erklären. Die Selbsttranszendenz. Nur der Wahnsinn könne mir Erleuchtung bringen. Du wirst vor Trauer sterben, hatte mir Nina angedroht. Noch weiß sie nicht, dass Frank kommt. Er wird mich erlösen.²³

Das Hin- und Hergerissensein nähert sich einem Höhepunkt, denn noch immer beherrscht die Anwesenheit Ninas Toms Bewusstsein, der Traum, dass sie unter den richtigen Umständen wiederkehren wird. Die Fahrt zum Flughafen Zürich-Kloten in der gleißenden Nachmittagssonne wird für Tom zu einer extremen Belastung. Er nimmt die Lichteffekte des Flughafens wie in Trance wahr, ist euphorisch, außer sich vor Aufregung. Die Intensivierung auf allen Ebenen drückt sich auch aus durch die immer kürzer werdenden Kapitel, der zeitdehnenden Wirkung des Wartens in der Ankunftshalle bis zum Stillstand der Zeit: „Darf

²³ Ders., 213.

mich jetzt nicht ablenken lassen. Konzentration. Tief durchatmen. Gleich ist er da. Gleich bleibt die Zeit stehen. Es ist 15.45 Uhr, mitteleuropäische Zeit“.²⁴

Der emotional starke Moment des Wiedersehens, die Umarmung des Sohnes: „So klammere ich mich an meinen Sohn, und seine Arme halten sich an meinem Rücken fest. [...] Er merkt nicht, dass sein Körper meine Rettung bedeutet, mein Rettungsboot“,²⁵ bringt Erleichterung. Beim Gang zum Parkhaus empfindet Tom ein unfassbares Glück, doch eine tiefsitzende Skepsis bleibt: „Keine Tränen, keine Sehnsucht, keine Gedanken an einen süßen Tod. Aber brauche ich nicht den Trauerzustand, um die Dinge klarer zu sehen? Wenn ich die tote Nina verliere, dann verliere ich alles“.²⁶ Die Rückfahrt geht nicht nach Bern, wie gewünscht von Vince, sondern Tom steuert die Luxuslimousine (den kranken Schlitten in den Augen der Söhne) Richtung Graubünden zum Oberalppass, denn Frank hat den Rest von Ninas Asche mitgebracht, der in den Schweizer Bergen verstreut werden soll. Frank läuft mit der Dose zum dunkeln See, wo die roten Warnlampen der Forschungsanlage blinken. Vince versteht nicht, warum der Vater ihn nicht zurückruft, bevor er sich ins Wasser fallen lässt. Tom meint, vielleicht habe Frank eine Stimme aus der Tiefe gehört. Der Text endet mit dem Ruf des zwölfjährigen Bruders: „Was hörst du?“²⁷

Ein trauriges Ende, literarisch gesehen ein unerwarteter, ein offener, ein guter Schluss, der viele Fragen unbeantwortet lässt. Man kann für den Autor dieses autofiktionalen Romans nur hoffen, dass das Schreiben eine kathartische Wirkung hatte, wie das beispielsweise für Hermann Hesse der Fall war, der sich durch Schreiben aus seinen Krisen rettete. Die Lesenden können sehr viel lernen über die Auswirkungen von Leid und Trauer und die psychosomatische Belastung des Hinterbliebenen, der Kindererziehung und Lebensunterhalt bewältigen soll. War die Bindung des Ehepaars zu absolut? Hatten die Kinder schlechte Eltern?

Endstation Pflegeheim

Mit Frédéric Zwickers Roman „Hier können Sie im Kreis gehen“ nähern wir uns einem ganz anderen Stück Literatur, auch das ein Familienroman, aber aus der Perspektive eines Pflegeheimbewohners, der auf den Tod wartet und für den die Familie nur noch in ihren Ausläufern greifbar ist, da sich das Erzähl-Ich daraus verabschiedet hat und fast nur noch mit der Katze und einem Bild seiner Enkelin Zwiesprache hält. Hier bringt ein junger Autor (geb. 1983 in Lausanne, lebt in Rapperswil) seine Erfahrungen ein, die er im Zivildienst als Pfleger in einem Pflegeheim gesammelt und in zusätzlichen Aufenthalten vertieft hat, und mit

²⁴ Ders., 225.

²⁵ Ders., 228.

²⁶ Ders., 229.

²⁷ Ders., 224.

denen er den Bewohnern, die ihn zu seinem Erstling inspiriert haben, „ein bescheidenes Denkmal“²⁸ setzen will, von dem sie kaum je erfahren. Wir bekommen Einblicke in den Institutionsalltag aus der Perspektive des 91-Jährigen, der seine Umgebung von sich und seiner Negativität befreien wollte und sich unter Vorgabe von Demenz in die Pflegeabteilung des Altersheims begeben hatte. Regelmäßig sind Abschnitte eingelegt, in denen auktorial berichtet wird über Herrn Kehr, der sich ungehörig benimmt und Unruhe stiftet. Unter dem Vorwand seiner Senilität plagt er Insassen, die ihm unangenehm sind, klaut Schlüssel, um ins Freie zu gelangen und am Kiosk einkaufen zu können, liest heimlich in den Patientenakten und verschafft sich so Informationen über die Mitbewohner. Oder er gießt eine Flasche Urin über seinen Zimmergenossen und kommt so zu einem Einzelzimmer, ein Privileg, auf das er sonst monatelang hätte warten müssen. Als Ich-Erzähler ist er der besonnene alte Herr, der zurückblickt auf sein Leben, keineswegs dement, aber oft bitter und sarkastisch in seinen Einschätzungen der (Um-)Welt. Außer der Katze hat er nur noch seine Enkelin Sophie, seinen „Strohalm“²⁹, zu der er seit ihrer Geburt eine enge Bindung hat. Seine Frau und sein bester Freund sind tot, ebenso sein Sohn Paul, von dem er zunächst weder hören noch sprechen will. Wir erfahren von Johannes Kehrs Vergangenheit, denn jeder erzählt hier seine Geschichte. Geschichten sind der Beweis, dass das Leben einen Wert hatte: „Ein Pflegeheim ist ein Haus der Erinnerungen, ein Haus der Geschichten [...]. Was bleibt, sind Erinnerungen an die Zeit vor dem Pflegeheim. Und jeder einzelne will diese Erinnerungen teilen. [...] Alle, außer ich“.³⁰ Herr Kehr öffnet sich nur gegenüber der Katze oder der abwesenden Sophie während den Spaziergängen im Garten und den langen Stunden im Zimmer, die unterbrochen werden von Begegnungen mit Mitbewohnern, Gesprächen, unverfrorenen Beobachtungen. So bekommen wir seine Geschichte gleichsam hinter seinem Rücken zu hören, fragmentiert und in Kontrast zu seinem senilen Gehabe. Geboren 1904, wuchs Johannes Kehr auf im Unterengadin, sein Vater wurde nach dem Unfalltod seines Kindes

zum Dorfsäufer, und das will etwas heißen, denn damals sofften viele, doch zum Dorfsäufer reichte es nur meinem Vater. Er soff so viel, weil er so viel wegzuspülen hatte. Das einjährige Mariechen war ein kleines Kind. Doch er hatte sich vorgenommen, noch etwas viel Größeres wegzuspülen. Etwas unendlich Großes, den lieben Gott. [...] und da musste er viel saufen, denn der Herrgott hatte in seinem Leben viel Platz eingenommen [...] und schließlich gelang ihm das Unmögliche tatsächlich, und er soff den lieben Gott tot und sich selbst gleich mit.³¹

Die Mutter stirbt am verwahrlosten Ehemann und der Junge kommt mit zehn Jahren zu geizigen Verwandten, verlässt mit 14 die Schule, wird Handlanger

²⁸ Vgl. dazu Redaktion SRF-Kultur (2021) und Wiederstein (2016).

²⁹ Zwicker (2016: 25).

³⁰ Ders., 107.

³¹ Ders., 39.

und gelangt schließlich nach Genf. Er hat Glück, denn er rettet einen Bauunternehmer vom Ertrinken und kann bei ihm die Lehre machen, lernt Französisch und bringt es zu einem eigenen Baugeschäft dank dem Vorbild seines Lehrmeisters. Nicht ganz so gut geht es ihm auf Freiersfüßen. Er verliebt sich in eine reiche Bürgerstochter, Annemarie, wird aber von ihrem Vater abgewiesen. Sie ist bereit, mit ihm durchzubrennen, doch er geht das Wagnis nicht ein, vergisst sie aber nie. Er heiratet seine Frau Ursula („Ursula war mein täglich Brot, das nie austrocknete. [...] Ursula war keine Annemarie. Aber sie war nahrhaft und verlässlich. Sie war gesund und lebenserhaltend“³²). Sie bekommen zwei Kinder, die Tochter Franziska, Mutter von Sophie, und den Sohn Paul, den begabten Charmeur, der sich nie entscheiden kann, alles in Angriff nimmt, aber nichts durchführt und sich schließlich vor einen Zug wirft. Herr Kehr wird von Schuldgefühlen geplagt. Hätte er nicht seine kranke Frau pflegen müssen, hätte er sich vielleicht erhängt. Er ist schuldig seiner Tochter gegenüber, die er vernachlässigt hatte, da sie keine Probleme machte. Er war nur an seinem begabten Sohn interessiert. In der Folge „blieben wir uns fremd, und der Grund für unsere Beziehung war, dass sie meine Tochter und ich ihr Vater war. Ich musste erst dement werden, damit wir nicht mehr zwischen uns standen“³³. Er selbst hatte eine böse Großmutter, die auf ihn einhackte als das jüngste, schwächste Glied in der Familie. Um der Enkelin ein gleiches Schicksal zu verhindern, will er nicht zur Tochter ziehen und schlägt das Pflegeheim vor. Wenn jemand lobend bemerkt, wie rüstig er noch sei in seinem Alter, meint er: Könnten die Bewunderer nur einen Blick auf seine entstellte Seele werfen, sie würden schreiend das Weite suchen. Er störte sich immer mehr an der Welt und entwickelte sich zum Ironiker, zum Sarkasten und zum Zyniker, während sich die Umwelt mehr und mehr von ihm zurückzog. So fing er an, auf den Tod zu warten, der sich nicht einstellen wollte. Früher hätte man noch rechtzeitig sterben können. Irgendwann habe man das verlernt: „Es stirbt nur noch, wer schon mehrheitlich tot ist“,³⁴ meint er. Abgeschieden von der Familie bleibt er nur der Enkelin verbunden, camoufliert aber seine Zuneigung gut, so dass sie eher wie Abweisung wirkt, durch die sich Sophie allerdings nicht einschüchtern lässt.

Zwicker liefert herrliche Beschreibungen des „steingewordenen Euphemismus Pflegeheim“³⁵, wo Tiere und Pflanzen, Kunst und lächelnde Gesichter die Besucher in ihren Bann ziehen und die Alten glücklich sind. Er diagnostiziert aber auch die Gefahren, die hinter heiklen Situationen lauern mit einem treffenden Vergleich:

³² Ders., 23.

³³ Ders., 128.

³⁴ Ders., 90.

³⁵ Ders., 80.

Ein Pflegeheim ist ein Reagenzglas, in dem Chemikalien vermischt werden. Nur gibt es keinen Chemiker, der diesen Prozess überwacht und lenkt. Nur Pflegerinnen mit Feuerlöschern, die versuchen, den Schaden zu begrenzen, wenn die Stoffe miteinander reagieren und es zu einem Brand oder gar einer Explosion kommt. Doch auch der geschickteste Chemiker wäre machtlos im Umgang mit diesen Stoffen, die im Minuten- oder Sekundentakt ihre Eigenschaften ändern.

Am meisten Sprengstoff bietet das Aufeinandertreffen zweier oder mehrerer Dementer.³⁶

In solchen Abschnitten spürt man die sorgfältige Recherchierarbeit von Frédéric Zwicker ganz besonders, aber auch sonst sind die Schilderungen geprägt von Detailkenntnissen, genauen Beobachtungen, von Charakter- und Krankheitsstudien, die nicht vor starken Szenen und skurrilen Besonderheiten zurückschrecken, aber die Grenze des Herabwürdigenden nie überschreiten. Auch Johannes Kehr bereitet sich gründlich vor auf das Spiel seiner Demenz, indem er frühere halbwegs Bekannte im Telefonbuch ermittelt, um mit ihnen in Kontakt zu kommen zwecks Demenz-Studien. Er wird fündig und besucht den Bruder seines früheren Rechtsanwalts, beobachtet ihn, studiert ihn, macht Notizen, imitiert ihn zu Hause vor dem Badezimmerspiegel, lernt, Bruno zu spielen:

Ich notierte mir alles in ein Buch. Noch hatte ich mich zu nichts entschieden. Ich schrieb meine Anleitung zur Demenz. Ich plante, wie Dostojewskis Raskolnikow geplant hat. Es war nichts mehr als ein Traum, den ich dann aber ebenso plötzlich in die Tat umsetzte wie der arme Student seine Mordphantasien.

Eine weitere Parallele: Sowohl Raskolnikovs als auch mein Plan wurde von einer unerwartet auftauchenden Frau erschüttert. Annemarie Zeller ist ausgerechnet in ein Zimmer auf meiner Etage eingezogen.³⁷

Annemarie bringt sein Projekt in Gefahr. Er versucht, ihre Nähe abzuwehren mit allerlei Scheußlichkeiten aus seiner Demenzkiste, doch „Annemarie ließ sich von meinen Schweinereien nicht beeindrucken. Deshalb hörte ich damit wieder auf“.³⁸ Sie fragt nach Erinnerungen, erzählt ihm von früher, sogar von ihrer Jugendliebe. „Annemarie scheint trotz allem Zuneigung und Nähe zu mir zu empfinden. Freundschaft. Und das ist es, was es mir so ekelhaft macht, auch sie zum Narren zu halten“.³⁹ Er überlegt sich, ob er vielleicht doch noch fähig wäre, die letzten Tage oder Wochen glücklich zu sein? Er will auf einen günstigen Moment warten, bis er den Mut findet, sich Annemarie anzuvertrauen. Sophie will er vorerst nichts verraten, um sie nicht wegen seiner Täuschung zu verletzen. Doch der Tod kommt ihm zuvor, Annemarie stirbt und die Wahrheit kommt nicht an den Tag.

³⁶ Ders., 125.

³⁷ Ders., 88f.

³⁸ Ders., 114.

³⁹ Ders., 115.

Eine fantastische Familie

In der Präambel „Zum persönlichen Geleit“ dieses unkonventionellen Familienromans „Der Letzte meiner Art“ von Lukas Linder wird das Schicksal der alt-ingesessenen Familie vom jüngsten Spross, Alfred von Ärmel, angedeutet:

Ich stamme aus einer alten und sehr reichen Berner Familie. Uns gab es schon im vierzehnten Jahrhundert. Und das sieht man uns auch an. Wie die Wurzeln uralter Bäume sind die Gesichter in sich selbst verknorzt. [...] Erst vor dem Hintergrund ihrer langatmigen Vergangenheit fangen unsere Gesichter zu leuchten an. Und dann erkennt man: Das sind Gesichter, die gerahmt ins Museum gehören, nicht aber in die freie Wildbahn des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Meine Mutter hat sich in einen Dornröschenschlaf gerettet. Mein Vater in die geistige Umnachtung. Und mein älterer Bruder Thomas, der einzige kluge Kopf der Familie, hat sich schon vor Jahren aus dem Staub gemacht und nicht mehr von sich zurückgelassen als ein paar absolut unglaubwürdige Gerüchte.

So bleibt es mir überlassen, unsere denkmalgeschützten Gene in ein neues Zeitalter zu retten. [...] Leider deutet so einiges darauf hin: Ich bin nicht jenes neue Kapitel in der Familienchronik, das man sich mit Genuss zu Gemüte führt. Vielmehr bin ich wohl eher die enttäuschende Pointe einer Geschichte, [die] viel zu lange gedauert hat. [...] Das letzte Bild einer Familie gerät immer zur Karikatur.⁴⁰

So heiter und vielversprechend eröffnet Lukas Linder⁴¹ seinen Ich-Roman und führt uns ein in Familienverhältnisse, in denen alle Mitglieder mehr oder weniger von Anfang an die Kriterien von Karikaturen erfüllen – von der reichen, geizigen Großmutter zur überspannten Mutter mit dem tätowierten Pfau auf dem Rücken und einem Tross von Verehrern im Schlepptau, die sich in den Vater, den Wimpelfabrikanten, verliebt hatte, als dieser einen Clown spielte. Der Ehealltag ließ sie in tiefe Melancholie versinken. Er wurde nur unterbrochen von ihren gesellschaftlichen und musikalischen Eskapaden, wenn sie Hof hielt in ihrem Salon oder durch wochenlange Abwesenheit glänzte. Zur Familie gehört weiter der genieerklärte Bruder Thomas mit seiner schönen Seele, der die Firma des Vaters übernehmen soll, Geige spielt und jahrelang mit einem Künstler-süppchen gefüttert wird, bis er alles hinschmeißt und erklärt, die Familie zu lassen, die Mutter am meisten. Diese quittiert den Ausbruch des Künstlersohns: „In dieser Familie bin ich diejenige mit den melodramatischen Ausbrüchen“.⁴² Alfred, der Jüngste, will ein Held werden wie sein Familienideal aus dem 14. Jahrhundert, der Schlächter von Marignano, weshalb er sich von früher Kindheit an darum bemüht, die Familie davon zu überzeugen, „dass meine Geburt kein Fauxpas war. Ich wollte ihnen zeigen, dass ich verdienstermaßen ein von Ärmel

⁴⁰ Linder (2017: 7f).

⁴¹ Lukas Linder, geb. 1984, Studium der Germanistik und Philosophie in Basel, ist Autor zahlreicher Theaterstücke, für die er ausgezeichnet wurde. Er lebt in Basel und Łódź. 2020 erschien sein zweiter Roman „Der Unvollendete“.

⁴² Ders., 36.

war, und nicht irgendein blässlicher Nebendarsteller aus der Familienchronik, der mit siebenundzwanzig an einer Erkältung stirbt. Nein ich wollte das edelste Blatt am Baum sein“.⁴³ Ein Problem ist nur, dass Helden meist sportlich sind, doch Sport ist nicht Alfreds Sache: „Verzweifelt blätterte ich in den Enzyklopädien und Geschichtsbüchern auf der Suche nach einem Helden, der seine Taten im Sitzen vollbracht hatte“,⁴⁴ und die Großmutter hat die zündende Idee: Sie entdeckt seine Stimme, die ihn berühmt machen soll, nachdem sie vorher jahrelang alles an ihm kritisiert hatte. Alfred aber kann nicht singen, also bleibt der Erfolg trotz erkauftem TV-Auftritt aus. Auch ein Auftritt als Drache im Schultheater kann die melancholische Mutter nicht über den Verlust ihres eigentlichen Künstlersohnes trösten, der das Haus verlassen hat und auf *Heavy Metal* macht, aber er bringt Alfred zu der Erkenntnis, dass Helden immer allein sind. Um eine Partnerin für den Schulball zu finden, bringt der 18-Jährige wiederum seine Familie ins Spiel: „Lebenserprobter Junggeselle sucht charmante Begleitung für illustren Galaball. Es erwarten Sie zauberhafte Stunden mit dem Vertreter einer schweizerischen Traditionsfamilie. Tanzen kann man nur in der Wirklichkeit“.⁴⁵ Auch dieses Unternehmen endet mit einer Schlappe: Zwar meldet sich die 50-jährige Witwe Ruth und er tanzt schließlich mit ihr und bringt es auch noch etwas weiter, doch sie entschwindet ihm zuletzt, trotz aller Berufungen auf seine Traditionsfamilie, mit seinem alten Gesanglehrer und er kommt zur Einsicht, dass die Vergangenheit zu begraben sei. Während Alfred sich mit verschiedenen Teilzeitjobs Geld zu verdienen sucht, um etwas Abstand zur Familie zu gewinnen, kommt die Nachricht, dass Thomas, der Familiengruft entronnen, inzwischen in Disneyland Rodeo-Reiter geworden sei – und die Mutter reagiert mit Stolz und Rührung, preist ihre Familie aufgrund des Familienfotos „Was sind wir nur für eine wunderbare Familie“⁴⁶, obwohl sie nicht sonderlich glücklich aussehen – und verfällt in tiefen Schlaf, aus dem niemand sie zu wecken vermag, nicht die wütende Großmutter („Diese Familie ist eine einzige Enttäuschung“⁴⁷), nicht der verwahrlost trauernde Vater, nicht die mit Geschenken und Konzerten aufwartenden Verehrer. So setzt sich Alfred ans Bett seiner schlafenden Mutter, und vor seinen Augen erscheint die Ahnengalerie der ruhmvollen Vorfahren, auf die alle stolz waren. Doch was war jetzt mit der Familie los?

Der letzte Fan der von Ärmels liegt im Tiefschlaf, sagte ich mir. Was aber bedeutete das für unsere Familie? Was bedeutete das für mich? [...]

Die Geschichte musste zu Ende erzählt werden. Ob sie nun eine Heldengeschichte war oder nicht. Wobei eigentlich so alles ziemlich darauf hindeutete, dass dies keine Heldengeschichte würde. Heldengeschichten wurden nie zu Ende erzählt. Sie ende-

⁴³ Ders., 49.

⁴⁴ Ders. 50.

⁴⁵ Ders., 160.

⁴⁶ Ders., 236.

⁴⁷ Ders., 246.

ten, bevor die Wahrheit auf den Tisch kam. Die Wahrheit war nie heldenhaft. Damit galt es sich abzufinden. Das letzte Bild war immer eine Karikatur.⁴⁸

Der Vater, darauf angesprochen, wer er sei, antwortet jetzt, er sei Ruedi, der Clown. Die Besuchenden rümpfen die Nase, Alfred aber nimmt Vater an der Hand um heldenhaft weiter zu machen, auszuharren bei der Mutter. Durch die opernhafte Einlagen und theatralischen Auftritte bei der schlafenden Verehrten, die Ankündigung Alfreds, er werde Co-Leiter seines Bruders für die Wildwest-Shows in Disneyland, das Hinschwinden des Vaters, der aufhört zu essen und sich so mit der Mutter verbündet, verdichtet sich das Geschehen weiter ins Grotesk-Absurde. Am Schluss platzt die Blase, als Alfred Jahre nach Schulabschluss an einer Party bei einem ehemaligen Klassenkameraden teilnimmt und hört, wie verächtlich über seine Mutter und seine Familie gesprochen wird. In einem lächerlich dilettantischen Angriff stürzt er sich auf den Kritiker, den er ins Bein, respektive in die Jeans beißt und eine blutige Nase davonträgt. Er wird als Witzfigur eingestuft: „Das war wohl der Preis der Freiheit: Die Menschen hielten einen für eine Witzfigur. [...] Ich war eine Witzfigur, eine Karikatur. Ich war der letzte meiner Art“.⁴⁹

Auf den Familienroman übertragen kann man sich fragen, ob hiermit das Ende des Genres eingeläutet wird, indem der Mythos Familie ad absurdum geführt wird? Wohl kaum, aber alles, was mit Familien- und hohlem Ahnenkult samt Berufung auf wertvolle Verdienste zu tun hat, wo eine Generation sich selbst feiert und über andere stellt: ein solches Familienmodell erhält hier seinen Abgesang. Doch soll man überhaupt so weit gehen und dem Autor eine Absicht unterstellen? Jedenfalls bewegen wir uns hier auf autofiktionsfreiem Territorium und haben es mit nichts anderem zu tun als dem äußerst gelungenen Wurf eines jungen Autors, der einen witzigen, ins Absurd-Groteske ausgreifenden Roman geschrieben hat, in dem Phantasie und genaue Beobachtung, Bosheit und Falschheit, Naivität und Euphemismen eine herrliche Mixtur an menschlichen Verhaltensweisen hervorgebracht haben. Die dunklen Wohnzimmerszenen mit der schlafenden, vorher von ihren Verehrern gejagten Mutter, dem täglich mehr verwahrlosten Vater erinnern an Szenen aus Kafkas Amerika-Roman „Der Verschollene“, wozu auch die ins Absurde getriebene Entwicklung anfangs harmloser, ja harmonischer Familienszenen beiträgt, wo die Musik zentral ist, angefangen mit dem Violinspiel des genieerklärten Bruders, über das Nicht-Singen-Können des Helden bis zu den wirkungslosen Marschliedern, die der Vater zur Erweckung der Mutter hinausschreit (im „Verschollenen“ gibt es eine ähnliche Reihung). Sie kommt zum Höhepunkt in den opernhafte Schlusschören der weinenden Verehrer, die über sich selbst weinen angesichts der im Tiefschlaf verharrenden Mutter, womit die Szene vollends ins Groteske umschlägt.

⁴⁸ Ders., 255f.

⁴⁹ Ders., 269.

Der Text ist ausgestattet mit allen denkbaren Ingredienzen einer Familiengeschichte. Vom diversifizierten Generationenkonflikt bis zum gesellschaftlichen Familiendesaster ist hier alles vorhanden: Es gibt hochfliegende Pläne und enttäuschte Erwartungen auf allen Ebenen, Durchhaltewillige und Aussteiger, Idealisten und Materialisten, Phantasten und Spinner. Vor allem die Schule erweist sich als ein Tummelplatz vielfältiger Eskapaden und Bosheiten unter Lehrern wie Schülern. Den Letzten seiner Art jedoch beflügelt die Berufung auf die jahrhundertealten Vorfahren und das Heldentum, dem er nachleben will. Dass bei genauerer Betrachtung der Wurm in diesen Vorstellungen steckt und das Verhalten der Familienmitglieder auch nicht von scharfer Kritik der Umgebung verschont bleibt, wird in der Bloßlegung der erzählten Geschichte gezeigt. Der Nimbus fällt, ein Lebenssinn müsste gefunden werden auf dem Boden nüchterner Tatsachen. Mit einem absurden Winken verabschiedet sich der von Selbsterkenntnis ergriffene Held von dem nichtanwesenden Publikum, bevor er in die schlafende Dunkelheit des Hauses schlüpft und von der Bühne des Familienspektakels verschwindet. Diese ganz auf Parodie, Witz und Absurdität angelegte Romanhandlung verhindert nicht, dass in vielen der herrlich überzeichneten Szenen äußerst realistische Momente eingefangen sind, die wir aus unserem Alltag kennen. Da steckt trotz aller Komik und Übertreibung so mancher wahre Kern unserer Gesellschaft drin.

Abschließende Bemerkung

Um mit dem letzten Roman zu beginnen: Hier spielt ein Autor mit dem Genre Familienroman, führt es ad absurdum und verabschiedet sich davon mit Witz, Ironie und Humor, nicht ohne ein paar Portionen Tragikomik daruntergemischt und den Finger auf mehrere wunde Punkte gelegt zu haben, die beispielsweise in der Erziehung der Sprösslinge oder im Zusammenleben mit der Großelterngeneration deutlich werden. Er präsentiert die Familie selbstbewusst als sehr schweizerisch, mehr noch: als Berner Patrizier Familie, und wischt damit dieser stolzen Tradition eins aus, während die anderen lächerlichen Klischees mehrheitlich universellen Charakter tragen. Auch hier nehmen Kindheit und Jugend eine wichtige Stellung ein: Hier rumort es und hier kracht es im Gebälk, hier wird kein Blatt vor den Mund genommen und es bleibt nicht viel an Fassade stehen. Der Roman ist ein Unikat und führt dem Familienroman mehr Witz und Humor zu, als es die Gattung verträgt, weshalb er sie zugleich ad absurdum führt.

Die anderen hier betrachteten Romane halten sich innerhalb der gängigen Diskurse, sie sind nicht spezifisch auf die politischen und sozialen Gegebenheiten der Schweiz ausgerichtet, beziehen sie aber ein (Portillo, Kummer, Zwicker). Gleichzeitig fügen sie sich auch in einen breiteren Rahmen, so etwa der Pflegeheims-Alltag, der auch in anderen Ländern in ähnlichen Formen abläuft. Der Erinnerungsdiskurs erweist sich als notwendiger und stabiler Bestandteil auch dieser neueren „Familienromane“. Oft werden Herkunft und Erziehung kritisch gesehen,

Eltern-Kind-Beziehungen spielen eine wichtige Rolle, besonders wenn sie gestört sind oder fehlen, und die Generationenkonflikte innerhalb der Familien sind fast immer ein Thema, auch für die neuen Formen des Zusammenlebens. Singularität verbindet sich so mit dem Typischen. Kollektive Erziehungsmuster werden erkennbar, spezifische Sozialisierungsschwierigkeiten in Schule und Familie erweisen sich als typische Probleme und es ist hilfreich für die Lesenden zu sehen, dass man mit den eigenen guten oder schlechten Erfahrungen nicht allein ist.

Die globalisierte Welt ist, wie erwartet, ein Faktor (Portillo, Kummer) und erschwert den Zusammenhalt der Familien. Sie spielt aber auch schon eine Rolle in der Elterngeneration bei Breznik, auch wenn es sich dort nur um Europa handelt. Auch kürzere Entfernungen können verheerende Folgen haben. Der autofiktionale Diskurs oder das autobiografische Schreiben erweisen sich weiterhin als wichtige Elemente der Identitätsfindung (so besonders bei Breznik, aber auch für Kummer), und so, wie es in den hier genannten Texten praktiziert ist, verletzt es keine Tabus (im Gegensatz zu Kummer vorigem Roman „Nina & Tom“ oder zu Max Frischs „Montauk“ und Karl Ove Knausgärds umfassenden Romanen). Es zeigt sich m.E., dass die neue Literatur jede Menge origineller Mittel findet, Familienbeziehungen auch in ihren heutigen Formen und Facetten zu erfassen.

Literatur

- Blatter, S. (1996): „Multikulturlos“. Vortrag, gehalten 1995 in St. Louis, MO. In: Lützel, P. M. (Hg.): Schreiben zwischen den Kulturen. Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartskultur. Frankfurt a.M. 28-39.
- Breznik, M. (2009): Nordlicht. Roman. München.
- Breznik, M. (2020): Mutter. Chronik eines Abschieds. München.
- Eichenberg, A. (2009): Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane. Göttingen.
- Erl, A. / Gymnich, M. / Nünning, A. (2003): Einleitung: Literatur als Medium der Repräsentation und Konstruktion von Erinnerung und Identität. In: Erl, A. / Gymnich, M. / Nünning, A. (Hg.): Literatur – Erinnerung – Identität. Theoriekonzeptionen und Fallstudien. Trier. iii-ix.
- Kummer, T. (2017): Nina & Tom. Roman. Berlin.
- Kummer, T. (2020): Von schlechten Eltern. Roman. Stuttgart.
- Linder, L. (2017): Der Letzte meiner Art. Roman. Zürich.
- Martinec, T. / Nitschke, C. (2009): Familie und Identität in der deutschen Literatur. Frankfurt a.M.
- Neumann, B. (2005): Literatur, Erinnerung, Identität. In: Erl, A. / Nünning, A. (Hg.): Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven. New York / Berlin. 149-178.
- Portillo, R. (2020): Andersland. Roman. Luzern.
- Simili, V. (2020): Es hat mit Distanznehmen zu tun. Gespräch mit Regula Portillo. <https://www.luzernerzeitung.ch/solothurn/lebern-bucheggberg-wasseramt/es-hat-mit->

distanz-nehmen-zu-tun-die-autorin-regula-portillo-uber-ihre-kindheit-und-ihr-schreiben-ld.1276078 [15.3.2021].

SRF-Kultur (2021): Frédéric Zwicker. In: Dies. (Hg.): *Ansichten – Schweizer Literatur*. <https://ansichten.srf.ch/autoren/frederic-zwicker> [4.3.2021].

Wiederstein, M. (2016): *Nacht des Monats* mit Frédéric Zwicker. In: *Schweizer Monat* 1038. <https://schweizermonat.ch/nacht-des-monats-25/> [4.3.2021].

Zwicker, F. (2016): *Hier können Sie im Kreis gehen*. Roman. München.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller
Jeanneret, Sylvie / Bernasconi, Camille: Le projet familial face à la société: évolution de la cause féminine dans les œuvres d'Anne-Lise Grobéty et Rose-Marie Pagnard, des années 1970 à aujourd'hui. In: IZfK 9 (2022). 101-126.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-0871-fba5

Sylvie Jeanneret / Camille Bernasconi (Fribourg)

Le projet familial face à la société: évolution de la cause féminine dans les œuvres d'Anne-Lise Grobéty et Rose-Marie Pagnard, des années 1970 à aujourd'hui

The family project in regard of society: evolution of the feminine cause in the work of Anne-Lise Grobéty and Rose-Marie Pagnard, from the 1970's until today

Family relations and women's destinies are two recurrent themes in the novels of two prominent figures of the French-speaking Swiss literature, Anne-Lise Grobéty (1949–2010) and Rose-Marie Pagnard (1943–). Although depicting different universes, more politicized in the first and more poetic in the second, a cross-reading of their works allows to observe a similarity in the treatment of the evolution of the feminine cause within the family unit. Two novels from the 1970–1990 period, «Pour mourir en février» (1970) by Grobéty and «La Leçon de Judith» (1993) by Pagnard, attest to the young girl's difficulty in building her own identity within her family. The female friendship is presented in both works as a prerequisite for the personal fulfilment of female figures. However, it is rejected by the family who perceives it as a threat to the established patriarchal order. On the other hand, filiation novels of the 2000's, «La Corde de mi» (2006) by Grobéty and «J'aime ce qui vacille» (2018) by Pagnard, reveal an appeasement of the relations between the young girl and her family, in particular the father figure. The sorority is accepted and even recognised as an aid to the reconstruction of the family bond.

Keywords: family, sisterhood, Swiss literature, patriarchy, mourning, art, female figure

Propos introductif

La présente contribution propose une lecture croisée de l'œuvre de deux auteures reconnues en Suisse et qui ont publié à partir des années 1970–80: Anne-Lise Grobéty (1949–2010) et Rose-Marie Pagnard (née en 1943) ont toutes deux une œuvre composée de romans et nouvelles, ainsi que de chroniques littéraires et essais.

Deux thématiques ou préoccupations existentielles traversent leurs œuvres de manière similaire, proposant ainsi aux lecteurs et lectrices des échos et des tonalités quasi familières entre leurs univers: les constellations familiales d'abord, et la création artistique ensuite. Ces deux thèmes sont étroitement liés à la question féminine, avec des personnages féminins en quête d'indépendance familiale mais aussi de quête identitaire, et qui sont absorbés par une volonté de devenir artistes, écrivaines, peintres, musiciennes.

En effet, nous observons une constance thématique dans leurs romans, dont l'intrigue et les relations entre les personnages s'appuient sur les rapports familiaux. Nous trouvons une description et une réflexion portant aussi bien sur les rapports de type vertical entre membres d'une famille que sur les rapports de type horizontal (avec, par exemple, une mise en scène récurrente de la sororité). Il apparaît que l'œuvre de Grobéty s'avère davantage ancrée dans un contexte politisé, avec des revendications féministes fortes dans les années 1970–90, alors que l'œuvre de Pagnard réagit plutôt à un contexte historique et à un réseau d'influences composé d'un arrière-fond biographique et d'échanges interculturels déterminants.

Le corpus retenu va nous permettre de lire ces œuvres en parallèle dans leur traitement de la famille mais aussi dans une perspective d'évolution temporelle, puisque nous avons choisi deux textes du début de leur production littéraire et deux textes des années 2010. Il s'agit, pour les années 1970–1990, des deux textes suivants: «Pour mourir en février» (2018 (1970)) de Grobéty Anne-Lise et «La Leçon de Judith» (2005 (1970)) de Pagnard Rose-Marie.

Pour les années 2010, nous avons choisi: «La Corde de mi» (2006) de Grobéty Anne-Lise et «J'aime ce qui vacille» (2018) de Pagnard Rose-Marie.

Ainsi, deux moments charnières ont été choisis afin de comparer les situations familiales et la place qu'y occupe la cause féminine:

- les années 1970–1990 marquées par un ensemble de revendications féminines, en rupture avec la famille et plus particulièrement avec la représentation bourgeoise que la société s'en fait. Certaines caractéristiques définissent cette représentation de la famille comme un fonctionnement de type vertical, avec une valorisation du patriarcat, et un traditionalisme affiché, stipulant que la place de la femme se situe dans le cadre de la famille mais non à l'extérieur.
- les années 2010 marquées par un projet romanesque dans lequel la famille n'apparaît plus comme une valeur inamovible et ne fait plus l'objet de contestations assumées. La société a évolué: mariage pour tous, familles recom-

posées. On pourrait dire que le genre se range... avant les violentes revendications suite à «l'affaire Weinstein», qui vont redonner un second souffle aux contestations féministes.

Des pistes de lecture ont également été retenues pour permettre de proposer une lecture croisée des textes, de montrer comment la cause féminine y est représentée dans le cadre de la famille et d'en dégager des spécificités propres.

- Sororité: ce «concept», qui prend forme dans les années 1970 grâce aux auteures anglo-saxonnes d'abord avec le terme «sisterhood», puis relayé dans le domaine francophone mais avec moins d'échos, est récupéré par Chloé Delaume dans son essai «Mes bien chères sœurs» (2019). Comme Chloé Delaume le souligne, le terme sororité «implique l'horizontal, ce n'est pas un décalque du patriarcat.»¹
- La figure du père: contestée dans les années 1970, voire bousculée par leurs filles en quête d'indépendance, la figure du père dans les années 2010 apparaît sous une forme plus apaisée, notamment dans les récits dits de l'antériorité. Depuis une vingtaine d'années en effet, la critique littéraire s'est enrichie de réflexions touchant au roman contemporain et en particulier au «roman de famille»: les travaux de Dominique Viart et de Laurent Demanze sur le «récit de filiation», genre proche de l'autofiction qui propose une «enquête sur l'ascendance du sujet», montrent que cette enquête est souvent menée à partir des souvenirs familiaux, sur fond d'histoire du XX^e siècle.² Lors d'une recherche menée avec notre collègue Ralph Müller, nous avons pu constater que les romans de famille en ce début XXI^e siècle traitaient cette thématique de deux manières: soit de manière relativement intimiste, privilégiant la trame du «récit de filiation» pour étudier les liens entre mère et fille, ou père et fils par exemple, soit de manière plus historique, afin de dégager des phénomènes de transmission et d'héritage entre générations.³
- Une écriture qui évolue entre revendications et négociations: nous pouvons observer que les personnages féminins sont davantage impliqués dans une négociation permanente avec les autres membres de la famille dans les ouvrages des années 2010; en effet, on assiste à une valorisation des liens de type horizontal (sororité – fratries) dans ces années, avec un apaisement dans les relations de type vertical, par opposition aux années 1970–90.

En guise de rappel, mentionnons que les femmes suisses ont obtenu le droit de vote en 1971. La cause féminine devient ainsi une réalité politique et peut influencer l'institution familiale à revoir son insertion dans la société.

¹ Delaume (2019: 92).

² Demanze (2008); Demanze / Lapointe (2009); Viart (2008); Clément / van Wesemael (2008a); Clément / van Wesemael (2008b); Chelebourg / Martens / Watthee-Delmotte (2012).

³ Müller et al. (2017). Voir également Jeanneret (2017b) et Müller (2017). Articles disponibles en openaccess: <http://plf-recherche.ch>.

Les pistes de lecture proposées seront ainsi mises à l'épreuve dans les quatre romans retenus mais ne sauraient être appliquées de manière trop systématique voire «schématique». En effet, les fictions ne se laissent pas enfermer dans une lecture trop linéaire de la société et les pistes proposées n'auront pas le même intérêt d'analyse selon les ouvrages à l'étude. Toutefois, réunir ces deux œuvres qui témoignent de près de cinquante ans d'écriture nous permet d'ouvrir la réflexion sur un phénomène signifiant, structurant pour l'intrigue et la construction des personnages, et pourrait mener à une étude plus vaste impliquant d'autres auteures. Par ailleurs, ces œuvres ont toutes deux la particularité de s'inscrire dans une longue durée, passant ainsi du XX^e au XXI^e siècle, et encore en évolution pour Rose-Marie Pagnard.

Première partie: les années 1970–90

Modèle familial bourgeois en rupture dans «Pour mourir en février» d'Anne-Lise Grobéty et «La Leçon de Judith» de Rose-Marie Pagnard

Publiés respectivement en 1970 et en 1993, «Pour mourir en février» d'Anne-Lise Grobéty et «La Leçon de Judith» de Rose-Marie Pagnard entrent en dialogue et ce, malgré les vingt années qui les séparent. Ces romans relatent une amitié entre deux femmes, l'une encore adolescente ou débutant sa vie d'adulte et l'autre déjà aguerrie par l'expérience. La première tente de s'évader d'une situation familiale qui ne lui convient pas et la deuxième lui offre le cadre nécessaire à son épanouissement.

«Pour mourir en février» traite de l'amitié entre Aude, jeune fille issue d'une famille bourgeoise, et Gabrielle, divorcée et indépendante. Le récit, pris en charge par Aude, débute alors que le père de cette dernière lui a interdit de fréquenter Gabrielle. Des rumeurs infondées sur une possible liaison entre les deux femmes ont été colportées. Aude retrace ses souvenirs des moments passés avec Gabrielle et leur apport considérable sur sa vie. «La Leçon de Judith» est également pris en charge par une jeune narratrice. Férue de musique, elle vit une forte amitié avec Judith, une ancienne pianiste. Alors que celle-ci lui annonce sa mort prochaine, la narratrice lutte contre son angoisse d'être à nouveau livrée à elle-même et seule pour affronter l'emprise mortifère de sa sœur Ida. Cette dernière souffre de dépression et tente fréquemment de mettre fin à ses jours.

Dans le cas d'Aude, c'est d'une famille bourgeoise, plus précisément un rapport vertical avec chacun de ses deux parents, dont elle souhaite s'abstraire. La jeune fille décrit sa famille dans les termes suivants:

[...] ils forment un petit bloc humide auquel j'ai eu l'inconscience de vouloir échapper, une fois sortie, impossible d'y rentrer, père, mère, Olivier, Stéphane; je ne les comprends pas, je suis l'idiote de la famille, l'ingrate, la dévoyée.⁴

⁴ Grobéty (2018 [1970]: 16).

Il est intéressant de relever qu'Aude a recours au terme d'«idiot de la famille» pour souligner sa singularisation vis-à-vis de sa famille. Nous comprenons ici qu'elle se donne à voir du point de vue de ses parents et de ses deux frères. Elle est considérée comme idiote car marginale (référence ici à l'idiot du village) par rapport à cette famille qu'elle ne comprend pas et qui inversement ne la comprend pas non plus. L'idiotie intervient ici pour souligner le fait que sa famille ne cherche pas à se mettre à sa hauteur, à la comprendre. Autrement dit, aucun rapport d'horizontalité ne prévaut entre les parents et les enfants de la famille d'Aude.

La seule fois où le père, décrit comme une figure du patriarcat,⁵ exprime une volonté d'entretenir avec sa fille un rapport d'égal à égal, laisse deviner le cadre dans lequel celui-ci pourrait s'épanouir. Alors qu'il vient de tenir à sa fille les propos suivants: «je commence à en avoir assez de ton sale caractère, Aude, dès aujourd'hui vous allez m'obéir, mademoiselle»,⁶ il enchaîne en déclarant, radouci: «c'est dommage, Aude, que nous ne puissions discuter un peu ensemble, je ne demanderais pas mieux moi». ⁷ Après avoir soumis sa fille à sa volonté, il s'étonne de l'absence de dialogue entre eux et en rejette la faute sur sa fille. En tant que père et chef de famille, il ne se sent pas le besoin de remettre en cause sa propre part de responsabilité dans l'absence de relation entre sa fille et lui.

Quant à la mère, elle n'est mentionnée que de façon sous-jacente dans le discours d'Aude, lorsque celle-ci décrit la vie familiale et son rapport à ses membres. L'une des rares fois où il est explicitement fait mention d'elle, ce n'est que pour évoquer les critiques dont elle a l'habitude d'abreuver sa fille.⁸

De son côté, la narratrice du roman de Pagnard essaie moins d'échapper à un contexte familial étouffant qu'à l'emprise mortifère d'une sœur suicidaire. Cependant, comme dans la narration d'Aude, la voix de sa famille, ici celle de sa sœur, résonne dans son récit:

Les paroles de Judith sont des gouttes d'eau jetées dans le flot, elles se multiplient et se transforment en scintillantes images. (Bien que je refuse de l'introduire ici, j'entends Ida, ma sœur, sa voix traînante, infantile: je veux mourir, aide-moi! Mais

⁵ Le père est au centre de la vie de la maisonnée. En effet, il est décrit par Aude dans les termes suivants: «l'admirable écrivain, tête baissée, sourcils arqués en signe de profonde méditation, yeux vagues et inquiets, l'air absent, l'air distrait, vite irrité, ne dérangez pas papa qui travaille, papa travaille, voyons» (ibid., 17). Sous le propos d'Aude, se fait entendre le discours de la mère qui somme les enfants de ne pas déranger la tranquillité du père créateur.

⁶ Ibid., 88.

⁷ Ibid., 89.

⁸ «nous avons eu des difficultés avec Aude depuis qu'elle est toute petite, un caractère insupportable, insolente, ne voulant jamais obéir, jamais se soumettre, elle se bagarrait toujours avec les enfants dehors», c'est ce qu'elle disait au psychologue, ma chère mère, «une nature insoumise» (ibid., 16).

je réponds non, debout! Et je soulève Ida et je la fais marcher afin que son énergie, ou celle qu'elle me vole, se réveille et chasse la maladie.)⁹

Malgré la présence lumineuse de son amie Judith, la narratrice ne parvient pas à s'abstraire tout à fait de l'emprise de sa cadette. Figure envahissante et destructrice, cette dernière la hante ainsi que le récit même de «La Leçon de Judith». Mais Ida n'est pas la seule réminiscence du passé familial à jalonner la voix de la narratrice. Au regard de «Pour mourir en février», les parents sont ici des figures abstraites, évanescents. Mère et père sont indifférenciés dans leur rapport à leurs enfants, réunis sous l'identité de «parents». Mais cette abstraction ne révèle pas moins un rapport vertical problématique.

Comme notre maison, comme nos parents eux-mêmes, [la lettre que nos parents nous avaient écrite quelques jours avant leur accident mortel] était imprégnée de bonne volonté et de sens pratique. Seule la mort l'avait rendue précieuse, mais aussi d'une pitoyable ironie – n'était-ce pas eux, nos parents qui s'étaient montrés des enfants ignorants en écrivant 'Ida, tâche d'être serviable, gaie et studieuse comme ta sœur aînée'? Oui, c'était eux les enfants, alors que nous, avec une perspicacité miraculeuse, nous avons déjà compris qu'un rêve malveillant s'était emparé d'une de nous, et que c'était Ida qui avait été choisie.¹⁰

La dynamique familiale dépeinte dans ce passage atteste de l'existence de deux binômes qui cohabitent dans un système vertical: celui des parents en haut et celui des deux sœurs en bas. Le premier laisse les sœurs se débrouiller entre elles, donnant des recommandations qui, à l'image de celle à l'attention d'Ida, sont, somme toute, convenues. Cette absence de proximité entre les parents et leurs enfants atteste du rapport vertical problématique évoqué précédemment. Une déconnexion certaine semble même exister entre les deux binômes.

D'ailleurs, il est intéressant de souligner que la narratrice mentionne «l'obligation que me faisaient mes parents de distraire ma petite sœur».¹¹ Cette mention nous paraît accentuer la dimension verticale instaurée par les parents, et ce, même au sein du binôme formé par les deux sœurs. Le fait que les parents utilisent des termes tels que «sœur aînée» ou «petite sœur» révèle un certain conventionnalisme. Ils ne sont pas non plus en faveur d'un rapport horizontal entre les deux sœurs, la première devant s'occuper de la deuxième et celle-ci prendre la première comme modèle. La maladie dont souffre Ida empêche également qu'un rapport égalitaire et d'échange puisse s'établir dans cette fratrie au féminin. À ce propos, la narratrice rapporte: «Voilà ce que je ne supporte pas, ne supporterai jamais, l'obligation que nous font les malades de souffrir avec eux».¹² Cette déclaration révèle le caractère tyrannique de sa relation avec Ida, la domination que cette dernière exerce sur elle.

⁹ Pagnard (2005 [1993]: 11).

¹⁰ Ibid., 72-73.

¹¹ Ibid., 86.

¹² Ibid., 27.

Au regard des relations familiales décrites dans les romans de Grobéty et de Pagnard, nous comprenons en partie que «les rapports de pouvoir sont au cœur de la famille, impliquant un facteur de dissymétrie à renégocier de manière constante, soit dans les relations de parenté, soit entre les fratries.»¹³ L'amitié d'Aude et de Gabrielle comme celle entre Judith et la narratrice du récit participerait donc à soulager les jeunes filles de cette renégociation constante et leur permettrait de s'épanouir dans un cadre externe à la dissymétrie de leurs rapports familiaux.

Un lieu à soi hors du cadre familial

Gabrielle et Judith offrent à leurs jeunes amies respectives une entente que nous qualifions de «sororité», au sens entendu par Chloé Delaume dans «Mes biens chères sœurs», soit un rapport horizontal. Dans son essai critique, l'écrivaine française explique que «l'état de sœur neutralise l'idée de domination, de hiérarchie, de pyramide. La qualité de sœur, expériences, âges multiples, le cercle est de paroles qui s'écoutent en égales. Différentes mais égales.»¹⁴ La narratrice du roman de Pagnard rapporte à propos de Judith:

[...] il n'était pas nécessaire de savoir laquelle entraînant l'autre. J'étais exactement tombée dans le monde qui me convenait, et Judith pour sa part était exactement tombée sur la jeune personne la plus douée pour lui tenir compagnie en cette période de sa vie...¹⁵

Nous voyons ici que l'apport de cette amitié n'est pas à sens unique. Malgré leur grande différence d'âge, les deux femmes y trouvent leur compte, un équilibre.¹⁶ Et il en va de même pour Aude dans sa relation avec Gabrielle. Au fil de ses conversations avec sa nouvelle amie, la jeune fille constate:

[J]e sens qu'elle, elle écoute, pour une fois, pour la première fois j'ai l'impression que mes mots ne subissent pas toute une transformation chimique dès qu'ils sont sortis de moi et qu'ils arrivent tout travestis à l'oreille de l'autre [...].¹⁷

Gabrielle s'intéresse à ce que Aude lui raconte, à ce qu'elle éprouve. Nous retrouvons ici «le cercle de paroles» évoqué par Delaume. Pour l'adolescente, cette écoute lui permet d'avoir la sensation d'exister et surtout d'être comprise; tout ce qu'elle ne ressent pas au sein de sa famille, ainsi que nous l'avons précédemment évoqué. De son côté, Judith apporte à sa jeune amie un cadre stable et une influence

¹³ Jeanneret (2017b: 200).

¹⁴ Delaume (2019: 92-93).

¹⁵ Pagnard (2005 [1993]: 35).

¹⁶ Malgré les quatre-vingt-dix ans de Judith, la narratrice commente: «Il m'arriva de penser, lorsqu'elle me parlait ainsi, qu'elle me voyait peut-être aussi âgée qu'elle: après tout, quand nous faisons la fête, moi aussi je l'imaginai de mon âge» (Pagnard 2005 [1993]: 15).

¹⁷ Grobéty (2018 [1970]: 37).

positive, tournée vers la vie. La narratrice relate d'ailleurs à propos de son amie: «sa présence mieux qu'aucune autre me soulageait du poids d'Ida [...]».¹⁸

Dans son ouvrage «Le soi, le couple et la famille», François de Singly confirme l'importance pour tout·e adolescent·e de «s'identifier à d'autres individus, à des groupes, à un cercle plus large, pour que le mouvement et la naissance de l'autrui généralisé puissent se dessiner.»¹⁹ Il est intéressant d'observer que c'est exactement le procédé observé dans les deux romans. Pour exister pleinement, la narratrice de «La Leçon de Judith» et celle de «Pour mourir en février» ont besoin d'un apport externe à la cellule familiale car celle-ci ne peut être le seul cadre dans lequel les êtres se construisent. Par ailleurs, Anne-Lise Grobéty approfondit cette idée dans un autre texte, «Infiniment plus»²⁰ (1989). Une jeune tessinoise prend ses distances avec sa mère et son fiancé en partant enseigner quelques temps à La Chaux-de-Fonds. Arrivée dans cette ville qui lui est étrangère, elle constate:

Je n'avais donc pas de parole à moi. Là-bas, la leur et maintenant, je n'en avais pas. J'étais dépossédée comme le paysage et il m'avait fallu attendre toutes ces années pour échouer sur le bord de moi-même, dans ce lieu inconnu où il me faudrait, c'était une certitude déjà, remonter toute seule la pente de la parole...²¹

Cette expérience hors de son Tessin natal, de la cellule familiale et de la société qui l'ont vue grandir et surtout façonnée, va lui permettre de construire son propre discours, et par extension, sa propre personnalité: «Iona aura gagné son 'Émancipation' lorsqu'elle comprendra et maîtrisera sa relation au monde.»²² Ce constat de Valérie Cossy peut tout aussi bien s'appliquer à Aude et à la narratrice de «La Leçon de Judith». Et sur ce cheminement vers l'«Émancipation», Gabrielle et Judith font figures d'adjuvantes. Elles servent tour à tour d'exemple à suivre mais incitent aussi directement les deux jeunes filles à avoir un meilleur rapport au monde qui les entoure. Par exemple, Gabrielle recommande à Aude:

[...] tu ne dois pas te retirer systématiquement de tous les êtres, [...] personne ne viendra te chercher, ma douce, ne te leurre pas, c'est à toi d'aller aux autres, mais maintenant, après ce sera trop tard, ce sera trop difficile de les aborder ensuite [...].²³

Tandis que «Judith est la personnification de l'indépendance féminine, modèle que la jeune fille admire et souhaite imiter».²⁴

Cependant, toutes externes qu'elles soient au noyau familial, Gabrielle, comme Judith, n'en incite pas moins son amie respectueuse à observer un rapprochement, sinon un rapport plus apaisé avec la cellule familiale. Gabrielle recommande à

¹⁸ Pagnard (2005 [1993]: 38).

¹⁹ Singly (2005: 12).

²⁰ Cf. Grobéty (2006 [1989]).

²¹ Ibid., 29.

²² Cossy (2015: 1571).

²³ Grobéty (2018 [1970]: 23).

²⁴ Jeanneret (2005 [1993]: VI-VII).

Aude d'être mieux disposée envers son père qui «écrit simplement des choses simples, parfois trop simplement je te l'accorde, mais qu'avons-nous à juger, ce qu'il a écrit plaît aux gens comme lui, il a donc atteint son but, le reste importe peu»²⁵. De son côté, loin d'éloigner sa jeune amie de sa sœur, Judith œuvre discrètement à améliorer les rapports de cette fratrie au féminin. Avant de mourir, elle donne un dernier conseil à la narratrice: «Ce qu'[Ida] est... *tu ne peux l'empêcher*».²⁶ Suite à cela, cette dernière commence par s'alarmer: «[...] jure que [...] que j'ai eu raison d'abandonner ma sœur pendant que nous écoutions de la musique et que tu m'étourdissais de vie».²⁷ Avant de réaliser: «je ne l'ai pas abandonnée une seconde, je me reposais d'elle, je t'écoutais, tu le sais».²⁸ Si dans le premier cas de figure, le rapport entre Aude et son père reste tendu, le dernier geste de Judith pour adoucir les relations entre les deux sœurs réussit. À propos d'Ida, la narratrice évoque «notre amour meurtri et fleurissant»²⁹. Sans nier la part sombre de cette fratrie au féminin, la notion de «fleurissant» laisse présager que leur lien continue d'exister, voire même de s'améliorer.

L'échec de la relation entre Aude et son père correspond à la démarche revendicatrice de Grobéty. Engagée dans les luttes de son époque contre le patriarcat, l'écrivaine se sert du rapport de son héroïne et de son père pour illustrer la nécessité de rompre avec le modèle familial bourgeois qui perdure au début des années 1970. La note optimiste sur laquelle se termine «La Leçon de Judith» peut être due à l'époque à laquelle le roman est rédigé ainsi que le caractère moins politiquement engagé de son auteure. En 1993, les revendications féministes sont peut-être moins brûlantes qu'à la fin des années 1960 où le droit de vote des femmes n'a pas encore été acquis. «[...] [D]ans une deuxième phase dite contemporaine (à partir des années 1990), le positionnement dans le temps et dans l'espace est renégocié par les protagonistes féminines: la question de la place de soi se résout davantage dans le cadre de la famille, en particulier de ses ramifications verticales».³⁰ Mais il est surtout important de souligner que Pagnard ne met pas en scène le même type de rupture avec un modèle familial. Contrairement à Grobéty qui dénonce directement le patriarcat, elle montre une fratrie au féminin qui tente de sortir du schéma vertical de la famille bourgeoise en s'imprégnant de l'horizontalité de la sororité. De fait, la figure du père s'avère moins prise à partie dans les œuvres de Rose-Marie Pagnard. Nous pouvons également constater que la notion de «sororité» présente un réel intérêt pour analyser l'évolution du projet familial sur la durée.

²⁵ Grobéty (2018 [1970]: 81).

²⁶ Pagnard (2005 [1993]: 100; italiques: Pagnard).

²⁷ Ibid., 100.

²⁸ Ibid.

²⁹ Ibid., 101.

³⁰ Jeanneret (2017a: 172).

Créer pour exister

Même si les amitiés mises en scène par Grobéty et Pagnard s'éteignent, chacune résulte d'un apport considérable pour les jeunes protagonistes. La fin de l'amitié entre Gabrielle et Aude incite cette dernière à mettre sur papier sa version de l'histoire. L'amitié entre les deux femmes a été mal interprétée par la société dans laquelle elles évoluent car un soupçon plane sur l'orientation sexuelle de Gabrielle. La famille de la jeune fille s'imagine que celle-ci l'initie aux amours homosexuelles.³¹ Cependant, les accusations d'homosexualité nous semblent remplacer les accusations de sorcellerie du XVII^e siècle. Elles ne sont que prétexte à ce qui dérange réellement la société suisse des années 1970: l'indépendance de cette figure féminine.³² Divorcée, Gabrielle s'inscrit en marge de la morale conservatrice de l'époque.³³ La critique que Grobéty fait de la mentalité suisse atteint son paroxysme avec la nationalité et surtout la confession religieuse de Gabrielle. Même si le père d'Aude s'en défend, la confession religieuse et la nationalité de la jeune femme font d'elle l'incarnation de l'autre avec un grand A.³⁴

Nous postulons que c'est cette incarnation d'altérité et d'indépendance qui dérange le plus la famille d'Aude. Comme évoqué en introduction, la place de la femme est considérée par la société des années 1970 comme étant à l'intérieur du cadre familial et non à l'extérieur. D'ailleurs, l'association de femmes est généralement mal vue par la société patriarcale. Pour expliquer la disparition du terme «sororité» de la langue française au lendemain du XVI^e siècle, Delaume

³¹ Aude subit une séance de thérapie durant laquelle le psychologue «se prépare à prendre des notes sur [sa] très intéressante déposition lesbienne» (Grobéty 2018 [1970]: 25).

³² Dans son ouvrage «Sorcières», Mona Chollet (2018: 17) rapporte: «[...] toute tête féminine qui dépassait pouvait susciter des vocations de chasseur de sorcières. Répondre à un voisin, parler haut, avoir un fort caractère ou une sexualité un peu trop libre, être une gêneuse d'une quelconque manière suffisait à vous mettre en danger. Dans une logique familière aux femmes de toutes les époques, chaque comportement et son contraire pouvaient se retourner contre vous: il était suspect de manquer la messe trop souvent, mais il était suspect aussi de ne jamais la manquer; suspect de se réunir régulièrement avec des amies, mais aussi de mener une vie trop solitaire...». Pour cette dernière partie de la citation, Chollet se base sur Guy Bechtel: «La Sorcière et l'Occident. La destruction de la sorcellerie en Europe, des origines aux grands bûchers» (1997), Paris.

³³ Aude décrit son amie dans les termes suivant: «cette femme merveilleuse au visage aimanté, juive, divorcée, Belge, comédienne, vendant des livres et des meubles: tous les attributs du mystère» (Grobéty 2018 [1970]: 96).

³⁴ Lorsqu'il interdit à Aude de revoir celle qu'il appelle «cette juive, cette madame C.», il assure: «je dis: juive, pour la situer, tu sais très bien que je ne suis pas antisémite [...]» (ibid., 88).

émet l'hypothèse que «par la sororité surgissent l'indépendance, l'autogestion, pire encore: l'autodétermination.»³⁵

Pour contrer le discours patriarcal et avilissant de sa famille et de son thérapeute, Aude prend donc la plume et trouve des mots qui lui sont propres. Ainsi que Valérie Cossy l'analyse:

On pourrait parler à son propos d'illustration de l'écriture féminine: c'est bien contre les discours des autres qu'Aude doit forger sa propre écriture si elle veut restituer à Gabrielle et à son sentiment pour elle leur lumière et leur douceur, telles qu'elle les porte inscrites au fond de son être.³⁶

Si la jeune fille parvient à «forger sa propre écriture», c'est bien grâce à son amitié avec Gabrielle. Un passage du roman met en miroir deux moments clés dans le rapport d'Aude avec l'écriture: les commentaires de son père et ceux de Gabrielle sur ses tentatives littéraires. Le premier se contente de soulever les fautes d'orthographe et de lui déclarer: «tous les jeunes ressentent le besoin d'écrire un poème une fois ou l'autre, mais toi tu ferais mieux d'apprendre l'orthographe [...]»³⁷ Plus encore que de banaliser son geste d'écriture, il le rabaisse, ne prenant même pas la peine de le considérer comme tel. Aude devrait se rabattre sur l'apprentissage de l'orthographe. Nous comprenons que l'écriture créative n'est pas du ressort de la jeune fille, uniquement l'écriture au sens littéral et pratique du terme. Au contraire de cette réponse patriarcale, Gabrielle considère l'écriture de son amie et l'incite à développer son talent créateur. Elle observe:

[...] écrire c'est pour toi maintenant la seule façon de communiquer avec le monde extérieur, et tu donnes, c'est bon; si tu veux nous pourrons regarder ensemble ce que tu fais et si tu acceptes mon avis je te le donnerai volontiers chaque fois que tu le solliciteras, seule on ne peut pas toujours prendre du recul sur ce qu'on fait.³⁸

L'usage du terme «maintenant» renforce l'impression que Gabrielle consacre Aude à un avenir d'écrivaine.³⁹ En outre, Gabrielle lui propose son aide sans suggérer que son amie en ait besoin pour une raison autre que l'apport bénéfique que peut être un regard externe. Avec elle, l'écriture devient un lieu d'échange et de partage, loin du mythe de l'écrivain seul à sa table que le père se plaît à incarner.⁴⁰ Il serait possible de voir également dans ce rapport à l'écriture une deuxième «illustration de l'écriture féminine» dont fait mention Valérie Cossy.

³⁵ Delaume (2019: 82). Une hypothèse qu'Aude renforce elle-même à la fin de son récit. Peu avant les dernières lignes de «Pour mourir en février», elle constate: «j'ai eu l'impudence de vouloir vivre hors d'eux, d'une vie autonome, me voilà punie de cette audace.» (Ibid., 118)

³⁶ Cossy (2015: 1569).

³⁷ Grobéty (2018 [1970]: 86).

³⁸ Ibid., 86-87.

³⁹ Jeanneret (2017a: 174) qualifie d'ailleurs le rapport des deux femmes comme une «amitié libératrice qui va mener à la révélation de la vocation de la jeune narratrice».

⁴⁰ Comme démontré en première partie de cette contribution.

Dans «La Leçon de Judith», la musique remplace la littérature en tant que passion artistique. Lorsque la narratrice rencontre Judith pour la première fois, elle rapporte: «je croyais encore à l'importance sacro-sainte de mes leçons de violon et de solfège, arrachées à la vie ordinaire, du temps de mes parents». ⁴¹ Très tôt, la musique fait donc figure d'échappatoire à la laideur du quotidien. Mais avec Judith, elle retrouve plus encore «cette légèreté qui était la [sienne] avant la maladie de [sa] sœur» ⁴². Elle s'enrichit tout au long de son amitié avec Judith du savoir inépuisable de cette dernière sur le sujet mais surtout qualifie les moments passés en compagnie de son amie «d'intenses plaisirs, musicaux, sensuels, spirituels» ⁴³. Nous comprenons que la musique est ici moins expérimentée comme acte créateur que comme art de vivre. D'ailleurs, la vraie leçon de Judith, celle qu'elle lui communique sur son lit de mort, est la suivante: «La vraie tragédie, ce n'est pas de mourir. C'est de vivre sans beauté, c'est de ne pas entendre la musique...». ⁴⁴ Si cette amitié ne révèle pas de vocation (celle-ci pouvant être considérée comme déjà existante chez la narratrice), elle n'en est pas moins révélatrice. À la fin du roman, la narratrice comprend qu'elle peut vivre sans Judith; il lui suffit de se tourner vers le beau et surtout de continuer de puiser sa force du côté de la musique. Ainsi «[la musique] est ce lieu qui permet au corps et à l'esprit de se trouver une place commune, d'être en harmonie.» ⁴⁵

Même si «La Leçon de Judith» fait l'apologie de la musique, la prise en charge du récit à la première personne nous semble avoir également toute son importance. Comme dans «Pour mourir en février», le roman de Pagnard offre au regard l'affirmation d'un Je féminin. Si la musique est un art de vivre, l'écriture n'en demeure pas moins un processus qui permet à la narratrice, comme à Aude, d'exister.

Les romans ou nouvelles qui sont publiés après les titres évoqués dans cette première partie reprennent certaines des constantes analysées, comme le rapport à la figure paternelle, une relation de sororité extra-familiale, et le désir de création.

Le contexte familial est présenté comme l'un des enjeux existentiels pour les protagonistes féminines, qui cherchent à se faire une place dans la société. La famille joue, dans cette quête identitaire, un rôle important: on peut en effet constater que les personnages féminins passent d'une posture de revendication vis-à-vis d'une société définie comme patriarcale à une posture de négociation et de réparation, comme nous le verrons dans la deuxième partie de cet article. Par exemple, le personnage féminin du roman «Dans la forêt la mort s'amuse» ⁴⁶

⁴¹ Pagnard (2005 [1993]: 32).

⁴² Ibid., 32.

⁴³ Ibid., 47.

⁴⁴ Ibid., 92.

⁴⁵ Jeanneret (2005 [1993]: III).

⁴⁶ Cf. Pagnard (1998).

oscille entre revendications face à la figure paternelle et tentatives de réconciliation. Les récits vont ainsi prendre en charge de manière plus apaisée une quête de l'«antériorité» (selon la terminologie de D. Viard et L. Demanze) centrée sur la reconstruction d'une histoire familiale.⁴⁷ Nous pouvons avancer que cette reconstruction est narrativisée par des protagonistes féminines puisant dans une mémoire familiale faite de témoignages incomplets, de documents épars (correspondance, images), de souvenirs espacés, autant de traces du passé traitées avec un mélange de distance et d'empathie.⁴⁸

Deuxième partie: les années 2010

Récit de filiation dans «La Corde de mi» d'Anne-Lise Grobéty: la figure du père

Reconstituer l'espace familial et lui redonner du sens implique une exploration du passé qui s'inscrit dans le présent; il s'agit aussi bien d'un «devoir» de transmission que d'une volonté, de la part des enquêtrices, de renouer avec les membres d'une famille déstructurée. Le récit intitulé «La Corde de mi» (2006) de Grobéty en offre une illustration exemplaire. Ce roman a bénéficié d'une réception élogieuse de la critique journalistique en Suisse romande, valorisant les qualités esthétiques de son écriture aussi bien que la recomposition de son histoire familiale par la jeune narratrice, de nom Luce Favrod, qui va mener une enquête dans le passé afin de

⁴⁷ Viard (2008); Demanze (2008). En effet, certains auteurs contemporains n'hésitent pas à remonter dans le passé pour reconstituer une relation entre membres de la famille de manière générationnelle; toutefois, ce déplacement dans le temps implique de remonter le fil de la «mémoire familiale» et donc de la reconstituer a posteriori. Il s'agirait d'une démarche d'exploration identitaire qui, selon Dominique Viard, déplace «l'investigation de l'intériorité vers celle de l'antériorité.» La démarche de l'autobiographie voire de l'autofiction s'infléchit donc vers ce qu'il appelle un «récit de filiation». En posant notamment la question de l'héritage familial, Viard précise que: «si le texte sur l'ascendance est toujours potentiellement un récit, c'est qu'il interroge une continuité, s'emploie à rétablir un continuum familial.» Le «récit de filiation» «travaille à restituer la réalité effacée de figures mal épanouies» en cherchant à remonter le temps. (Viard 2008: 21-23)

⁴⁸ On peut citer la remarquable étude de Enzo Traverso (2020) qui analyse le «tournant subjectiviste» dans l'écriture de l'Histoire dès le début du XXI^e siècle. La dimension subjective (écriture en Je) de la recherche historique est ainsi beaucoup plus fréquente depuis les années 2000 et est reconnue comme une forme d'honnêteté intellectuelle: «un nouveau genre hybride a pris forme, exemplifié notamment par les ouvrages d'auteurs comme Ivan Jablonka ou Philippe Artières, qui font le récit de leurs enquêtes et décrivent leurs émotions dans un style très littéraire. Inversement, dans le sillage de Patrick Modiano et W. G. Sebald, certains écrivains tels Javier Cercas, Eric Vuillard ou Laurent Binet font bouger la frontière entre vérité romanesque et vérité historique, en créant des 'romans non fictionnels'» (quatrième de couverture). La frontière entre vérité romanesque et vérité historique devient aussi bien une ligne de séparation qu'un lieu de partage; historiens et littéraires en seraient les bénéficiaires, mettant en évidence des histoires familiales qui leur permettent d'ancrer leurs interrogations plus vastes dans un vécu singulier.

mieux comprendre la figure paternelle, luthier de profession.⁴⁹ Le récit coïncide d'ailleurs avec la disparition du père, hospitalisé puis décédé.

Le titre retenu est par ailleurs évocateur: la corde de mi est la corde qui donne la note la plus aiguë d'un violon, et l'expression va fonctionner comme métaphore filée tout au long du récit de Luce. Cette corde indispensable au violon relie père et fille, mais aussi passé et présent: les quelques rencontres entre père et fille, alors qu'elle est adolescente – les parents étant séparés depuis la naissance de Luce –, ont lieu essentiellement dans l'atelier du luthier, propice aux échanges sur la musique et sur la vocation. Si le père, Marc Favrod, a ressenti très jeune une vocation pour la musique et en particulier le violon, la fille serait attirée par la peinture. La vocation artistique relie ainsi père et fille, même si ce fil ténu ne parviendra pas à les réunir et qu'il faudra le récit conduit par Luce pour recréer, par après-coup, le lien distendu, comme la corde d'un violon, entre elle et son père.

«La Corde de mi» peut se définir comme un récit de filiation doublé d'un roman de formation. En effet, on trouve un parallélisme constant entre la vocation du père et celle de la fille, même si l'accent est mis sur l'enquête dans le passé entreprise par Luce. L'enjeu s'avère de mettre en lumière deux histoires: l'histoire du luthier Marc Favrod, de sa propre mère – le père étant décédé à la naissance du fils – et du frère handicapé, sorte de trio incapable de gérer leurs liens familiaux et trop éloignés affectivement les uns des autres; l'histoire familiale de Luce, qui cherche à renouer les liens décousus avec le paternel, un personnage absorbé totalement par son monde musical et incapable de donner de l'amour à sa famille. Ce manque d'amour est vécu de manière particulièrement forte par la jeune femme: «[...] comment être aimée d'un homme si son propre père, celui qui devait vous aimer sans condition, vous a ignorée, rejetée loin de son amour?»⁵⁰

Rechercher dans le passé familial permet ainsi d'asseoir le présent; les deux interrogations «d'où je viens» et «qui je suis» se répondent l'une à l'autre. Le roman de formation se double ainsi d'un récit de filiation: c'est à l'âge de 15 ans que Luce ressent le besoin d'aller à la rencontre de ce père qui l'a ignorée jusque-là, et elle va chercher à entrer dans son univers afin de se rapprocher de lui. Le père

⁴⁹ Grobéty (2008 [2006]). Luce, fille du luthier Marc Favrod et narratrice du récit, est une femme d'une trentaine d'années qui n'a pas revu son père depuis douze ans. Mais lorsque celui-ci, vieux et malade, se retrouve à l'hôpital, elle tente de renouer le lien. Ou plutôt de nouer tout court, puisque cet homme n'a jamais prêté attention à elle, ne s'est même jamais défait de son attitude de rejet. C'est d'ailleurs cette cruelle indifférence qui est à la base du texte: Luce raconte, en s'adressant à son père, son enfance et son adolescence passées à tenter d'exister pour lui, elle raconte ses efforts, sa lutte pour qu'il la remarque et l'accepte. En parallèle, elle se sert des bribes de souvenirs qu'elle a pu recueillir pour inventer la vie de son père. Son objectif: mener ce récit jusqu'au moment de sa naissance à elle. (Résumé établi d'après celui de Pellegrino [2007]).

⁵⁰ Grobéty (2008 [2006]: 33).

va lui livrer certains de ses souvenirs, qu'elle va s'approprier en les écrivant, ce qu'elle appelle «mon premier sursaut de filiation»:

Moi, la fille délaissée, j'avais tout à coup la conviction qu'il suffirait de tirer précautionneusement sur l'un ou l'autre des mots que tu avais prononcés pour que suive, derrière, la chaîne des autres segments de ta vie d'enfant, de ta course vers ta vie d'homme. Pour que tout dérive peu à peu dans ma direction, jusqu'à ce que je m'inscrive enfin dans ton récit, que j'y apparaisse comme une lueur, une lumière – luce!⁵¹

Marc Favrod va effectivement lui parler de son enfance, de sa vocation, même si ces souvenirs seront complétés par la narratrice de passages «inventés» qui lui permettent d'interpréter son père. La fille prend ainsi en charge en Je sa propre histoire ainsi que le récit du père. Son enquête se fonde sur les souvenirs racontés du père, sur un carnet de notes prises par les deux luthiers qui étaient ses maîtres d'apprentissage et qui lui ont par la suite remis leur atelier, et sur les quelques souvenirs glanés auprès de vagues connaissances. On est surpris par l'absence totale de la figure maternelle, qui ne va à aucun moment seconder Luce dans sa tentative de restitution d'une mémoire familiale. La mère apparaît comme une figure de victime, naïve et malheureuse, qui ne parviendra à aucun moment à accepter la situation.

Une histoire familiale à recréer

Toute enquête dans le passé familial implique un travail de mémoire convoquant de multiples sources de connaissance, dans cette recherche d'être au plus près d'une «vérité». Ce travail de mémoire est réalisé de manière consciencieuse chez Luce, dans le croisement des sources dont elle dispose, dans les visites qu'elle fait à l'ancien atelier du père, dans le questionnement des proches. Le récit explore volontairement la frontière entre le «véridique» et l'«inventé» (pour ne pas mentionner le terme «fictionnel»), expliquant ainsi à sa lectrice ou son lecteur que toute reconstitution du passé implique un équilibre entre des souvenirs avérés, voire des témoignages, et un apport d'invention «romanesque», mais fondé sur une interprétation cohérente de ce que l'on a pu apprendre. En soi, Luce explicite sa démarche d'écriture, elle la justifie même. Elle revient d'ailleurs dans son récit, à plusieurs reprises, sur sa démarche d'écrivaine enquêtrice, en invoquant par exemple la notion de «véracité»:

Quelques mois plus tard [Luce évoque ici ses rencontres lors de son adolescence], je me retrouverais devant tout autres soucis face aux mots du puzzle. Tu me ferais voler dans les plumes cette notion de véracité. Et je me rongerais les sangs à me demander comment faire pour laisser passer les signes, la graphie se substituer à la réalité, comment être assuré qu'on a vraiment utilisé les mots les plus appropriés pour rendre le plus exactement possible l'instant, le geste, le fait, qu'on a bien fini

⁵¹ Ibid., 77.

par trouver le seul agencement de lettres et de termes, le juste rapport entre eux, la bonne distance avec le papier pour qu'ils soient garants de l'authenticité du réel...⁵²

La restitution de Luce passe par un langage imagé et très corporel également afin de donner vie à ce portrait du père qu'elle recompose, et cette vie passe par l'engagement de sa propre subjectivité, de son propre corps. Il s'agit bien de se «ronger les sangs». Dans un autre passage révélateur, Luce écrit:

[...] moi je continuais de serrer précautionneusement dans ma paume tout ce que tu venais de dire, comme un glaçon qui allait fondre dans la chaleur de mes doigts, il fallait que je me dépêche de contempler ce morceau de toi avant que tout soit... évaporé! Que je tienne très fort tes mains aux gants de laine pour que tu ne puisses pas t'échapper – bon Dieu, mon cœur se dégelait d'un coup en même temps, j'avais une telle envie de consoler ce gamin, lui dire...⁵³

La quête de la «vérité» paternelle ouvre à Luce un champ de possibles dans la relation entre elle et son père, marquée par trop d'incompréhensions, de vides et de manques. Parmi ces possibles, celui d'inverser la hiérarchie verticale entre père et fille: le père retrouve son statut d'enfant et c'est Luce qui s'imagine le consoler. L'écriture du récit de filiation offre ainsi la possibilité de recréer, après coup, ce lien avec le père que la jeune femme a toujours pressenti mais pas vécu. Comme si les enfants refaisaient, après coup, la famille qu'ils n'avaient pas eue, se jouant en quelque sorte de la verticalité des liens familiaux pour apporter le passé à la porte du présent.

Biaiser, c'est ce que tu as fait avec moi par ton cadrage verbal, à maintes reprises tandis que tu parlais de toi, de ton enfance, de ta mère, d'accord; mais peut-il en être autrement? Est-ce qu'on fait autre chose en écrivant? Car, écrire, c'est inévitablement se souvenir, et il n'y a pas de souvenir qui se tienne coi, une fois pour toutes; tout souvenir avance au fur et à mesure du temps, par recoupement, chevauchement, glissement... N'importe quelle démarche de rappel du passé est d'abord une affaire de reconstruction tributaire de notre présent.⁵⁴

A plusieurs reprises se mêlent au récit les justifications de Luce, qui donne ainsi une visibilité à sa démarche d'«enquêtrice du passé», consciente de se mettre à la place de son paternel, en plus de jouer son propre rôle de fille. Après tout, cette recomposition familiale, assumée par sa subjectivité, cherche à dépasser le singulier pour parler à une collectivité de lectrices et lecteurs, touché·e·s par cette histoire familiale qui à la fois ressemble à d'autres histoires familiales et à la fois s'en distingue. Ainsi la narratrice endosse-t-elle les deux rôles: le sien et celui de son père. En se dédoublant ainsi, elle recherche à reconstituer un «ordre» familial, une cohérence inexistante jusque-là, mais aussi à remettre en route le présent bloqué dans son avancée par ce passé devenu obsessionnel.

⁵² Ibid., 78.

⁵³ Ibid., 76f.

⁵⁴ Ibid., 310f.

Quelle place pour les femmes dans ce récit de filiation?

La narratrice évoque également le transport émotionnel provoqué par cette plongée dans un passé familial chahuté et lourd à porter. Lourd pour elle-même, pour son père aussi, dont elle comprend qu'il n'a jamais pu s'alléger de la culpabilité de n'avoir peut-être pas fait suffisamment pour ce frère handicapé et confié par la mère à une institution. Mentionnons ici que le Je restitue uniquement du discours rapporté, mais que nous n'avons jamais accès à des moments de monologue intérieur du père par exemple. Nous sommes irrémédiablement étrangers à ce qu'il pense, et ce sentiment d'étrangeté se double d'un sentiment d'éloignement que Luce tente de dissiper, en recréant certaines scènes et en leur donnant vie. Le frère «absent», éloigné de la famille par la mère, aura manqué toute sa vie à Marc: une fratrie séparée, que Luce va chercher à rassembler, en inventant des scènes pour combler les vides de cet attachement réel mais mal vécu entre les deux frères. L'attachement entre les deux frères, incapable de s'exprimer, se double de l'attachement qu'éprouve Luce envers ses parents.

Si son récit s'approprie son père pour lui laisser toute la place, il n'évoque que très rarement sa mère, figure absente, sans couleur aucune, laissée en suspens. Un choix assumé par la narratrice, justifié de la manière suivante dans ce passage de type rétrospectif:

[...] même si j'avais déjà la certitude que tu m'épiçais ton plat de souvenirs à ta manière et que j'avais toutes les raisons du monde de me méfier de ta véracité. Et ce qui me paraît le plus fou, c'est que, forte de cette conviction de demi-tromperie, je n'aie pas tenté de vérifier au moins un ou deux éléments! A part pour l'existence de ton frère, je ne l'ai pratiquement jamais interrogée [la mère de Luce]. Soit j'étais de totale mauvaise foi, soit je ne voulais pas éveiller ses soupçons sur les éventuels sujets de mes conversations avec toi. Soit, tout au fond, ne pas saler davantage ses blessures si elle apprenait que tu me colonisais par ta version de faits qui la concernaient...

Déchirement entre deux sentiments de loyauté? Je ne sais plus trop. J'ai même par moments plus du tout envie de savoir, tu vois. En rester là. Fermer la boîte! Ranger les calepins, ciao, vieux pantins!... N'empêche que c'est plus fort que moi: et re-soulève le couvercle, et remets la compresse!⁵⁵

Une affaire entre fille et père, sans doute, mais qui nous interroge sur la place accordée aux femmes dans cette reconstitution familiale.

Venons-en, pour clore ce chapitre sur «La Corde de mi», aux figures féminines que côtoie Luce (plus qu'elles ne l'entourent) et qui sont particulièrement absentes dans sa quête du passé et de sa recomposition. En effet, bien peu d'aide du côté de la communauté féminine dans cette quête d'identité: les deux figures maternelles s'avèrent instables, très peu coopératives et endossent leur rôle de victime soit du fils (mère de Marc), soit de l'épouse (mère de Luce) sans pouvoir le dépasser afin de se mettre à disposition de la narratrice.

⁵⁵ Ibid., 288f.

On se retrouve ainsi, en ce début du XXI^e siècle, dans une société d'hommes dans laquelle Luce cherche à trouver sa place. Et c'est par sa ténacité qu'elle parviendra, seule, à donner sens à son histoire familiale, accomplissant en quelque sorte sa vocation, permettant peut-être de libérer à son tour la parole des femmes de la génération précédente.

Il n'existe pas, dans cette exploration dans le passé familial et sa reconstitution par l'écriture que raconte «La Corde de mi», de figure similaire à celle de Gabrielle dans le premier livre de Grobéty, «Pour mourir en février». Il s'agirait d'un cheminement inverse: Luce n'a pas besoin d'aide pour sortir de la famille (comme c'était le cas pour Aude) mais a besoin, au contraire, d'y rentrer. C'est par son propre cheminement intérieur que Luce recrée la famille, autour de la figure mystérieuse, crainte et toujours aimée du père. Néanmoins, aussi bien Aude que Luce, jeunes femmes attirées par l'écriture comme vocation, tendent vers la lumière d'une réconciliation, promise par un passé recomposé chez Luce, par une négociation apaisée chez Aude, gages d'un futur équilibré, ouverts à une affaire de famille apaisée.

La reconstitution familiale permet au narrateur ou à la narratrice de réagir face à un désarroi existentiel et permet également d'affronter la perte d'un être cher. Le récit s'organise autour de la figure du père dans le roman de Grobéty, alors que le roman de Pagnard analysé ci-après est centré sur la figure de l'enfant, une fille, disparue trop tôt. Le projet familial vise alors à réunir les parents et leur enfant.

Reconstruction du noyau familial dans «J'aime ce qui vacille» de Rose-Marie Pagnard

Comme «La Corde de mi» de Grobéty, «J'aime ce qui vacille» de Pagnard, publié en 2014, s'ancre dans une période où la verticalité des rapports au sein des familles est moins marquée. Dans ce roman, l'auteure aborde la question du deuil d'un enfant. Le père Illmar et la mère Sigui Reich ont perdu leur fille unique, Sofia, des ravages causés par la drogue. Père et mère sont unis afin d'affronter le décès prématuré de leur fille d'une vingtaine d'années. Un décès dont ils ne font pas le deuil de la même façon. Si Sigui revisite inlassablement ses souvenirs pour comprendre le drame qu'ils ont vécu, Illmar préfère regarder vers l'avenir. Espérant inciter ainsi sa femme à renouer avec la vie extérieure, il décide d'organiser un bal pour faire la connaissance des habitant·e·s de leur nouveau lieu de résidence.

Avant tout, il est intéressant de souligner que les Reich ont élu domicile dans une tour dont ils occupent le septième et dernier étage. Au début du roman, Illmar, couturier de son état, en réalise une reproduction miniature en tissu:

La tour était dressée sur la table de l'atelier, le dernier étage ressemblait à un couvercle solidement fermé sur les autres. Pourtant il fallait s'imaginer l'ouvrir, s'imaginer regarder à l'intérieur de la tour. À l'intérieur se font et se défont les vies. À

l'intérieur Sigui serait obligée de voir toutes les chambres agitées et variées des existences humaines – du moins de quelques-unes de ces existences – [...].⁵⁶

Au regard de la verticalité du bâtiment, nous proposons d'y voir une métaphore de la société patriarcale au sein de laquelle évoluerait le microcosme décrit dans l'extrait ci-dessus.⁵⁷ Au fil du roman, nous comprenons cependant qu'il s'agit de la représentation d'un patriarcat effrité par les négociations d'égalité au sein des rapports homme-femme ainsi que par des figures masculines en perte de pouvoir.

Le couple formé par Illmar et Sigui atteste de cette amélioration des rapports homme-femme, notamment ceux entre père et mère. Bien qu'Illmar décide de prendre en main le deuil de son épouse et de la ramener du côté de la vie, il n'est pas pour autant une figure paternelle autoritaire comme celle présentée dans les romans de la première partie de cette publication. Tout d'abord, il a conscience de ce qu'il qualifie être «[ses] paternels et amoureux mensonges [qu'il avance] sur cette table, dans le cercle de [ses] collègues, dans [son] lit, [il se sert] des moyens à [sa] portée, tissus et compagnie, rêves et coups de sang»⁵⁸. Il porte donc un regard critique, sinon lucide sur lui-même et sa position dans la société. En outre, lorsqu'il fait la connaissance de l'un de ses voisins, il «est séduit par l'esprit pacifique et conciliant de son nouvel ami, il lui passe par la tête que sa fille Sofia aurait dû avoir un père tel que Monsieur Sarafloft»⁵⁹. Implicitement, Illmar remet également en question le genre de père qu'il a pu être et, par extension, le patriarcat en lui-même. Nous constatons qu'entre les romans des deux périodes la figure paternelle connaît une évolution dans sa représentation: elle devient d'avantage adjuvante et ne régit plus la «communauté familiale».

Mais c'est surtout à travers les yeux de Sigui que nous réalisons que cette figure paternelle n'est plus aussi forte que celle des générations précédentes. Dans sa quête pour comprendre le drame de leur fille, Sigui fait souvent mention du besoin de protéger son mari de ses découvertes. Lorsqu'elle est confrontée à l'hypothèse que Sofia se soit prostituée pour obtenir de la drogue, elle déclare: «Je ne pourrais le supporter, je ne pourrais, et Illmar ne le pourrait pas non plus, d'ailleurs Illmar ne saura rien: qu'un bandeau de soie lui couvre les yeux!»⁶⁰ Comme lors de la dégradation physique de Sofia à la fin de sa vie, Sigui estime que son mari est

⁵⁶ Pagnard (2014: 26).

⁵⁷ «Sigui et la tour, Suigi à l'intérieur, jetée dans, jusqu'à ce que, bien, très bien, se disait Illmar devant son œuvre. Celle-ci, toute modeste qu'elle fût, ne montrait-elle pas la voie à suivre? Il approuvait, aveuglément devait approuver s'il ne voulait pas être forcé de commettre un meurtre, par exemple la nuit quand les sanglots de sa femme l'empêchaient de se cacher dans son monde à lui et de dormir» (Pagnard 2014: 26). L'association de la verticalité de la tour au fait qu'elle montre «la voie à suivre» nous paraît renforcer la notion de patriarcat, ici incarnée par Illmar et sa certitude dans son projet.

⁵⁸ Ibid., 25.

⁵⁹ Ibid., 149.

⁶⁰ Ibid., 15.

«celui des deux parents qui doit être protégé, épargné»⁶¹. Mais la déclaration précédente de Sigui dénote également un aspect intéressant sur le rapport entre les deux parents. Une certaine égalité est instaurée entre le père et la mère face à leur enfant; ni l'un ni l'autre ne peut supporter de concevoir les actes sordides auxquelles leur fille s'est abaissée.

Il nous faut ici mentionner qu'une dissociation du rapport père-fille et mère-fille est opérée au fil des souvenirs que ressassent les deux parents. Comme nous l'avons évoqué au paragraphe précédent, Sigui choisit d'affronter seule la déchéance du corps malade de sa fille. Au premier abord, cette attitude peut paraître stéréotypée; à la mère échoit tout ce qui relève de l'intime, du féminin, et le père ne doit conserver qu'une image pure de sa fille. Toutefois, il est aussi possible de déceler dans la décision de Sigui une volonté d'affermir un lien de solidarité féminine avec sa fille. Lorsqu'elle décide de garder pour elle la détérioration physique de Sofia, elle sent «comme si une voix féminine et prudente à l'extrême avait conseillé: que le père ici et là ferme les yeux! qu'il n'éprouve ni dégoût ni envie de fuir! Les choses, ces choses précises dans ce domaine précis, s'étaient donc vécues à deux, *mère et fille*»⁶². Le père n'est donc plus la figure dominante qui régit les rapports au sein de la famille, la mère prend ses propres décisions vis-à-vis de sa fille. En outre, le choix de garder intacte la vision que le père a de sa fille permet aussi de préserver la dignité de Sofia aux yeux de l'un de ses parents.⁶³ Par ailleurs, dans son rapport à son père, la jeune fille semble avoir toujours cherché à maintenir une certaine représentation d'elle-même. À l'image de ce passage où Illmar «se remémore une séance de cinéma avec Sofia âgée de dix ans: 'Tu pleures, Sofia?' – Pas du tout, non. – Oh, si! – Prête-moi ton mouchoir, papa, ne me regarde pas, j'ai le rhume'»⁶⁴. Le père n'est pas invité au spectacle des larmes de sa fille, de même qu'elle ne lui demande pas de la consoler. Nous avançons donc que Sofia choisit également quel type de rapport elle souhaite avoir avec chacun de ses parents.⁶⁵

La sororité, un nouveau socle pour les rapports homme-femme?

Comme dans «La Leçon de Judith» en 1993, Pagnard aborde le thème de la sororité. L'entente entre les femmes de la tour est largement mise à l'honneur et œuvre

⁶¹ Ibid., 113.

⁶² Ibid.; italiques: Pagnard.

⁶³ Sigui souhaite effectivement qu'Illmar soit «dans la position d'un observateur encore frais et capable d'offrir en temps voulu ses belles mains blanches à sa fille Sofia afin de la hisser pure et transparente dans l'azur des rêves» (ibid.).

⁶⁴ Ibid., 19.

⁶⁵ Suite à ce souvenir d'Illmar, la voix narrative déclare «*Père et fille*, s'ajoutant à *mère et fille*» (Pagnard 2014: 19; italiques: S.J., C.B.). En effet, dans ce passage, chacun des parents rêvent côte à côte d'un souvenir qui leur est propre avec Sofia.

activement dans le processus de réparation au sein de la famille Reich. Avant d'explorer plus en détails la notion de sororité dans «J'aime ce qui vacille», il est intéressant d'observer une évolution du regard masculin sur l'amitié entre femmes. Contrairement aux fortes réactions évoquées dans les romans de la période de 1970–1990, les hommes semblent avoir évolué favorablement envers la notion de sororité. Alors que plus de la moitié des locataires sont des femmes, c'est Illmar lui-même qui invite Sigui à se lier avec les habitant·e·s de la tour.⁶⁶ Il lui conseille de s'intéresser à leurs voisin·e·s car «l'attention qu'on porte aux autres nous empêche de sombrer dans les eaux noires»⁶⁷. Le subterfuge qu'il trouve pour inciter sa femme à reporter son attention sur les autres est l'organisation d'une fête à laquelle il convie tout l'immeuble. Lui-même s'intéresse tout particulièrement à cette soirée car elle est l'occasion pour lui de faire œuvre de son talent de couturier. En effet, tou·te·s les invité·e·s seront habillé·e·s par ses créations. «L'art devient en quelque sorte une affaire de famille: mettre à l'épreuve mais surtout consolider, voire recomposer le noyau familial s'avère un enjeu constant dans les textes de Rose-Marie Pagnard».⁶⁸ Grâce à son art, Illmar essaie de «recomposer le noyau familial» amaigri qu'il forme avec Sigui.

Si dans les romans de la période de 1970–1990, la création est l'apanage des femmes, les compétences artistiques sont essentiellement de l'ordre du masculin dans «J'aime ce qui vacille».⁶⁹ Cependant, bien que l'art (des hommes) soit à l'origine de la rencontre entre les femmes, les véritables liens qui s'établissent entre les habitant·e·s de l'immeuble sont précisément l'œuvre des femmes.

Plus encore que de prêter simplement «attention aux autres», Sigui finit par aborder avec trois de ses voisines un aspect différent de la vie de Sofia, et ce, malgré son envie première de rester muette à ce sujet.⁷⁰ Les liens entre les femmes de la tour et elle se nouent donc graduellement pour aboutir à une sororité qui, à la différence des romans de la période de 1970–1990, ne compte plus seulement deux personnes mais

⁶⁶ Hormis les Reich, nous ne recensons que trois hommes (M. Saraflott, Julius Pitt et Robert Sandemann) pour six femmes (Mme Sandemann, Gloria Vynil, la mère et la fille Bloed, Mme Zheng et la compagne de Julius Pitt). Comme elles ne jouent pas un rôle particulièrement prépondérant nous ne jugeons pas nécessaire de comptabiliser les jumelles Saraflott.

⁶⁷ Pagnard (2014: 26).

⁶⁸ Jeanneret (2015: 1429).

⁶⁹ En effet, le talent artistique d'Illmar et de son assistant Paulet sont mis en avant à maintes reprises tandis que les femmes créatives sont reléguées, par les aléas de la vie, au second plan (cf. Pagnard 2014: 17f. et 215). La mère de Paulet, une grande cheffe d'orchestre a dû prendre sa retraite car elle est devenue aveugle (cf. *ibid.*, 78f.). De son côté, Gloria Vynil, réalisatrice de documentaire et photographe, ne semble pas être dans une période particulièrement créative. Mais nous reviendrons sur son cas.

⁷⁰ «[...] Sigui n'avait jamais été aussi calme, une vraie tombe, silence, personne n'a envie d'entendre la triste histoire de Sofia, la fille ensorcelée par la drogue puis tuée par une maladie très en vogue, nouvelle, radicale, avouable et souvent inavouable [...]» (*Ibid.*, 16)

englobe bien tout un groupe. La sororité tend même vers le communautaire, avec une notion de solidarité qui implique de réels rapports d'horizontalité.

Sigui se lie tout d'abord avec Mme Sandemann dont le fils fait des séjours récurrents en institut psychiatrique. Lors d'une conversation téléphonique avec elle, Sigui songe: «Après tout, cette femme et elle, Sigui, possédaient en commun une culpabilité éternelle: n'avaient-elles pas livré leur propre enfant à l'asile? [...] Malgré tout, le premier et le septième étage n'étaient-ils pas liés par ces actes répugnants, prétendument nécessaires et profondément contre nature?»⁷¹ L'entente entre les deux femmes est placée sous le signe d'une solidarité entre mères qui ont toutes deux dû faire des choix difficiles pour le bien-être de leurs enfants. Sans que le terme soit explicitement mentionné, cette solidarité nous paraît tendre également vers le qualificatif de sororité. Dans son essai précité, Chloé Delaume explique que «la sororité permet de créer un *nous* hors de toute hiérarchisation individuelle des urgences personnelles et combats collectifs, en constance: état de sœur.»⁷² Cette abstraction de «toute hiérarchisation individuelle» se produit lors de l'un des entretiens entre les deux femmes. Suite à une remarque de Sigui minimisant les difficultés rencontrées par Mme Sandemann avec son fils, cette dernière lui fait remarquer: «Mon fils est vivant, votre fille est morte, paraît-il. Mais la situation chez nous est quand même désespérée, oui, quand même, différente et désespérée.»⁷³ Un rapport d'égalité entre les deux femmes est souligné par Mme Sandemann. Suite à cette sortie, Sigui ressent d'ailleurs «l'envie, [...] de s'écrouler en pleurs aux pieds de l'héroïque Madame Sandemann»⁷⁴.

En ce qui concerne Mme Zheng, la voisine du cinquième, la notion de sororité est plus marquée, et ce, dans le lexique même que ce personnage emploie à l'attention de Sigui. D'emblée, Mme Zheng manifeste l'envie de devenir l'amie de sa nouvelle voisine. Lorsqu'elle découvre Sigui à sa porte, elle lui apprend «[manquer] cruellement d'amitié féminine»⁷⁵. Par la suite, quand Sigui lui révèle avoir une fille mais que celle-ci est décédée, elle déclare: «*La femme que je suis* envoie à votre fille ses pensées de *grande sœur...*»⁷⁶ Sans l'avoir connue, elle intègre Sofia à un rapport de solidarité féminine, voire même de sororité. Mais c'est surtout quand Sigui évoque son sentiment de culpabilité vis-à-vis du soir de la mort de sa fille que l'ébauche d'un lien de sororité entre les deux femmes se confirme. Pour l'inciter à se confier, Mme Zheng lui propose: «Voyons, Madame Reich, vendez-moi ce souvenir... [...] En échange je vous offrirai

⁷¹ Ibid., 106.

⁷² Delaume (2019: 97; italiques: Delaume).

⁷³ Pagnard (2014: 38).

⁷⁴ Ibid., 39.

⁷⁵ Ibid., 118.

⁷⁶ Ibid., 124; italiques: S.J., C.B.

quelques raisons de ne plus être coupable. [...] Appuyez-vous sur moi, j'ai l'impression que vous revivez ce sommeil prétendument coupable». ⁷⁷ Elle lui offre ainsi la possibilité de se libérer par la parole et, plus encore, de prendre sur elle le poids de la culpabilité de Sigui. Même si, contrairement à Mme Sandemann, elle ne peut entièrement comprendre ce qu'est d'avoir un enfant dont l'avenir vacille, elle l'invite à prendre appui sur elle.

Les discussions que Sigui a avec ses deux voisines se révèlent bénéfiques dans son processus de deuil. Suite à certaines paroles de Mme Zheng, il est dit que «Sigui approuva dans un soupir de gratitude; personne ici ne méprisait Sofia» ⁷⁸. Parler de Sofia et de sa toxicomanie lui permet de faire accepter sa fille telle qu'elle a été, sans jugement, et ce, par la société, incarnée ici par les habitant·e·s de la tour. Mais l'apport le plus considérable lui vient des révélations que lui fait Gloria Vynil, la voisine du deuxième. Cette dernière lui apprend avoir «rencontré Sofia dans la maison de soins où [elle était chargée] de réaliser une vidéo d'information pour la recherche médicale» ⁷⁹. Mais elle lui révèle surtout: «J'aime Sofia, c'est une amie, on est presque du même âge...» ⁸⁰. Le fait de savoir que sa fille a eu une amie, le souhait le plus cher de cette dernière, lui permet de connaître un moment d'apaisement vis-à-vis du drame qu'a été la majorité de l'existence de Sofia. ⁸¹ Les informations que Gloria est en mesure de lui transmettre, suite aux confidences de Sofia sur les raisons de son basculement dans les drogues, aident également Sigui à trouver un moyen de terminer son enquête et de dire au-revoir à sa fille. ⁸²

Il est intéressant de relever que la «vidéo d'information» dont fait mention Gloria n'existe plus. ⁸³ Pourtant, même dans son inaboutissement, son art contribue indirectement à l'apaisement de Sigui. Le talent artistique d'Illmar n'est donc pas

⁷⁷ Ibid., 133.

⁷⁸ Ibid., 123.

⁷⁹ Ibid., 184.

⁸⁰ Ibid., 185.

⁸¹ Quand Gloria lui parle de son amitié pour Sofia, Sigui se remémore le moment où cette dernière lui demande: «[...] est-ce que ma vie a la moindre importance, est-ce qu'une personne normale peut devenir mon amie? J'ai une nouvelle amie... Je fais plutôt pitié, non? ou rire?» Les confidences de Gloria lui confirment que, contrairement à ses doutes, Sofia avait réellement suscité l'amitié d'une «personne normale». Suite à cette révélation, il est indiqué dans le texte que «ce souvenir bascula dans le vide [...]» (ibid., 186). Nous comprenons donc que Sigui progresse dans son deuil, se retrouvant affranchie d'un pan de la mémoire douloureuse qu'a été la vie de sa fille.

⁸² Gloria évoque un épisode où, au sortir de l'enfance, Sofia expérimente un danger dans une forêt et est sauvée par quelqu'un d'extérieur à ses parents. Suite à cette expérience, elle avait réalisé que, pour reprendre ses mots: «je n'avais pas besoin d'eux, puisque quelque chose, peut-être une bête, peut-être un homme m'avait sauvée». (Pagnard 2014: 198) Forte de cette révélation qu'elle ne comprend pourtant pas entièrement, Sigui se rend elle-même dans ladite forêt pour accepter de laisser sa fille partir.

⁸³ À plusieurs reprises, Gloria rassure Sigui en lui précisant que «les images de Sofia très très malades sont détruites» (ibid., 187).

le seul qui œuvre à «recomposer le noyau familial». Ceci démontre que, comprise dans son ensemble, la nouvelle harmonie qui règne entre les habitant·e·s de la tour est un travail de négociation réalisé par les femmes conjointement aux hommes. D'ailleurs, alors que Gloria s'apprête à parler de Sofia à Sigui, les deux femmes sont réunies dans l'appartement de la première avec Mme Zheng, Mme Sandemann et Robert Sandemann, pour seule compagnie masculine. Mais Gloria propose subitement d'inviter Illmar à les rejoindre.⁸⁴ Ce geste atteste de ce que la sororité n'agit pas en vase clos mais entretient le dialogue avec les hommes. À ce propos, Chloé Delaume rapporte justement que «les liens se forment en cercle et les femmes s'organisent. Elles ont beaucoup d'alliés, les enfants de papatron n'ayant pas très envie de reproduire le modèle.»⁸⁵ Le cercle de la sororité accueille la présence d'Illmar mais aussi celle des habitant·e·s de la tour au complet, hommes et femmes confondu·e·s.⁸⁶ Et un rapport d'égalité paraît bel et bien instauré entre les locataires puisque, comme le constate Robert, «tout le monde se tutoyait»⁸⁷.

Dans «J'aime ce qui vacille», la famille semble parvenir à surmonter son deuil en partie grâce à l'art et surtout grâce aux liens interpersonnels qui se créent sur la base de la sororité ainsi que l'affaïssement de la toute-puissance paternelle. Illmar, qui ne pensait pas que se tourner vers les autres pouvait lui être d'une aide quelconque, reconnaît lui-même les bénéfiques de cet apport.⁸⁸ À Sigui qui était subitement tombée malade, il déclare: «Jamais je n'aurais pu supporter ces ombres sans l'aide de nos voisins d'immeuble».⁸⁹ S'étant retrouvé résolument seul face à un nouveau drame, soit l'éventualité de perdre sa femme, il réalise sa propre impuissance et son besoin de soutien.

Propos conclusif

A partir de la comparaison entre ces quatre ouvrages, datés d'époques d'avant et après les années 2000, nous constatons une évolution similaire dans le passage entre des représentations de la famille et son rôle dans la quête identitaire des personnages féminins: les romans retenus des années 1980–90 représentent la famille avec des liens de type vertical forts (entre père et fille) et une volonté de la protagoniste féminine de sortir de la famille afin de devenir adulte et se

⁸⁴ Alors qu'elle explique à Sigui que son échange avec Sofia «était vraiment très beau, dites-le à votre mari», Gloria se reprend et demande à Robert d'aller «chercher Monsieur Reich, il devrait être ici, je l'ai invité» (Pagnard 2014: 187).

⁸⁵ Delaume (2019: 98).

⁸⁶ Cf. Pagnard (2014: 187).

⁸⁷ Cf. *ibid.*, 187.

⁸⁸ Quand il conseille à Sigui de prêter attention aux autres pour échapper à ses souffrances intérieures, Illmar avoue en son for intérieur que «pour sa part il n'y croyait pas, mais lui, mais lui le père de Sofia, nageait un peu mieux que Sigui dans les eaux sombres» (*ibid.*, 26).

⁸⁹ *Ibid.*, 145.

construire: la sororité se distingue alors comme une ouverture salvatrice sur un espace permettant une rencontre avec soi-même; sortir de la famille s'avère nécessaire à la construction identitaire de la jeune femme. Dans les deux romans publiés dans les années 2010–20, les relations familiales s'avèrent plus apaisées, les relations de sororité se sont affirmées et n'apparaissent plus comme une déviance car le modèle familial l'a intégré et le statut de la femme s'est libéré d'un modèle plus patriarcal.

L'insistance des deux romancières à façonner des familles, à en décrire essentiellement les rapports entre parents et enfants, reflète l'intérêt que représente justement le projet familial dans la société: en effet, la famille peut être lue comme une micro-société qui reflète le climat contextuel dans ses revendications de liberté et d'affirmation de soi pour la jeunesse, mais aussi un certain fantasme littéraire. Nous constatons que la famille serait perçue comme une harmonie nécessaire qui pourrait permettre la survie de ses membres dans la société élargie. Seulement les récits le racontent de manière différente: aux revendications plus appuyées de liberté et d'affirmation de soi que nous pouvons lire dans «Pour mourir en février» et dans «La Leçon de Judith» et à la résistance présentée par les parents, nous passons à une négociation des liens familiaux plus apaisée et nuancée dans «La Corde de mi» ou dans «J'aime ce qui vacille». Dans ces deux romans, nous assistons à une reconstruction du récit de filiation: la fille va à la rencontre du père chez Grobéty, et la mère cherche à renouer avec sa fille décédée à travers une enquête sur son passé et ses souvenirs. De par cette reconstruction, un dialogue s'instaure entre parents et enfants, dès le début du récit, alors que le dialogue entre générations s'avère impossible dans les romans de la période précédente. Un mélange intergénérationnel se met ainsi en place, bénéficiant également des liens créés par la sororité.

Signalons la place importante que joue la création dans les récits que nous avons pu mettre en évidence comme adjuvant. Dans les romans de la première période, l'écriture est essentiellement autocentrée; la page blanche est l'espace nécessaire aux narratrices pour se construire en dehors du carcan familial. Les récits de la deuxième période témoignent, eux, d'un apaisement des rapports. L'écriture est devenue un vecteur de dialogue entre les figures féminines et leur entourage. Cependant, la famille «recomposée», voire harmonisée, à travers l'écriture et le récit de filiation demeure un projet littéraire porté par les figures féminines, filles de, soucieuses de se construire à leur manière et de raconter un récit familial qui les entraîne vers un avenir et ne les prive pas de leur liberté. Le récit de filiation nous paraît ainsi emblématique de la volonté d'apaiser les conflits intergénérationnels et d'affirmer le projet familial comme l'une des valeurs affectives fortes au sein de la société.

Bibliographie

- Chelebourg, C. / Martens, D. / Watthee-Delmotte, M. (dirs.) (2012): *Héritage, filiation, transmission. Configurations littéraires (XVIII^e–XXI^e siècle)*. Louvain.
- Chollet, M. (2018): *Sorcières. La puissance invaincue des femmes*. Paris.
- Clément, M. L. / van Wesemael, S. (dirs.) (2008a): *Relations familiales dans les littératures française et francophone des XX^e et XXI^e siècles. La figure de la mère*. Paris.
- Clément, M. L. / van Wesemael, S. (dirs.) (2008b): *Relations familiales dans les littératures française et francophone des XX^e et XXI^e siècles. La figure du père*. Paris.
- Cossy, V. (2015): «Écoutez, je ne suis pas ce que vous croyez!» Questions féministes et questions de genre dans la littérature de Suisse romande. In: Francillon, R. (dir.): *Histoire de la littérature en Suisse romande*. Genève. 1560-1576.
- Delaume, C. (2019): *Mes bien chères sœurs*. Paris.
- Demanze, L. (2008): *Encres orphelines – Pierre Bergounioux, Gérard Macé, Pierre Michon*. Paris.
- Demanze, L. / Lapointe, E. (2009): *Figures de l'héritier dans le roman contemporain*. Montréal.
- Grobéty, A.-L. (2006 [1989]): *Infiniment plus*. Orbe.
- Grobéty, A.-L. (2008 (2006)): *La Corde de mi*. Orbe.
- Grobéty, A.-L. (2018 [1970]): *Pour mourir en février*. Orbe.
- Jeanneret, S. (2005 [1993]): Préface. In: Pagnard, R.-M.: *La Leçon de Judith*. Vevey. I-VIII.
- Jeanneret, S. (2015): *Écrire la création artistique*. In: Francillon, R. (dir.): *Histoire de la littérature en Suisse romande*. Genève. 1420-1429.
- Jeanneret, S. (2017a): *Apprentissage au féminin dans la littérature de Suisse romande des années 1950 à nos jours: Anne-Lise Grobéty, Alice Rivaz, Yvette Z'Graggen*. In: Toudoire-Surlapierre, F. et al. (dir.): *Apprenties sages: apprentissages au féminin*. Reims. 167-182.
- Jeanneret, S. (2017b): *Familles dans la littérature contemporaine de Suisse romande: rassembler, resserrer, réparer*. In: Viegnes, M. / Jeanneret, S. (dirs.): *Relations de pouvoir dans la famille d'aujourd'hui*. Fribourg. 199-225.
- Müller, R. (2017): *Pouvoir et hégémonie d'interprétation dans le récit des générations: un regard histori(ographi)que sur la littérature germanophone*. In: Viegnes, M. / Jeanneret, S. (dirs.): *Relations de pouvoir dans la famille d'aujourd'hui*. Fribourg. 227-253.
- Müller, R. / Jeanneret, S. / Lambrecht, T. / Beaud, M. (2017): *Neue Familienromane. Ein Bericht zu Familien- und Generationenerzählungen in der Deutschschweiz und in der Romandie der Gegenwart*. In: CH-Studien. Zeitschrift zur Literatur und Kultur aus der Schweiz. 1. <https://ch-studien.uni.wroc.pl/1-neue-familienromane-einbericht-zu-familien-und-generationenerzählungen-in-der-deutschschweiz-und-in-der-romandie-der-gegenwart/> [6.9.2022].
- Pagnard, R.-M. (1998): *Dans la forêt la mort s'amuse*. Arles.
- Pagnard, R.-M. (2005 [1993]): *La Leçon de Judith*. Vevey.
- Pagnard, R.-M. (2014): *J'aime ce qui vacille*. Genève.
- Pellegrino, B. (2007): *Anne-Lise Grobéty, violoniste des mots*. In: *Le Passe-Muraille*. 71. 505-507. [Repris dans le dossier de presse ajouté à l'édition CamPoche du livre].
- Singly (de), F. (2005): *Le soi, le couple et la famille*. Paris.
- Traverso, E. (2020): *Passés singuliers – Le «je» dans l'écriture de l'histoire*. Québec.
- Viart, D. (2008): *Récits de filiation*. In: Viart, D. / Vercier, B. (dirs.): *La littérature française au présent. Héritage, modernité, mutations*. Paris. 79-101.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller Schallié, Charlotte: „Immer wenn er gestorben war, kam er wieder zurück.“ Jüdische Lebenswelten und Erinnerungsräume in Charles Lewinskys „Melnitz“. In: IZfK 9 (2022). 127-146.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-cf05-666b

Charlotte Schallié (Victoria)

„Immer wenn er gestorben war, kam er wieder zurück.“ Jüdische Lebenswelten und Erinnerungsräume in Charles Lewinskys „Melnitz“

Jewish Life Worlds and Memory Spaces in Charles Lewinsky's Melnitz

The contribution is based on the hypothesis that Charles Lewinsky's novel "Melnitz" should be read as the first literary cultural and social history of Swiss Jews after legal emancipation. On the one hand, it highlights the magical realist figure of Uncle Melnitz, a revenant eyewitness whose existence can be traced back to the violent persecution of Jews during the Cossack Khmelnytskyi Uprising in the 17th century, and who, following the pattern of Benjamin's Angelus Novus, repeatedly comments on events from the perspective of the Jewish persecutees. Through Melnitz's commentaries, the generational history of the Meijer family is presented simultaneously as Swiss history and as a collective Jewish history of memory. The identity of the Jews in Switzerland, which is perceived stereotypically as homogeneous from the outside, is in this way continuously renegotiated in the novel between adaptation and self-assurance, such that the demarcation between Jewish and non-Jewish cultures becomes increasingly blurred.

Keywords: Charles Lewinsky, family novel, memory, Jewish history in Switzerland

„Er war ein Fremder hier in Zürich und doch zu Hause, so wie er überall zu Hause war, wo man ihn einmal vertrieben hatte.“¹

Einführung

Charles Lewinskys 773-seitiger Familienroman „Melnitz“² ist die erste umfassende literarisch nachgezeichnete Kultur- und Sozialgeschichte der Schweizer Juden (1871–1945) beginnend mit der vollen rechtlichen Emanzipation in den jüdischen Landgemeinden im Schweizer Kanton Aargau. Als Erinnerungstext wie auch Kultur- und Sozialgeschichte zeichnet sich „Melnitz“ dadurch aus, dass historisches Geschehen anhand einer fiktiven Familienchronik, die fünf Generationen umfasst, nacherzählt wird. Lewinsky verwendet dabei literarische wie auch historiographische Verfahren, die es ihm erlauben, historisch verbürgte Quellen mit fiktionalen Geschichtsdarstellungen zu überlagern. Indem die Diskursgrenzen zwischen Literatur und Historiographie gesprengt werden, gelingt es Lewinsky, die Geschichte der Schweizer Juden am Fallbeispiel der Familie des Viehhändlers Salomon Meijer an zahlreichen historischen Schauplätzen und Erinnerungsorten exemplarisch zu rekonstruieren. Obwohl die Protagonisten in „Melnitz“ fiktiv sind, vermischen sich in Lewinskys Figureninventar verschiedenste Biographien realer Personen, die im Aargauer Surbtal, dem primären Handlungsort, auch weiterhin in Familienkreisen erzählt werden.³

Von besonderer Bedeutung ist aus formaler Sicht, dass sich die literarisch vermittelten Lebensgeschichten in „Melnitz“ weniger an der Oral History Methode als an der Tradition der mündlichen Tora orientieren. Letztere interpretiert die Heilige Schrift nicht wortwörtlich, sondern erschliesst die fünf Bücher Mose im zeitaktuellen Kontext stets von neuem:

Das geschriebene Wort kann niemals all die Facetten und all die Perspektiven beinhalten, die das gesprochene, diskutierte, ausgelegte Wort zum Vorschein bringt. [...] Die mündliche Tora ist also das Instrument, durch das der fixierte, unbeweglich erscheinende Text lebendig wird. [...] So ist jüdisches Leben in all seinen Ausformungen, all seinen Variationen und all seinen Erscheinungsformen durch

¹ Lewinsky (2006: 760).

² Lewinsky (2006).

³ Für diesen Hinweis danke ich Daniel Teichman. „Bemerkenswert ist jedoch, dass viele Nachfahren von Surbtaler Familien bei der Lektüre sich an Begebenheiten erinnern, die in der eigenen Familie überliefert wurden und eine Leserin gar einen Genealogen, der ihre Familiengeschichte gut kennt, fragte ob Lewinsky sich bei ihm beraten habe – sie hatte stellenweise den Eindruck, da werde die Geschichte ihrer eigenen Familie erzählt! Auch diese Vermutung hat sich als nicht zutreffend erwiesen.“ (Teichman 2006: 1).

die mündliche Lehre, durch die überlieferte Tradition, durch das gelebte Wort geprägt und wäre ohne diese überhaupt nicht vorstellbar.⁴

In diesem hermeneutischen Interpretationsansatz werden die Vergangenheitsbezüge erst durch „das gelebte Wort“⁵ – ausdiskutiert. Für Lewinsky ist die jüdische Erzähltradition und Geschichtswahrnehmung stark durch die Mündlichkeit geprägt. So wird die eigentliche „Quellenforschung“ in „Melnitz“ im dialogreichen szenischen Erzählen als Konglomerat von historiographisch gesicherten Erkenntnissen und subjektiven Erlebenswelten vermittelt. Dabei fällt der magisch-realistisch konzipierten Titelfigur Melnitz, welche die Handlung wie ein wiederkehrendes unheilvolles Leitmotiv begleitet, eine besondere Bedeutung zu. Melnitz – den keiner sieht aber alle wahrnehmen – ist der ewig vertriebene jüdische Zeitzeuge, der das Geschehen kritisch kommentiert, ohne je wirklich eingreifen zu können. Andererseits verkörpert er das jüdisch-europäische Gedächtnis, das durch Verfemung, Antisemitismus und Genozid geprägt ist. Seine stille Präsenz wird umso aufdringlicher, je mehr ihn die jüdischen Protagonisten, die sich sozial und kulturell ihrem christlichen Umfeld anzupassen versuchen, aus ihren Gedanken und Lebenswelten davon scheuchen. Je intensiver sich Melnitz erinnert und den Figuren ins Gewissen redet, desto betriebsamer wird er:

Das Erzählen machte ihn lebendig. Neue Geschichten hatte er mitgebracht, viele neue Geschichten, jede einzelne so tödlich lebendig, dass die alten dagegen verblassten. In der modernen Zeit wird alles grösser und besser und effizienter. Sechs Millionen neue Geschichten, ein dickes Buch, aus dem man eine Generation lang würde vorlesen können, ohne sich ein einziges Mal zu wiederholen.⁶

Melnitz ist der sprichwörtliche Engel der jüdischen Geschichte, der in seiner zyklischen Wiederkehr als Zeitreisender vor dem alltäglichen Antisemitismus und den bevorstehenden Judenverfolgungen des 20. Jahrhunderts warnt. Er symbolisiert den vielzitierten „Angelus Novus“, der, in die Vergangenheit gewandt, die Massenvernichtung der Zukunft vorhersagt: „Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert.“ (Walter Benjamin, „Über den Begriff der Geschichte“)⁷ In der sprachmächtigen Figur von Melnitz versteckt sich aber auch die Ahasver-Legende, die zum ersten Mal im 13. Jahrhundert erwähnt wird und seit 1602 in deutschen Volksbüchern zirkuliert. Ahasver wurde zum Symbolbild für den Ewigen Juden, der dazu verurteilt war, die Welt als heimatloser auf alle Ewigkeiten zu bewandern.⁸ „Immer,

⁴ Neumann (2015).

⁵ Ebd.

⁶ Lewinsky (2006: 761).

⁷ Benjamin (1980: 697).

⁸ Die Legende des Schusters Ahasver besagt, dass dieser „Christus auf dem Weg nach Golgatha die Rast verweigert [habe] und sich damit selbst um die letzte Ruhe gebracht [hat].“ (Körte 2000: 11). Siehe auch: Nied (2002: 265); Manguel (2009).

wenn er gestorben war, kam er wieder zurück“.⁹ Es wird auch in „Melnitz“ sein Schicksal sein, am Verlauf der Geschichte nichts ändern zu können. Die Gestalt des Ewigen Juden leitet die Handlung sowohl als Archivar der Erinnerung wie auch als besorgter Zeitbeobachter ein. Durch diese magisch realistische Dimension werden die Grenzen der erzählten Gegenwartsgeschichte aufgelöst und mit jüdischen Erinnerungsräumen durchsetzt. Diese erzähltechnische Verknüpfung ermöglicht es Lewinsky, die Generationengeschichte der Familie Meijer gleichzeitig als Schweizer Historie und als kollektive jüdische Gedächtnisgeschichte darzustellen. Konkret bedeutet dies, dass letztere im europäischen Kontext nicht als *Sonderfall* dargestellt wird, sondern grenzübergreifend als Teil des europäisch-jüdischen Gedächtnisses verstanden wird. Gleichzeitig setzt „Melnitz“ dem europäischen Bezugsrahmen ein Plädoyer für eine pluralistische Schweizer Geschichtsschreibung entgegen. Die jüdische Geschichte der Schweiz kann als gelebtes und kommuniziertes Gedächtnis nicht losgelöst von einer gesamtschweizerischen Geschichte thematisiert werden. Sie ist ein integraler und aktiver Bestandteil des Schweizerischen Gedächtnisses und existiert nicht ausschliesslich als museale Erinnerungskultur:

Wir Schweizer sind generell nicht sehr geschichtsbewusst. Wir erinnern uns lieber an unsere Mythen als an unsere wirkliche Vergangenheit. Über den Umgang mit Minderheiten sagt dieses Verhalten eigentlich nichts aus. Man möchte als Jude ja auch nicht ins historische Museum eingesperrt werden.¹⁰

Bezugnehmend auf die Bewusstseinsmachung der jüdisch-schweizerischen Geschichte in der Schweizer Öffentlichkeit hat „Melnitz“ in vieler Hinsicht eine Bresche geschlagen. Frühere literarische Veröffentlichungen wie Kurt Guggenheims „Alles in Allem“ (1953–1955) und Walter Matthias Diggelmanns „Die Hinterlassenschaft“ (1965) haben zu verschiedensten Kapiteln der schweizerisch-jüdischen Geschichte Stellung bezogen. Dennoch blieb die Thematik des Schweizer Judentums, insbesondere der Umgang der offiziellen Schweiz mit seinen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern, bis in die frühen 90er Jahre eine zeitgeschichtliche Marginalie. Das änderte sich erst mit der Veröffentlichung der Schriftenreihe „Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz“, die 1992 im Auftrag des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund lanciert wurde. Die erste akademische Arbeit über die Schweizer ‚Judenpolitik‘ und den latenten Antisemitismus zur Zeit des Zweiten Weltkrieges wurde zwei Jahre später verfasst.¹¹

Im Gegensatz zu seinen Vorläufern war „Melnitz“ ein kommerzieller Erfolg, der sich wochenlang auf den Bestsellerlisten hielt. Für die Schweizer Gedächtnisgeschichte war nicht nur der hohe Popularitätsgrad ein Phänomen, sondern auch die Tatsache, dass Feuilleton-Rezensenten Lewinskys Roman einen interreligiösen aufklärerischen Auftrag zusprachen. Ein Journalist strich hervor, dass

⁹ Lewinsky (2006: 9).

¹⁰ Lewinsky / Aschwanden (2014).

¹¹ Picard (1994).

dank „Melnitz“ „das jüdisch-christliche Kulturerbe nun aufgearbeitet und einer breiten [Schweizer] Bevölkerung zugänglich gemacht [wurde].“¹² Wie sehr jüdisch-schweizerische Lebenswelten noch als Kuriosum galten und voller Berührungängste und Fremdzuschreibungen waren, zeichnete sich aber auch in einzelnen Kommentaren ab, die an den Shoah-Diskurs anknüpften: „Charles Lewinsky packt die Geschichte der Schweizer Juden in eine achthundertseitige Familiensaga, ohne weinerlich zu werden“ (die Buchbesprechung war mit „Hell leuchtet die Menora“ überbeschriftet).¹³ Gerade hier verdeutlichte sich jedoch auch, dass der diskursiv konstruierte Typus des Schweizer Juden in der christlichen Mehrheitsgesellschaft kaum losgelöst von der Opferthematik wahrgenommen wurde.

Andererseits kann anhand dieser Rezeptionsbeispiele auch beobachtet werden, dass literarische Veröffentlichungen wie „Melnitz“, die unter dem Gattungsbegriff ‚jüdisches Schreiben‘ oder ‚jüdisches Erinnern‘ eingeordnet werden, rezeptionsästhetische Konstrukte sind, die der pluralistischen Erfahrungswelten der jüdischen Kulturen kaum Raum für eine vielschichtige Differenzierung geben. „Die Frage nach ‚dem‘ Jüdischen in der jüdischen Literatur, jüdischen Kunst und jüdischen Musik bleibt eine klare Antwort schuldig.“¹⁴ Der Begriff der *jüdischen Literaturen* ist gleichfalls willkürlich gesetzt. Selbst dann, wenn sich diese Literaturen mit jüdischen Kulturen in den deutschsprachigen Ländern auseinandersetzen und sich in der Diaspora zu verorten suchen. Im performativen Ansatz sind jüdische Identitäten relativ zu verstehen, da sie immer an einen spezifischen zeithistorischen und kulturellen Kontext gebunden sind. Sie sind dadurch weder bindend noch dauerhaft.¹⁵

Die Zuschreibung „jüdisch“ ist auch deshalb problembehaftet, weil die Zugehörigkeit zum Judentum noch nichts darüber aussagt, wie die eigene jüdische Identität verstanden wird. Selbst im diskursorientierten Ansatz wird „das literarische Werk jüdischer Autoren in deutscher Sprache“ standardisiert und typisiert, denn wird doch postuliert, dass in diesen Texten „explizit oder implizit in irgend einer Form ‚jüdische Substanz‘ erkennbar ist – als jüdische Thematik, Motive, Denkformen und Modelle.“¹⁶ Die Hypothese, dass es in dieser Literatur immanente „jüdische Denkformen“, oder gar eine jüdische Substanz, zu identifizieren gäbe, schafft wiederum vereinheitlichende Begriffskategorien, die vor dem Hintergrund der deutsch-jüdischen Geschichte erheblich vorbelastet sind. Für Kilcher wird diese totalisierende Tendenz dadurch verringert, indem der Schwerpunkt darauf liegen soll zu ergründen, „mit welchen argumentativen Verfahren in den verschiedensten historischen Debatten, letztlich aber in jedem

¹² Aschwanden (2014).

¹³ Obermüller (2014).

¹⁴ Petry (2014: 262).

¹⁵ “Clearly no single definition of ‘Jewish art’ can suffice. For this reason we take Jewishness as contingent and contextual rather than definitive and presumptive.” (Kirshenblatt-Gimblett / Karp 2008: 3)

¹⁶ Horch / Shedletzky (1992: 291).

einzelnen Text, der irreduzibel vieldeutige transkulturelle Raum der deutsch-jüdischen Literatur konstruiert und interpretiert wird.“¹⁷ Jüdische Identitäten und Selbstbeschreibungen sind somit nicht festgelegt, sondern werden als ‚Referenzsystem‘ immer wieder von neuem unter Einbezug der Umwelt verhandelt.¹⁸ Die jüdische Gruppenidentität wird folglich von Mitgliedern dieser Gruppe – wie auch von Nichtjuden – sozial ausgehandelt und damit stets neu begründet.

Dieser Beitrag untersucht schweizerisch-jüdische Identitätsverhandlungen am Beispiel dreier unterschiedlicher transkultureller Schauplätze und sozialer Milieus (Surbtal, Baden und Zürich). Während die Nichtjuden in „Melnitz“ meist sehr klare Vorstellungen darüber haben, was ein Jude ist oder was Juden im öffentlichen Leben auszeichnet, ist das innerjüdische Gruppenselbstverständnis sehr viel differenzierter:

Kollektive Identität ist eine Frage der Identifikation seitens der beteiligten Individuen. Es gibt sie nicht ‚an sich‘, sondern immer nur in dem Maße, wie sich bestimmte Individuen zu ihr bekennen. Sie ist so stark oder so schwach, wie sie im Bewusstsein der Gruppenmitglieder lebendig ist und deren Denken und Handeln zu motivieren vermag.¹⁹

Lewinsky zeigt solche Interaktionen innerhalb der jüdischen Religionsgemeinschaft wie auch zwischen Juden und Nichtjuden nicht nur in der bürgerlichen Bildungskultur auf, sondern auch in einem breiteren Spektrum sozialer Schichten. Eine weitere wichtige Dimension in diesem Austausch ist, dass der Kulturtransfer zwischen Juden und Nichtjuden nicht einseitig im Spannungsfeld von Assimilation und Dissimilation stattfindet:

Durch die Erforschung interaktionaler Praktiken, in deren Rahmen sowohl Juden als auch Nichtjuden an der Generierung kultureller Bedeutung aktiv teilhaben, werden Erstere nicht als sich Anpassende gesehen, sondern als Mitgestalter von Kultur. Sie werden als ein konstitutiver Teil der Gesellschaft betrachtet und müssen in diese nicht erst ‚eintreten‘ um dazuzugehören.²⁰

In „Melnitz“ ist das „Bewusstsein der Gruppenmitglieder“ für die Figuren stark an historische und kulturelle Merkmale gebunden, die gemeinhin von Nichtjuden mit dem Judentum assoziiert werden. Da die Mitglieder der Familie Meijer nicht in einem abgeschotteten „Sondermilieu“ oder Shtetl lebten, werden sie mit diesen Merkmalen – insbesondere kulturellen Stereotypen – in alltäglichen Begegnungen mit Nichtjuden sehr häufig konfrontiert. Diese Begegnungen und Konfrontationen konstituieren die transkulturellen Lebenswelten und Erinnerungsräume in „Melnitz“, die im Folgenden genauer beleuchtet werden sollen.

¹⁷ Kilcher (2012: XXVI).

¹⁸ Kornberg Greenberg (1999: 18).

¹⁹ Assmann (2007: 132).

²⁰ Hödl (2009: 403).

Schauplatz Surbtal

Lewinskys romanhaftes Geschichts- und Geschichtenerzählen ist in fünf Kapitel gegliedert, die sich an historisch bedeutsamen Jahreszahlen orientieren (1871; 1893; 1913; 1937; 1945). Geographischer Ausgangs- und Angelpunkt in „Melnitz“ ist das surbtaler Bauerndorf Endingen, „wo die Wellen der Weltgeschichte nur müde ans Ufer schlugen“.²¹ Von hier aus verästelt sich die Familiengeschichte der Meijers in vielen einzelnen biographischen Erzählsträngen und geographischen Lokalitäten, die von zeithistorischen Ereignissen geprägt, enormen gesellschaftlichen Veränderungen ausgesetzt sind. Letztere umfassen den Ersten und Zweiten Weltkrieg, wie auch die Shoah, und reichen nach Frankreich, Galizien und Deutschland, wohin es etliche Familienangehörige der Meijers in den Kriegsjahren des 20. Jahrhunderts verschlägt. Der Schauplatz Endingen ist nicht willkürlich gesetzt. Die Koexistenz zwischen der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung war bereits im 19. Jahrhundert ein integraler Teil des gesellschaftlichen Lebens im Bauerndorf Endingen.²² In Lengnau waren im Jahre 1850 gemäss Volkszählung 525 jüdische Einwohner und um die 788 Einwohner christlichen Glaubens angesiedelt; in Endingen war das Zahlenverhältnis der beiden Religionsgemeinschaft ausgewogen (990 Bewohner/innen jüdischen Glaubens und 951 Bewohner/innen christlichen Glaubens).²³ Diese Zahlen machen deutlich, dass die Surbtaler Gemeinden keine ‚Judendörfer‘ waren, und dass die Schweizer Landjuden infolgedessen auch nicht in einem isolierten „geschlossenen Sondermilieu“²⁴ lebten. So gab es in Endingen weder eine jüdische noch eine nichtjüdische Standardkultur, an die man sich hätte anpassen können. In „Melnitz“ wird in verschiedensten Szenen und Interaktionen beispielhaft hervorgehoben, dass Endingen weder ein Judendorf noch katholisches Dorf war. Da die jüdisch/nichtjüdischen Lebenswelten nicht mehr eindeutig voneinander getrennt werden können, vermischen sich die Demarkationslinien zwischen den zwei Religionsgemeinschaften zunehmend. Nicht nur „prangt“ die Dorfuhr in

²¹ Lewinsky (2006: 29). Die Surbtaler Gemeinden Lengnau und Endingen im Schweizerischen Kanton Aargau werden auch heutzutage noch als „Judendörfer“ oder „Schtetl“ bezeichnet, obwohl alleinig die Synagogen, die im Dorfkern stehen, an die Präsenz der jüdischen Religionsgemeinschaften und früheren jüdischen Zentren erinnern. Wenig bekannt ist auch, dass die Familien Guggenheim, Bloch und Wyler, unter deren Nachkommen sich Kunstmäzen Solomon A. Guggenheim, Komponist Ernest Bloch und William Wyler befinden, alle aus dem Surbtal stammen. Vgl. Amrein (2013); Oppenheim (2015).

²² Das Landjudentum war keine homogene Einheitsgemeinde. Studien belegen, dass es selbst unter den Surbtaler Dörfern Binnendifferenzen gab (die Endinger galten als liberaler und weltoffener als die traditionellen Lengnauer). Vgl. Binnenkade (2009: 51).

²³ Volkszählung 1850. Im Kanton Aargau lebten zum Zeitpunkt der Volkszählung insgesamt 1562 jüdische Bürger/innen; d.h. nur gerade 47 Juden/Jüdinnen wohnten ausserhalb von Lengnau und Endingen. Zitiert in ders., 11.

²⁴ Mattioli (1998: 64).

Endingen „am Turm der Synagoge“²⁵, die jüdische Gemeinde wärmt ihre Schabbes-Kugeln im Ofen des freisinnigen Dorfbäckers Hauenstein²⁶. Selbst interkulturelle Missverständnisse werden galant gelöst. Hauenstein beliefert die jüdischen Einwohner allwöchentlich auch mit Berches (Challa), die alle diskret von den Empfängern entsorgt werden, weil sie es nicht übers Herz bringen dem Bäcker zu erklären, dass die Brote nicht koscher sind.

Die auffälligste Erscheinung des Dorfes, welche die unscharfen Abgrenzungen anschaulich personifiziert, ist allerdings der Viehhändler Salomon Meijer. Selbst der Familienname ist symbolisch zu verstehen, trennt ihn doch ironischerweise das jüdische „j“ von einem der am weitesten verbreiteten schweizerischen Namen. Salomon Meijer zeigt geradezu Meisterschaft darin, den jüdisch/nichtjüdischen Kulturtransfer in der eigenen Person gezielt zu verkörpern und theatralisch zu inszenieren. Ein „geachteter Mann in Endingen“²⁷, amtierte er als „Vorsteher der Gemeinde und Verwalter der Armenkasse“²⁸. Alle kannten ihn als „Der Jud mit dem Schirm“²⁹. Der Schirm, den er auf seinen Kundenbesuchen als Gehstock benutzt, ist seine persönliche Signatur, die ihn auf der Landstrasse „von anderen Juden unterscheidet und einzigartig macht“³⁰. Weil „sich der Stoff bauschte wie eine Tasche“³¹ verbreitet sich das Gerücht, dass der Schirm mit Geldmünzen gefüllt sei. Salomon Meijer entkräftet dieses Vorurteil, indem er den Schirm als symbolisches Gütesiegel zu den Geschäftsabschlüssen, an denen „christlich-korrekt abgerechnet“³² wird, mitbringt: „Ich bin der Jud mit dem Schirm. Und die Leute wissen: dieser Jud ist ehrlich. Dieser Jud betrügt nicht“³³.

Salomon Meijer, der den „Kopf eines Gelehrten auf dem Körper eines Bauern“³⁴ trägt, ist massgeblich an der Entwicklung eines dörflichen Bürgertums beteiligt, das auch die gesellschaftlichen-religiösen Grenzziehungen zwischen der katholisch-ländlichen Bevölkerung und der jüdischen Bevölkerung poröser erscheinen lässt.³⁵ Denn Juden und Christen lebten in Endingen sowohl räumlich wie auch gesellschaftlich nicht abgeschottet voneinander. Obwohl sie im famili-

²⁵ Lewinsky (2006: 12).

²⁶ Ders., 15.

²⁷ Ders., 11.

²⁸ Ders., 9.

²⁹ Ders., 16.

³⁰ Ders., 47.

³¹ Ders., 16.

³² Ders., 62.

³³ Ders., 47.

³⁴ Ders., 9.

³⁵ „Die jüdischen Familien bildeten in den beiden Surbtaler Orten ein dörfliches Bürgertum heraus, eine soziale und kulturelle Leistung, die ihnen, nachdem ihnen die Niederlassungsfreiheit endlich gewährt war, die erstaunlich rasche Abwanderung in die Städte ermöglichte.“ (Binnenkade 2009: 22).

ären-religiösen Bereich weitgehend unter sich blieben, waren ihre gesellschaftlichen und kulturellen Lebenswelten stark interkulturell vernetzt. Das jüdisch-christliche nachbarschaftliche Zusammenleben, das stets auch mit gesellschaftlichen Grenzziehungen und sozialpolitischen Konflikten verbunden war, wird von Beginn weg in die Romanhandlung miteingeflochten. Auf der Suche nach Salomon Meijer steht der „hereingeschneite“³⁶ entfernte elsässische Verwandte Janki Meijer eines Nachts im Jahre 1871 vor einem jüdisch-christlichen Doppeleingang und klopft versehentlich an die falsche Haustür. Die zwielichtige nächtliche Gestalt, die, wie es sich herausstellen soll, mit einer vorgetäuschten Kriegsverletzung aus der französischen Armee entflohen war, wird an die zweite jüdische Haustüre verwiesen. Letztere ist im „Haus nebenan, das eigentlich dasselbe Haus war, durch keine Brandmauer abgetrennt, und doch ein anderes, weil das Gesetz es so verlangte“³⁷. Solche Doppeleingänge entstanden, zumindest wird es so in „Melnitz“ angedeutet, aufgrund eines Kohabitationsverbotes, das ein Schirmbrief des Landvogtes im Jahre 1678 erliess. Dieses Verbot untersagte es Juden und Christen, unter dem gleichen Dach zu wohnen.³⁸ Die Doppeleingänge galten als praktische Lösung, das Kohabitationsverbot zu umgehen.³⁹ Für Lewinsky ist diese räumliche Enge auch symbolhaft für das jüdisch-christliche Zusammenleben zu verstehen: „Sie [die Nachbarn Salomon und Oggenfuss] pflegten eine gute Nachbarschaft, was bedeutete, dass man sich gegenseitig wohlwollend übersah... in der eingeübten Blindheit von Menschen, die näher aufeinander wohnen, als sie eigentlich möchten“.⁴⁰ Durch die räumliche Enge und die wirtschaftlich-gesellschaftlichen Verknüpfungen entstanden transkulturelle Beziehungen zwischen den beiden Religionsgemeinschaften, die durchaus nicht immer frei von Ablehnung, Vorurteilen und Anfeindungen waren. Diese Spannungsfelder, die im gesellschaftlichen-kulturellen Austausch entstehen, werden

³⁶ Lewinsky (2006: 41).

³⁷ Ders., 17.

³⁸ Vgl. Kanton Aargau (2022).

³⁹ Dieses Erklärungsmodell für die religionsüberschreitende Häuser mit den Doppeltüren, auf das auch Charles Lewinsky zurückgreift, ist allerdings in der neueren Forschung widerlegt worden: „Im 17. und frühen 18. Jahrhundert standen die Doppeltüren für eine raffinierte Notlösung: Sie dienten einer jüdische [sic] Gesellschaft, deren Zahl sich in Dächern messbaren Einheiten nicht vermehren durfte, die kein Grundeigentum erwerben konnte und die daher zusammenrücken und Häuser teilen musste. [...] Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts drückten die Doppeltüren Armut und vor allem Platznot aus: im ganzen Dorf und zwar für alle. Fast jede jüdische und ein beachtlicher Teil der christlichen Familien wohnte damals in einem Mehrfamilienhaus. [...] Ende des 18., vor allem aber in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebten dann Juden und Christen unter einem Dach, vor allem in Endingen. Zu diesem Zeitpunkt war das Verbot, ‚unter einem Dach‘ zu wohnen, im Dorf kaum noch von Bedeutung, man hatte sich arrangiert.“ (Binnenkade 2009: 136).

⁴⁰ Lewinsky (2006: 18).

nach der vollumfänglichen jüdischen Emanzipation 1874 und im Schauplatzwechsel in die städtischen Zentren um einiges komplexere Formen annehmen.

Schauplatz Baden

Auch in der Kleinstadt Baden bestimmen Wechselwirkungen zwischen Selbstbezeichnungen und Fremdzuschreibungen das private, berufliche und öffentlich-repräsentative Leben von Janki (Jean) und Chanele Meijer. Janki Meijers Karriere als Geschäftsinhaber (*Propriétaire Jean Meijer*) erfährt bereits zu Beginn einen Rückschlag, wird sein Name doch in der Lokalpresse durch eine Lügenkampagne beschmutzt. So soll er „durch Rattenkot verunreinigte“⁴¹ Kleiderstoffe aus dem von Preussen belagerten Paris anbieten:

[N]ur einige rücksichtslose Geschäftsmacher, denen der eigene schmutzige Profit wichtiger war als das Leben ihrer Mitbürger, hatten auch diesmal wieder Mittel und Wege gefunden, um das Gesetz zu umgehen. Diese Leute . . . waren fast ausschließlich Söhne Abrahams.⁴²

Dank einem ausgeklügelten ebenfalls erlogenen Gegenbericht, der sich erfolgreich gegen den Rufmord zur Wehr setzt, kann das Stofflager dann doch noch seine ersten Umsätze verbuchen. Janki „ging in allen seinen Rollen voll auf; er log zwar, aber er glaubte sich seine Lügen auch. Er spielte den Geschäftsmann wie ein Schauspieler, und er spielte ihn gut“⁴³. Der Umstand, dass das *Französische Stofflager* im Laufe der Zeit wirtschaftlich floriert und eine zweite Filiale, die *Moderne Warenhalle*, eröffnet werden kann, ist allerdings Chaneles Verdienst. Ihr Geschäftssinn und ihr Unternehmerinnengeist werden für den Handelsplatz Baden richtungsweisend. So führt sie weitere fortschrittliche Neuerungen ein, die ihre Vorreiter-Rolle im Badener Geschäftsleben unterstreichen: einerseits setzt sie es durch, „dass alle Waren, ohne Ausnahme, zu einem festen, schriftlich fixierten Preis verkauft wurden“⁴⁴. Auch erzielt sie, dass die *Moderne Warenhalle* als erster Betrieb in Baden Verkäuferinnen beschäftigt. Gleichzeitig wird allerdings unterstrichen, dass dieser emanzipatorische Beitrag zum beruflichen Aufstieg der Frauen im Handelsgewerbe zweckmässig begründet war. Verkäuferinnen verdienten weniger als ihre Kollegen und männliches Verkaufspersonal für die Damenunterwäsche-Kollektion war für Chanele einfach nicht vorstellbar.⁴⁵ Dennoch kann hervorgehoben werden, dass Chanele als Geschäftsführerin „der größten Stoffhandlung von Baden“⁴⁶

⁴¹ Ders., 77.

⁴² Ebd.

⁴³ Ders., 109.

⁴⁴ Ders., 174.

⁴⁵ Ders., 175.

⁴⁶ Ders., 202.

die Demokratisierung der Gesellschaft vorangetrieben hat, nicht zuletzt in ihrer Weigerung, die vornehme, wohlhabende Kundschaft zuvorkommender zu behandeln als die Kundinnen aus der Arbeiterschicht.

Während Chanele sich intern um die Stoffhandlungen kümmert, versucht Janki, sich als Geschäftsinhaber im öffentlichen gesellschaftlichen Leben von Baden zu behaupten. Es ist eine schwierige Gratwanderung, die nicht immer gelingt. Ein „goijischer Abend“, der zweimal jährlich für Janki Meijers Stammkunden geradezu als theatralisches Ritual veranstaltet bzw. aufgeführt wird, verdeutlicht wie vielschichtig und kompliziert sich die gesellschaftlichen Interaktionen zwischen Juden und Nichtjuden gestalten. Da Jankis Stammkundschaft aus Vertretern des kleinstädtischen Grossbürgertums besteht, muss die Einladung wie eine Aufführung sorgfältig choreographiert werden. Denn Geschäftsessen sind für Chanele wie „Schlachten“, die man nur gewinnen kann, wenn man „jede Eventualität und jedes mögliche Missgeschick zum vornherein in Betracht gezogen und die richtige Strategie dafür vorbereitet hatte“⁴⁷. Dies gilt im Speziellen am häuslichen Esstisch, wo die Regeln der Koschergesetzgebung verfolgt werden und Chanele sich weigert, die Kaschrut für die „bei solchen Anlässen üblichen Buttersoßen“^{48,49} nicht einzuhalten. Chanele empfindet solch gemeinsame Abendessen als geheuchelte Zurschaustellung einer Schein-Realität, die parodistisch inszeniert wird: „[D]as nachgeäffte Ritual einer Gesellschaft, zu der man doch nie ganz gehören würde. Es war eine Verkleidung, eine Maskerade“.⁵⁰ Denn es ist ihr von vornherein klar, dass Janki trotz seines wirtschaftlichen Erfolges in Badens bürgerlichen Kreisen, die ihn als Vorzeige- und Klischeejuden konstituieren, nie akzeptiert würde. Lakonisch erklärt sie, wie sinnlos es sei, seine „treijfenen Freunde“⁵¹ beeindrucken zu wollen. Wenn sie Jankis Geschäftspartner lakonisch als „treife“ („unrein“)⁵² bezeichnet, signalisiert sie damit auch, dass diese Geschäftsleute eine Gesellschaft repräsentieren, die nicht einwandfrei oder „nicht genießbar“ ist. Doch Janki ist immer noch überzeugt davon, „dass man ihn hier in der Stadt als Gleichen unter Gleichen akzeptiert hatte“⁵³ und dass er „zumindest nicht mehr primär den Juden“⁵⁴ zu spielen hatte.

Das Abendessen verläuft relativ reibungslos, bis die erste eidgenössische Volksinitiative (1893) „für ein Verbot des Schlachtens ohne vorherige Betäu-

⁴⁷ Ders., 170.

⁴⁸ Ders., 171.

⁴⁹ In der koscheren Küche dürfen milchige und fleischige Lebensmittel nicht zusammen zubereitet und gegessen werden.

⁵⁰ Ders., 170.

⁵¹ Ders., 180.

⁵² Was als „treife“ oder „trefe“ bezeichnet wird, gilt im koscheren Speiseplan als „unrein“, weil es nicht nach jüdischen Schlachtmethode geschächtet worden ist. (Klepsch 2004: 526)

⁵³ Lewinsky (2006: 191).

⁵⁴ Ebd.

bung“ zur Sprache kommt. Diese will es in der Zukunft verbieten, Tiere gemäss halachischer Überlieferung zu schächten.⁵⁵ In „Melnitz“ repräsentieren die eingeladenen Gäste die politische Stimmung im Aargau, die sehr stark von den Argumenten des Tierschutzvereins Gebrauch machte: „Die Befürworter der Initiative argumentieren mit ihrer Liebe zur gequälten Kreatur“.⁵⁶ Gleichzeitig vertreten die nichtjüdischen Gäste aber auch unverhohlen religiös motivierte Überzeugungen gegen die Schechita, das rituale Schlachten im Judentum: „Tierquälerei bleibt Tierquälerei, und wir Christen haben die Pflicht...“⁵⁷ (die wahrscheinlich dazugedachte antisemitische Aussage wird hier lediglich angedeutet). Für Janki ist es offensichtlich, dass die Volksinitiative „unter dem Deckmantel des Tierschutzes einen antisemitischen Artikel in die Bundesverfassung einfügen und das Schächten von Tieren nach jüdischem Ritus verbieten wollte“⁵⁸. Er zieht es jedoch vor, sich dazu nicht zu äussern. François (Schmul) Meijer, Jankis und Chaneles ältester Sohn, wie auch der ebenfalls anwesende Salomon Meijer vertreten ihre Gegenstimmen dafür umso energischer. Für sie ist es deutlich erkennbar, dass das Schächtverbot „nur ein Vorwand [ist]“⁵⁹ um die jüdische Bevölkerung anzugreifen und als kultureller Fremdkörper auszugrenzen. Damit vertreten sie die Meinung vieler jüdischen Bürger/innen der Schweiz, für welche diese Initiative weniger mit Tierliebe als mit Judenfeindlichkeit und Antijudaismus zu tun hatte.⁶⁰ Es kommt zu einem eigentlichen Eklat, der für Janki einer „gesellschaftliche[n] Katastrophe“ gleichkommt.⁶¹

Jankis Bestreben sich kulturell an die nichtjüdische Gesellschaft anzupassen, schlägt permanent fehl, da sein Jüdischsein als primäre Identifikations-Kategorie wahrgenommen und verstärkt auf ihn projiziert wird. Solange ‚die jüdische Identität‘ von der nichtjüdischen Gesellschaft jedoch als kulturell Fremdes konstituiert wird, kann Janki als jüdischer Mensch nicht Teil dieser Gesellschaft werden. Auch wenn, wie im Fall Janki Meijer, der traditionelle

⁵⁵ Vgl. Schweizerische Eidgenossenschaft (2022) zur eidgenössischen Volksinitiative „für ein Verbot des Schlachtens ohne vorherige Betäubung“: „Das Schlachten der Tiere ohne vorherige Betäubung vor dem Blutentzuge ist bei jeder Schlachtart und Viehgattung ausnahmslos untersagt.“

⁵⁶ Lewinsky (2006: 194). Im Kanton Aargau wurde die Initiative mit über 90% Ja-Stimmen angenommen, vgl. Külling (2012). Gesamtschweizerisch wurde die Vorlage in der Volksabstimmung mit 60,1% angenommen. Schweizerische Eidgenossenschaft (2022).

⁵⁷ Lewinsky (2006: 193).

⁵⁸ Ders., 191.

⁵⁹ Ders., 195.

⁶⁰ Bereits 1891 schrieb Christian Sahli im Auftrag der jüdischen Kultusvereine: „Die Rekurrenten verwarren sich zwar entschieden dagegen, dass ihren Schächtverböten eine antisemitische Tendenz zu Grunde liege. Wir wollen gerne glauben, dass sie sich dessen nicht bewusst sind; aber dieses antisemitische Treiben kommt von unten, liegt in der Luft und vergiftet die Atmosphäre bis in die regierenden Kreise hinein.“ (Mesmer in Mattioli 1998: 231).

⁶¹ Lewinsky (2006: 196).

jüdische Alltag modifiziert wird und starke interkulturelle Vernetzungen bestehen, wird Janki immer wieder in eine gesellschaftliche Aussenseiterrolle gedrängt: „Man kann machen, was man will, man gehört nicht dazu“.⁶² Daran wird auch, wie die weitere Handlung in „Melnitz“ hervorstreicht, das Schächtverbot nichts ändern, weil dichotome Kategorisierungen, welche die Schweizer Gesellschaft in eine jüdische Minderheit und eine nichtjüdische Mehrheit aufteilen, weiterhin bestehen bleiben. Obwohl die jüdische Selbstwahrnehmung einen stark „prozesshafte[n] Charakter“⁶³ beinhaltet, der sich im interaktiven Austausch mit der Umwelt stets umwandelt und neugestaltet, werden – wie im folgenden Kapitel gezeigt werden soll – selbst in grösseren urbanen Zentren solche Fremd-Zuschreibungen vordergründig vorhanden sein.

Schauplatz Zürich

Wenn auch Juden kulturelle Praktiken stark mitprägen, werden sie in vieler Hinsicht nicht als ein konstitutiver Teil der Gesellschaft betrachtet. In „Melnitz“ wird das jüdisch-christliche Zusammenleben nicht nur durch die religiöse Zugehörigkeit geprägt, sondern auch durch gesellschaftliche Umwälzungen und Transmigration. Während Salomon und seine Ehefrau Golde Meijer stark in der ländlichen Gesellschaft verankert bleiben, sind die Nachfolgenerationen alle in städtische Zentren abgewandert. Feiertägliche Rituale werden am Vorabend des Ersten Weltkrieges weiterhin beibehalten und je nach Religionsausrichtung – sei es konservativ gemässigt, modern orthodox oder charedisch – in den Alltag integriert. Die jüdischen Lebenswelten überschneiden und vermischen sich zunehmend, wobei für die Mehrzahl der Meijers das religiöse Judentum einen immer kleineren Teil ihres eigenen jüdischen Selbstverständnisses darstellt.

Das Schächtverbot, das sich wie ein Faden durch die ersten Kapitel („1871“ und „1893“) zieht, thematisiert die jüdisch-nichtjüdische Beziehungen noch stark vor dem Hintergrund des Antisemitismus im 19. Jahrhundert. In den folgenden Kapiteln („1913“, „1937“ und „1945“) wird zwar weiterhin von judenfeindlichen Tendenzen und Ausgrenzungen erzählt, doch – und dies beschreibt der Roman eingehend an mehreren meijerschen Fallstudien – führen solche Ausgrenzungsversuche nicht zu einer inneren Emigration zurück in ein abgeschiedenes Shtetl. Vielmehr rufen sie meist pragmatische Lösungen im Mit- und Nebeneinander mit der nichtjüdischen Gesellschaft hervor. Charles Lewinskys Roman unterstreicht, dass der Aufbruch in die Moderne für jüdische Menschen in der Schweiz weder einen Bruch mit der Tradition noch einen Rückzug in eine Einheitskultur verursachte. Hingegen veränderten sich die jüdischen Traditionen und religiösen Rituale, fanden neue Ausdrucksformen für Alteingesessenes und hielten damit Schritt mit dem Wandel der Zeit. Nur eine Konstante bleibt in der

⁶² Ders., 198.

⁶³ Hödl (2013).

Familiendition der Meijers über die Jahre bestehen – die Ehepartner/innen entstammen ausschliesslich den jüdischen Gemeinden im In- und Ausland.

Der Schauplatz Zürich ist in „Melnitz“ von besonderem Interesse, weil er einerseits zeigt, wie sehr die innerjüdischen Lebenswelten differenziert untersucht werden müssen, andererseits aber auch verdeutlicht, dass der Druck zur Akkulturation für jüdische Menschen im 20. Jahrhundert immer stärker wurde. Für die einzelnen Familienmitglieder hat dies unterschiedliche Konsequenzen. Salomons Schwiegersohn, der Schochet Pinchas Pomeranz – „ein moderner Mensch, auch wenn er die Traditionen seines Glaubens ernstnahm“⁶⁴ – entscheidet sich nach dem Wahlergebnis, sein Metzgergeschäft in Zürich zu verkaufen und einen koscheren Lebensmittelladen zu eröffnen.⁶⁵ Er tritt der Israelitischen Religionsgesellschaft, einer orthodoxen Austrittsgemeinde, bei, „um die althergebrachten aschkenasischen Traditionen zu bewahren, und zwar ohne Ausnahme, denn wenn man nur einen Tag lang aufhört, die Löcher in einem Damm zu stopfen, ist früher oder später die Flutwelle nicht aufzuhalten“⁶⁶. Sein Neffe François befindet sich auf der Kontrastseite des jüdisch-religiösen Selbstverständnisses, denn er „[h]atte sich sein Judentum entfernen lassen wie einen lästigen Pickel“⁶⁷.

Alle Familienmitglieder zeigen sich empört darüber, dass François und sein Sohn Alfred zum protestantischen Glauben übergetreten sind. Es wird spekuliert, dass der wohlhabende Geschäftsmann François, der selbst in seiner Familie als unehrlich gilt, seinen Glaubenswechsel wie eine Investition getätigt hat: „Andere erkaufen sich was . . . François wird sich was ertaufen haben“.⁶⁸ Dies ist in der Tat der Fall, denn François, der an Zürichs zentralster Lage ein Grundstück für den Bau eines modernen Warenhauses *Meier* (ohne „j“) erwerben will, wird darüber in Kenntnis gesetzt, „dass man mit Leuten mosaischen Glaubens keine Geschäfte machte“⁶⁹. Hier ist der Weg zur Akkulturation, bzw. der Übertritt zum protestantischen Glauben, nicht als jüdische Selbstverleugnung zu verstehen, sondern als performativer Akt, der es François ermöglicht, wirtschaftlichen Benachteiligungen die Stirn zu bieten um gesellschaftlich aufzusteigen. Denn für ihn macht es keinen Sinn, „sich an überholte Traditionen festzuklammern, von denen man nichts als Nachteile hat“⁷⁰. Dass er jedoch sein Judentum nicht einfach wie eine vergilbte Tradition ablegen kann, wird François erst bewusst, als sich der Verkäufer auch dann weigert, ihm das Grundstück zu verkaufen, nachdem er ihm seinen Taufschein gezeigt hat: „Aber wissen Sie, lieber Herr Meijer: Auch ein getaufter Jude ist immer noch

⁶⁴ Lewinsky (2006: 321).

⁶⁵ Ders., 357.

⁶⁶ Ders., 385.

⁶⁷ Ders., 377.

⁶⁸ Ders., 379.

⁶⁹ Ders., 395.

⁷⁰ Ders., 400.

ein Jude“.⁷¹ Die Rechnung ist für den Kaufmann François Meijer trotz all seiner strategischen Bemühungen nicht aufgegangen.

Der Umstand, etwas in greifbarer Nähe zu wissen und es dennoch nicht erfassen zu können, wird in „Melnitz“ durch die Tantalus-Symbolik dargestellt. Als Janki in Baden sein *Französisches Stofflager* einrichtet, kauft er bei einem Altstadttrödler einen Tantalus, einen verschliessbaren Flaschenständer, aus dem die Flasche nur mit Hilfe eines Schlüssels herausgenommen werden kann. „[M]it einer golden schimmernden Flüssigkeit gefüllt“,⁷² ist die Flasche ein reiner Dekorationsgegenstand, denn der Schlüssel ist verloren gegangen. Dieser Begriff aus der griechischen Sagenwelt versinnbildlicht den Mythos der Akzeptanz für Janki und François, die beide verschiedene Stufen der Assimilation wählen, um letztendlich doch nur von der nichtjüdischen Gesellschaft abgewiesen zu werden. Und doch ist Tantalus, die Sagengestalt, auch das Opfer seines eigenen fehlgesteuerten Verlangens. Er sehnt sich nach gesellschaftlicher Anerkennung und Akzeptanz; beides bleibt ihm jedoch von vornherein verschlossen. Die Tatsache, dass François Jahre später in Frankreich an Alfreds Grab auf einem christlichen Friedhof seinen Schwager Pinchas bittet, für Alfred den Kaddisch zu sprechen, verdichtet die inneren Widersprüche seiner Existenz umso mehr.

In den letzten drei Kapiteln – „1913“, „1937“ und „1945“ – vergrössern sich diese Widersprüche für die jüdischen Familienmitglieder, denn auch ihre Biographien werden jetzt von der zerstörerischen Wucht der zwei Weltkriege erfasst. Nachdem Alfred, der nach Frankreich geschickt wurde (weil seine Liebesbeziehung zu seiner Cousine Desirée nicht geduldet wurde) im Ersten Weltkrieg stirbt, wird Salomons Grossenkel, Ruben, der in Halberstadt als Rabbiner tätig ist, mit seiner Familie in einem deutschen Vernichtungslager getötet.

Onkel Melnitz, der den Geschichtsroman episodenhaft begleitet, wird sich nun immer häufiger „durch seine bloße Anwesenheit in die Gespräche ein[mischen]“⁷³. Seine wiederholte Rückkehr überschattet das Kapitel „1937“, das sich in einem leichteren Erzählton auf die Spuren der fünften meijerschen Generation begibt, indem es die ungewöhnliche Freundschaft des Zionisten Hillel Rosenthal mit einem „Fröntler“-Anhänger⁷⁴ schildert. Der untote Melnitz, der jetzt umso dringlicher *vor* einer erneuten jüdischen Verfolgungsgeschichte warnt, ist auch weiterhin ein stiller Teilnehmer, der mahnt und erinnert und die Hauptfiguren manchmal auch zu inneren Monologen und Zwiegespräche verlei-

⁷¹ Ders., 411.

⁷² Ders., 138.

⁷³ Ders., 355.

⁷⁴ „Die erste [rechtsradikale Schweizer] Gruppierung war die 1925 gegründete Heimatwehr, die bis 1936 Bestand hatte, am wichtigsten war die 1930–40 aktive Nationale Front mit bis zu 5000 Mitgliedern. Im sogenannten Frontenfrühling von 1933 breitete sich das faschistische Gedankengut weiter aus (Frontenbewegung). Der Wahlerfolg der Fronten blieb auf Bundesebene jedoch schwach.“ (Meuwly 2011). Siehe auch: Wolf (1969).

tet. Durch sein Erscheinen überlagern sich Lebenswelten mit Erinnerungsräumen und heben hiermit die chronologische Erzählstruktur auf; Vergangenheit und Gegenwart überschneiden sich in zeitgleichen Erfahrungswelten. Melnitz, ein Zeitchronist, der in Ahasver-Gestalt in einer magisch-realistischen Dimension in die Gegenwart zurückkehrt, versinnbildlicht aber auch den zentralen Stellenwert der jüdischen Erinnerungsgemeinschaft:

Über Generationen hinweg bildete dieser temporale Zyklus von Vergegenwärtigung und Reflexion eines der Fundamente der jüdischen Kultur [...] In der jüdischen Kultur bleiben alle Zeitdimensionen präsent, daher stellt der Modus Vergangenheit keine Ansammlung gewesener Ereignisse dar, sondern bildet eine gegenwärtige Vergangenheit.⁷⁵

Für Melnitz vereint sich in dieser gegenwärtigen Vergangenheit die nationalsozialistische Gewaltherrschaft mit der jüdischen Verfolgungs- und Vernichtungsgeschichte. Je bedrohlicher die Gegenwart für die jüdische Bevölkerung in den dreissiger Jahren wird, desto aufdringlicher verschafft sich Melnitz Gehör unter den Lebenden:

„Ihr habt doch nichts dagegen, wenn ich euch ein bisschen Gesellschaft leiste?“
 „Du bist tot“, sagte François. „Wann wirst du das endlich einsehen?“
 „Wenn ich es nicht mehr nötig habe, lebendig zu sein.“⁷⁶

„Wir wollen deine alten Geschichten nicht hören“, sagte François. Er versuchte aufzustehen, aber Onkel Melnitz drückte ihn mühelos auf seinen Platz zurück. Je öfter er starb, desto mehr Kraft hatte er.⁷⁷

Ob sie es hören wollen oder nicht, erzählt Onkel Melnitz den Lebenden seine eigene Geschichte, die ins 17. Jahrhundert zurückführt und davon berichtet, wie während des gewaltsamen Chmelnyzkyi-Aufstandes die Juden von Kosaken verfolgt und umgebracht wurden. Weil er sein Leben „dem bösen Feind“⁷⁸ verdankte, nannte man ihn, zusammen mit allen anderen Kindern, deren Mütter vergewaltigt wurden, „Chmielnizki“ („Melnitz“). „Ein Name, der nicht ausgelöscht werden kann“.⁷⁹ Diese gewaltsame Ursprungsgeschichte durchdringt für Melnitz die kollektive jüdische Geschichte wie auch die Gegenwart. Es sei ihr nicht zu entkommen, warnt er stets von neuem, und es wird ihm doch nicht geglaubt. Das letzte „1945“ überschriebene Kapitel ist das kürzeste im ganzen Roman. Es sind gerade nur sieben Seiten, welche einem Nachtrag ähnlich die Generationengeschichte der Familie Meijer in wenigen Worten zum Abschluss bringt; als ob die durch die Shoah bedingte Zäsur selbst den sprachmächtigen, immer wiederkehrenden Erzähler verstummen lässt:

⁷⁵ Voloj (2003: 146).

⁷⁶ Lewinsky (2006: 689).

⁷⁷ Ders., 689.

⁷⁸ Ders., 694.

⁷⁹ Ebd.

Sechs Millionen neue Geschichten, ein dickes Buch, aus dem man eine Generation lang würde vorlesen können, ohne sich ein einziges Mal zu wiederholen. Geschichten, die nicht zu glauben waren, schon gar nicht hier in der Schweiz, wo man all die Jahre auf einer Insel gelebt hatte, auf trockenem Boden mitten in der Überschwemmung.⁸⁰

Und doch nimmt Onkel Melnitz auch weiterhin – nach dem Zivilisationsbruch der Schoah – Teil am Leben der Meijers und deren Kindeskinde. Er lässt sie der Toten gedenken, trauert und feiert mit ihnen. Melnitz verkörpert das kollektive jüdische Gedächtnis, das, zusammen mit anderen kollektiven Gedächtnissen, Teil eines global vernetzten kulturellen Gedächtnisses wird: „Immer, wenn er gestorben war, kam er wieder zurück. Er kam nicht allein. Diesmal hatte er sich Verstärkung mitgebracht“,⁸¹ denn „[e]iner allein kann gar nicht so viele Geschichten erzählen. Die ganze Stadt war voll mit ihnen. Das ganze Land. Die ganze Welt“.⁸² Obwohl „1945“ keinen versöhnlichen Akzent setzt, endet Lewinskys Roman, trotz aller unlösbaren Widersprüche, die sich in der Figur von Melnitz symbolisch verdichten, in einem versöhnlichen Moment. Nach endlos langen Jahren gelingt es Onkel Melnitz endlich, aus der für ihn einst unerreichbaren verschlossenen Tantalusflasche zu trinken.

Fazit

Charles Lewinskys „Melnitz“ ist ein Geschichts- und Gedächtnisroman, der durch autobiographische, historische und magisch-realistische Erzählverfahren die Geschichte der jüdischen Familie Meijer von 1871 bis 1945 nachempfendet. Dabei zeigt Lewinsky konkret auf, wie auseinanderweichende Fremd- und Selbstzuschreibungen am historisch verbürgten Schauplätzen (Endingen, Baden, Zürich) zwischen Juden und Nichtjuden ausgehandelt werden und die Identifikation mit dem Judentum, d.h. die jüdische Eigenwahrnehmung, einschneidend prägen.

Dieses breitgefächerte Spektrum des jüdischen Selbstverständnisses, das in vielfältigen Selbstwahrnehmungen Ausdruck findet, sei es strenggläubig, moderat religiös oder sekulär, ist das eigentliche übergreifende Thema von „Melnitz“. Trotz der kulturellen und religiösen Vielfalt ist der Mehrzahl der Figuren gemeinsam, dass sie sich dem aufgeklärten Judentum zugehörig fühlen und dennoch stark ihren Traditionen verbunden bleiben. In „Melnitz“ wird diesem Konzept, das Identität statisch festschreibt und auf essenzialistische Kategorisierungen zurückgreift, ein jüdisches Selbstverständnis gegenübergestellt, das situativ und kontextbezogen ist. In der sozialen Interaktion innerhalb der jüdischen Gemeinden werden die Grenzen der Zugehörigkeit immer wieder von neuem ausgeleuchtet und festgelegt.

⁸⁰ Ders., 761.

⁸¹ Ders., 764.

⁸² Ebd.

In „Melnitz“ wird aufgezeigt, wie das jüdische Bürgertum in der Deutschen Schweiz nicht sich an die nichtjüdische Gesellschaft akkulturierte, sondern diese stark mitgestaltet hat. Diese Ko-Konstituierung von Kultur schafft ein Beziehungsgeflecht, das Charles Lewinsky in seiner literarischen Geschichtsschreibung anhand vieler Einzelbiographien ausleuchtet. Obwohl der Text durch das Auftreten von „Onkel Melnitz“ eine kritische Auseinandersetzung mit dem Erbe des europäischen Judentums thematisiert, wird die Frage des eigenen jüdischen Standortes innerhalb der nichtjüdischen Schweizer Gesellschaft von den agierenden Figuren nie als marginalisiert empfunden. Dies ist auch dann der Fall, wenn die Alltagserfahrungen jener Figuren, die im öffentlichen Leben stehen, vielfach von judenfeindlichen Erlebnissen geprägt sind. Die Generationengeschichte der Familie Meijer bleibt innerhalb ihrer eigenen Lebens- und Erfahrungswelt, die durch jüdische Kulturtraditionen wie auch durch die Traditionen der modernen Orthodoxie und des konservativen Judentums geprägt ist, fest verankert. Von einer einzigen Ausnahme abgesehen, gibt es in „Melnitz“ keine Meijers, die sich in eine Schweizer Mehrheitsgesellschaft hineinintegrieren möchten. Somit werden Begriffe wie Akkulturation oder Assimilation hinfällig, weil im Kulturtransfer keine Kultur die andere in sich einverleibt, sondern beide Kulturen sich im Dialog miteinander immer wieder neu positionieren und zueinander in verschiedensten Wechselwirkungen Bezug nehmen.

Jüdische und nichtjüdische Kulturen sind in „Melnitz“ oft voneinander abgrenzbar, doch sind diese Grenzen meist fließend und ineinander übergehend.⁸³ In Lewinskys Geschichtsschreibung gibt es keine einheitliche unveränderliche jüdische Kultur; vielmehr beschreibt es jüdische Lebenswelten und Erinnerungsgemeinschaften, die sich an politischen Zeitenwenden und kulturellen Transformationen neuorientieren, und ihre eigenen sinnstiftenden Traditionen und rituellen Bräuche dauernd umdefinieren.

Die Figur von Melnitz, der die erzählte Gegenwartsgeschichte mit historischen Erinnerungsräumen überlagert, symbolisiert aber auch die katastrophalen Auswirkungen der jüdisch-nichtjüdischen Beziehungen vor dem Hintergrund jahrhundertelanger Judenfeindlichkeit. Als Zeitreisender kehrt er symbolisch in der Ahasver-Gestalt zurück, um die jüdischen Religionsgemeinschaften an die Brüchigkeit ihrer selbst geschaffenen Lebenswelten zu erinnern. Durch diese magisch-realistische Erzählweise gelingt es Lewinsky, die schweizerisch-jüdische Generationengeschichte an eine umfassendere jüdische Gedächtnisgeschichte zu knüpfen.

⁸³ „Vielleicht gab es nur Kulturen von Juden an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, die man vorrangig deshalb als ‚jüdisch‘ bezeichnen kann, weil diejenigen, die sie hervorbrachten, sich selbst als jüdisch sahen und dies auf die eine oder andere Weise zum Ausdruck brachten?“ (Miron 2007: 152).

Literatur

- Amrein, M. (2013): Schtetl im Dornröschenschlaf. In: Neue Zürcher Zeitung. 21.12.2013. <https://www.nzz.ch/schweiz/schtetl-im-dornroeschenschlaf-1.18209018> [8.8.2022].
- Aschwanden, E. (2014): „Wir Schweizer sind nicht sehr geschichtsbewusst.“ In: Neue Zürcher Zeitung (30. Juli 2014). <https://www.nzz.ch/schweiz/wir-schweizer-sind-nicht-sehr-geschichtsbewusst-1.18353336> [8.8.2022].
- Assmann, J. (2007): Das kulturelle Gedächtnis. 6. Aufl. München.
- Benjamin, W. (1980): Über den Begriff der Geschichte. In: Ders.: Gesammelte Schriften. I, Teil 2. Herausgegeben von Tiedemann, R. / Schweppenhäuser, H. Frankfurt a.M. 691-704.
- Binnenkade, A. (2009): KontakZonen. Jüdisch-christlicher Alltag in Lengnau. Köln.
- Bollag, P. (2016): Langer Weg. Schweizer Juden feiern 150 Jahre Emanzipation. In: Zukunft Informationsblatt des Zentralrats der Juden in Deutschland. 16. 2. 5. https://www.zentralratderjuden.de/fileadmin/user_upload/pdfs/zukunft/infoblatt-zukunft_2016/zukunft_2016-02.pdf. [8.8.2022].
- Graber, R. (2013): Wege zur direkten Demokratie in der Schweiz. Wien.
- Haupt, I. (2005): Das Asylum der Juden in unseren Helvetischen Landen. die Synagogenbauten der jüdischen Gemeinden Lengnau und Endingen im Aargau. In: Kunst + Architektur in der Schweiz. 56. 2. 21-25. <http://www.e-periodica.ch>. <http://doi.org/10.5169/seals-394300> [8.8.2022].
- Hödl, K. (2009): Jüdisches Leben im Wiener Fin de Siècle. Performanz als methodischer Ansatz zur Erforschung jüdischer Geschichte. In Stern, F. / Eichinger, B. (Hg.): Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Wien. 399-418.
- Hödl, K. (2012): „Jüdische Differenz“ in der Wiener Populärkultur. In: Medaon. Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Leben. 11/6. <http://www.medaon.de/de/artikel/juedische-differenz-in-der-wiener-populaerkultur/> [8.8.2022].
- Hödl, K. (2013): The Elusiveness of Jewishness. Jews in Viennese Popular Culture around 1900. In: Journal of Modern Jewish Studies. 12. 3. 379-397.
- Horch, H. O. / Shedletzky, I. (1992): Die deutsch-jüdische Literatur und ihre Geschichte. In: Neues Lexikon des Judentums. Herausgegeben von Schoeps, J. H. Gütersloh / München. 291-294.
- Kanton Aargau (2022): INV-END906 Hirschengasse 5, 1700 (ca.) (Dossier Bauinventar). In: Online-Inventar der Kantonalen Denkmalpflege Aargau. <https://www.ag.ch/denkmalpflege/suche/detail.aspx?ID=33768> [8.8.2022].
- Kaufmann, R. U. (2016): Das Landjudentum der frühen Neuzeit. In: Historisches Lexikon der Schweiz. <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11376.php> [8.8.2022].
- Kilcher, A. (Hg.) (2012): Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Stuttgart.
- Kirshenblatt-Gimblett, B. / Karp, J. (Hg.) (2008): The Art of Being Jewish in Modern Times. Philadelphia.
- Klepsch, A. (2004): Westjiddisches Wörterbuch. Band I. Tübingen.
- Kornberg Greenberg, Y. (1999): The Choosing not the Chosen People. In: Selengut, C. (Hg.): Jewish Identity in the Postmodern Age. St. Paul. 13-24.
- Körte, M. (2000): Die Uneinholbarkeit des Verfolgten. Der Ewige Jude in der literarischen Phantastik. Frankfurt.
- Külling, F. (2012): Schächtverbot. In: Historisches Lexikon der Schweiz. <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D11380.php> [8.8.2022].

- Lewinsky, C. (2006): Melnitz. Zürich.
- Lewinsky, C. / Aschwanden, E. (2014): «Wir Schweizer sind generell nicht sehr geschichtsbewusst.» [Interview]. In: Neue Zürcher Zeitung. 30.7.2014. <https://www.nzz.ch/schweiz/wir-schweizer-sind-nicht-sehr-geschichtsbewusst-1.18353336> [13.10.2022].
- Mäder, W. A. (1982): Die „Judendörfer“ Lengnau und Eendingen. In: Neue Zürcher Zeitung. 24./25.4.1982. 81-82.
- Manguel, A. (2009): The exile's library. In: The Guardian. 21.9.2009. <https://www.theguardian.com/books/2009/feb/21/wandering-jew-history> [8.8.2022].
- Martschukat, J. / Patzold, S. (2003): Geschichtswissenschaft und „performative turn“. Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur. In: Dies. (Hg.): Geschichtswissenschaft und „performative turn“. Köln. 1-31.
- Mattioli, A. (Hg.) (1998): Antisemitismus in der Schweiz. Zürich.
- Mesmer, B. (1998): Das Schächtverbot von 1893. In: Mattioli, A. (Hg.): Antisemitismus in der Schweiz. Zürich. 215-239.
- Meuwly, O. (2011): Rechtsradikalismus. In: Historisches Lexikon der Schweiz. <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D27495.php> [8.8.2022].
- Miron, D. (2007): Verschränkungen: Über jüdische Literaturen. Göttingen.
- Neumann, D. (2015): Gelebtes Word: Warum es so wichtig ist, die Tora ständig zu interpretieren und auszulegen. In: Jüdische Allgemeine. 9. Juli. <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/22750> (8.8.2022).
- Nied, S. (2002): Das Volksbuch von Ahasver. In: Schulze, U. (Hg.): Juden in der deutschen Literatur des Mittelalters. Tübingen. 257-278.
- Obermüller, K. (2006): Hell leuchtet die Menora. In: Die Weltwoche. 2.2.2006. 69-70.
- Oppenheim, R. (2015): Peggy Guggenheim und ihre Schweizer Wurzeln. In: Du: Die Zeitschrift der Kultur. 75. 94-97.
- Petry, E. (2014): Gedächtnis und Erinnerung: Das „Pack“ in Zürich. Köln.
- Picard, J. (1994): Die Schweiz und die Juden 1933–1945. Schweizerischer Antisemitismus, jüdische Abwehr und internationale Migrations- und Flüchtlingspolitik. Zürich.
- Przybilski, M. (2010): Kulturtransfer zwischen Juden und Christen in der deutschen Literatur des Mittelalters. Berlin.
- Schweizerische Eidgenossenschaft (2022): Eidgenössische Volksinitiative „für ein Verbot des Schlachtens ohne vorherige Betäubung“. In: Dies. (Hg.): Volksinitiativen. <https://www.admin.ch/ch/d/pore/vi/vis1t.html> [8.8.2022].
- Süess, P. (2014): Die bürgerliche Gleichstellung der Juden in der Schweiz im mittleren 19. Jahrhundert. Hamburg.
- Teichman, D. (2006): Editorial. In: MAAJAN – DIE QUELLE. 22. 1.
- Voloj, J. (2003): „Mit dem Gesicht nach vorne gewandt“. Judentum und Shoah im Denken der jüdischen Studenten Europas. In: Erler, H. (Hg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt a.M. 145-151.
- Wolf, W. (1969): Faschismus in der Schweiz. Die Geschichte der Frontenbewegungen in der deutschen Schweiz, 1930–1945. Zürich.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller

Collani, Tania: Les récits de filiation de Fleur Jaeggy: remonter les silences hérités du lexique familial. In: IZfK 9 (2022). 147-167.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-3ec7-8498

Tania Collani (Mulhouse)

Les récits de filiation de Fleur Jaeggy: remonter les silences hérités du lexique familial

Fleur Jaeggy's filiation stories: reassembling the inherited silences from the family lexicon

Fleur Jaeggy was born in Zurich in 1940 and she lives in Italy since the 1960s. The family reminiscences that spring from her autobiographical works – “I beati anni del castigo” (1989) and “Protelerka” (2001) –, are often detached, fragmentary, veined with melancholy and dominated by introspection, converging in the category of “filiation stories”, defined in 1999 by Dominique Viart. In fact, the author’s family history seems not to exist – it is broken up; it is incomplete and unknown for both the narrator and her reader. It is only once her parents have died and the heritage of objects, notebooks, photos, portraits and papers gathered that the construction of the family building can take place, by tracing the memories’ thread of the daughter. The desire of the narrator to go back up her genealogy without following a chronological thread and by trying to fill in the silences, the ellipses and the omissions, responds less to a poetics of representation than to a need for answers or to a questioning that became imperative at the time of writing. The work is, in this sense, less a portrait than an analysis.

Keywords: Fleur Jaeggy, modern family, Swiss Italian literature, heritage, history

«L’histoire de ma vie n’existe pas».¹

Les réminiscences familiales qui jaillissent de l’œuvre de Fleur Jaeggy, née à Zurich en 1940 et installée en Italie depuis les années 60, sont souvent détachées, fragmentaires, veinées par la mélancolie et dominées par l’introspection. Il s’agit de teintes bien éloignées du souvenir ensoleillé et riche en anecdotes, de caricatures familiales et de belles incursions dans la grande histoire que Natalia Ginzburg avait peinte dans son «Lessico familiare», en 1963. Si le but de Ginzburg était celui de raconter *a posteriori* l’histoire de sa famille,² c’est-à-dire l’histoire d’un édifice âgé, mais solide, dont elle pouvait facilement rendre compte en partant des briques qui le composent – le lexique, justement –, la tâche de Fleur Jaeggy s’avère beaucoup plus ardue. En premier lieu, parce que l’histoire de sa famille n’existe pas, en reprenant le paradoxe inaugural du récit de l’histoire personnelle et familiale de «L’Amant» de Marguerite Duras – elle est démembrée, fragmentée et fragmentaire, elle est lacunaire et fait l’objet de découvertes pour la narratrice comme pour son lecteur. C’est seulement une fois ses parents morts et le patrimoine d’objets, cahiers, photos, portraits et papiers réuni que la construction de l’édifice familial peut avoir lieu, en parcourant le fil des souvenirs de la fille, la dernière de la lignée. En deuxième lieu, cette envie de la narratrice de remonter sa généalogie sans suivre de fil chronologique et en essayant de combler les silences, les ellipses et les omissions, répond moins à une poétique de la représentation qu’à un besoin de réponses ou à un questionnement devenu impératif au moment de l’écriture. L’œuvre est, en ce sens, moins un portrait qu’une analyse.

Si «Lessico familiare» pourrait être facilement défini comme une «histoire de vie», les deux romans d’inspiration autobiographique de Fleur Jaeggy, «I beati anni del castigo» (1989) et «Protelerka» (2001), seraient plutôt à ranger dans la catégorie que Dominique Viart définit comme «récit de filiation». Dans ces deux récits, en effet, la narratrice s’inspire du vécu de l’auteure – très discrète et réservée dans la vraie vie comme dans celle fictive –, tout en ne stipulant jamais de «pacte» (au sens de Philippe Lejeune) avec son lecteur. Fleur Jaeggy se confronte à des histoires où la famille est *de facto* absente et pourtant extrêmement encombrante pour sa présence dans le tissu de l’intrigue et de la mémoire. Ces récits morcelés et lapidaires, reviennent sur les années d’internat d’une jeune fille adolescente en Suisse, sur sa famille aisée et son entourage appartenant à la haute-bourgeoisie helvétique, sur l’éclatement du mariage de ses parents, le départ de sa mère pour le Brésil et le rapport surveillé avec son père.

En dépit des nouveaux paradigmes familiaux qui caractérisent le discours social à partir des années 60, en dépit de la réticence affective, du détachement et

¹ Duras (1984: 14).

² Ginzburg (1963: XXI).

du silence assumé qui dessinent les relations familiales de la narratrice, l'essai d'analyse de la protagoniste réussit. Elle remonte son passé et celui de sa famille; en même temps, elle le découvre et le reconnaît; elle voit ses yeux prendre les traits de ses aïeux, son écriture mimer le style minimal et dépouillé de tout sentiment de son père. Si la protagoniste – tantôt enfant, tantôt jeune fille ou femme de cinquante ans – intègre la douleur déchirante vis-à-vis du déséquilibre provoqué par le divorce, l'asymétrie du rapport paternel et maternel, le sentiment d'abandon dans les dix ans passés en internat, c'est par le biais d'une poétique qui ne les ignore plus, qui refuse de les passer sous silence. La prose de Fleur Jaeggy a trouvé le registre, le lexique et le ton pour reprendre le fil de ses racines souffrantes, les prendre en compte et leur donner du sens.

Héritière d'une mémoire familiale: Fleur Jaeggy et le récit de filiation

Dans une contribution de 1999³, Dominique Viart définissait comme «récits de filiation» tous ces récits écrits après les années 80 et centrés sur des questions généalogiques familiales. Les récits de filiation explorent «des figures paternelles ou maternelles, parfois une ascendance plus lointaine, mais toujours selon une approche singulière, plus archéologique que chronologique»⁴. «Les Années bienheureuses du châtement» (1989) et «Protelerka» (2001) de Fleur Jaeggy rentrent légitimement dans cette macro-catégorie, non seulement pour leur date de publication, mais aussi pour leur affinité thématique et poétique: «Loin de raconter des biographies linéaires, les narrateurs et narratrices entrepren[nent] de les restituer à l'aide d'une enquête mémorielle dont ils livr[ent] les récits et les éléments dispersés.»⁵ Baignées dans l'atmosphère des secrets de famille définis par Serge Tisseron («Secrets de famille», 1996), les pièces du puzzle mémoriel rassemblées par Fleur Jaeggy vont former une sorte d'enquête sur sa généalogie, qui mènera le lecteur à la découverte (avec elle) de l'identité de son vrai père et l'existence d'un demi-frère mort lorsqu'elle était encore une enfant.

Les récits de filiation de Fleur Jaeggy doivent beaucoup à la démarche psychanalytique. Il en va ainsi pour la reconstitution d'une ascendance par une procédure archéologique, ne craignant pas la dimension fragmentaire – au contraire, tel ou tel autre fragment du réel constituent des détonateurs pour la remémoration d'événement oubliés ou refoulés. Le but de cette remontée vers les origines assume lui-même une valeur psychanalytique, car c'est pour mieux comprendre et se comprendre aujourd'hui, *hic et nunc*, que l'auteur va fouiller dans son passé, en essayant d'y repérer un fil rouge significatif: Fleur Jaeggy, tout comme les

³ Viart (1999: 117).

⁴ Viart (2019: 10-11).

⁵ Ibid., 11.

écrivains des récits de filiation, remplace «l'investigation de leur *intériorité* par celle de leur *antériorité* familiale»⁶.

Ainsi, la question que la narratrice pose, à la fin de «Protelerka» à son père biologique, qui a souhaité la rencontrer *in extremis*, alors qu'elle a désormais cinquante ans et lui quatre-vingt-dix, pourrait être celle que le lecteur pose à l'auteure de ce récit: «Pourquoi?»⁷ pourquoi après avoir décidé de se taire pendant de décennies, fallait-il qu'il parle et fallait-elle qu'elle écrive? La réponse ne tarde pas et des répétitions lui font écho, en alternant la langue paternelle (l'allemand) à la langue maternelle (l'italien): «Lui: ‚*Wahrheitsliebe*‘, per amore della verità. Doveva parlare per amore della verità. [...] Ripete: ‚*Wahrheitsliebe*‘ con un tono più duro».⁸ Et peu après, lorsque l'histoire fragmentaire rapportée par l'homme âgé touche au silence de la mère désormais morte, n'ayant pas souhaité dire la vérité à sa fille, qui était pourtant à son chevet au moment de sa mort, l'amour pour la vérité revient: «Non ha avuto amore per la verità, *Wahrheitsliebe*, mia madre. In tedesco è una parola composta».⁹

Fleur Jaeggy semble vouloir affirmer que la pratique orale ou écrite du récit de filiation est déclenchée par l'amour de la vérité, mais aussi par la crainte de l'oubli, du non-être. Ainsi, le père biologique, «l'homme qui dit être» son père et sa femme sont en train de devenir *vergesslich*¹⁰, ils sont en train de perdre leur mémoire; ils laissent des centaines de feuilles dans les différentes pièces de la maison par «précaution». C'est pourquoi il «voulait le faire savoir à tout prix»¹¹. Et c'est finalement pour rétablir la juste succession de l'héritage familial que ce père biologique a souhaité remettre à jour les bons liens de parenté et de possession avant sa mort, en guise de testament: «L'instinct du mien et du tien. De la possession. *Dein Vater. Meine Tochter*. Ton père. Ma fille. Un cercle de possessions à vide».¹²

La narratrice est, comme le suggère Laurent Demanze plus en général, «à la fois *dépossédé[e]* de son inscription généalogique et *possédé[e]* par ces vies an-

⁶ Viart (2009: 96; italiques: Viart).

⁷ Jaeggy (2003: 125; italiques: Jaeggy).

⁸ Nous utiliserons la version originale italienne uniquement dans ces deux citations, pour une question d'opportunité par rapport à notre propos. Dans le reste de l'article, nous nous limiterons, pour des questions d'espace et de lisibilité, à citer la très bonne traduction française de Jean-Paul Manganaro, que nous avons toujours confrontée avec le texte original. Jaeggy (2001: 107; italiques: Jaeggy). Jaeggy (2003: 125; italiques: Jaeggy): «Lui: ‚*Wahrheitsliebe*‘, par amour de la vérité. Il fallait qu'il parle par amour de la vérité. [...] Elle répète: ‚*Wahrheitsliebe*‘, avec un ton plus dur.»

⁹ Jaeggy (2001: 109; italiques: Jaeggy). Jaeggy (2003: 126; italiques: Jaeggy): «Elle n'a pas eu d'amour pour la vérité, ‚*Wahrheitsliebe*‘, ma mère. En allemand, c'est un mot composé.»

¹⁰ Jaeggy (2003: 132).

¹¹ Ibid., 132.

¹² Ibid., 127; italiques: Jaeggy.

térieures de l'ascendance»¹³; elle est une héritière problématique et tiraillée «entre la nécessité moderne d'une *destitution* des figures parentales pour advenir à soi et le souhait d'une *restitution* des vies de l'ascendance pour qu'elles ne sombrent pas dans l'oubli»¹⁴. Le dévoilement de la vérité arrive, chez Fleur Jaeggy, après avoir répertorié la mort de sa mère et de son père, après avoir fait le tour de son héritage matériel, après avoir traité les détails administratifs avec mademoiselle Gerda, «la *Testamentvollstreckerin*, l'exécutrice testamentaire»¹⁵: «les caisses avec les verres, le service de vingt-quatre assiettes de Meissen, l'argenterie»¹⁶ de la part de son père; le piano «Steinway»¹⁷ de la part de sa mère.

Le piano notamment, l'instrument de la carrière maternelle, qui l'a amenée à traverser l'Océan Atlantique en quittant sa fille pour toujours, devient une sorte d'objet symbolisant le contrôle total que la narratrice peut désormais exercer sur son passé, même sur celui de la personne qui l'a fuie le plus: «Le Steinway & Sons et moi. Elle l'avait acheté à New York. Et il a voyagé sur un transatlantique. Elle aussi voyageait sur l'*Andrea Doria* avec le piano. Moi, je restais à terre. [...] À regarder toutes les choses que ma mère, la pianiste, m'avait laissé ou m'envoyait».¹⁸ La fille réalise que le piano est en sa possession, elle en est l'héritière: «Je peux en faire ce que je veux. Je m'assois près de lui et je dis: 'Je peux te brûler'».¹⁹ La narratrice avoue avoir été même à New York pour visiter le magasin Steinway & Sons, où sa mère avait acheté son instrument; elle s'imagine sa mère, ses vêtements élégants, son charme, dont elle n'a pas hérité; elle personnifie le piano, elle le tutoie, car c'est l'objet qui a eu le plus de familiarité avec sa mère: «Ce fut le désir du Steinway de venir habiter là où il est maintenant. [...] Et ton désir de rester avec quelqu'un qui a, avec la pianiste, des liens de sang».²⁰ Le piano devient un confident de la transition de la narratrice; il incarne tout entier son passé, il est l'objet qui l'a privée de la figure maternelle; et maintenant qu'elle a réussi à l'accepter et à dialoguer avec lui, il lui avoue son changement, la prise en compte de sa colère, de ses insomnies, de sa réconciliation avec ce passé maternel:

À présent, je te laisse plus de liberté. Et en même temps, je me laisse plus de liberté à moi aussi. Je suis devenue plus sage. Auparavant, si j'avais de la rancune, elle s'infiltrait dans mes veines, dans mes yeux, dans mes pensées. Une rancune in-

¹³ Demanze (2009: 12; italiques: Demanze).

¹⁴ Ibid.; italiques: Demanze.

¹⁵ Jaeggy (2003: 113; italiques: Jaeggy).

¹⁶ Ibid., 114.

¹⁷ Ibid., 55-59.

¹⁸ Ibid., 55; italiques: Jaeggy.

¹⁹ Ibid., 55-56.

²⁰ Ibid., 58.

somniaque. Tu sais ce qu'est l'insomnie. Elle est désagréable. Elle est terrible. Parce que tout est présence. Des présences nocturnes.²¹

Dans le texte s'enchaînent sans cesse des éléments relevant de la sphère du vécu personnel (plus fortement émotive) et du discours social (ouvrant à des données juridiques sur l'héritage ou la tutelle parentale). Il s'agit de données qui passent au crible de ce que Philippe Lejeune définissait comme un *effet contractuel*, en ancrant l'autobiographie à «un mode de lecture autant qu'un type d'écriture»²², dépourvu cependant d'une portée universelle. Ainsi, par exemple, la consubstantialité de la mort et de l'héritage, de la perte et du gain, est à la base de tout acte de succession patrimoniale. La sociologue Anne Gotman écrit à juste titre qu'il y a un voisinage cru entre la disparition d'un membre de la famille et le passage de ses biens:

À la disparition, l'absence, le vide, succèdent l'afflux, les concrétions, les meubles, les bijoux. Entre ces deux séries, quel rapport établir? de cause à effet? de compensation? Un rapport purement symbolique, comme le souvenir par exemple.²³

Ce mécanisme de vases communicants vaut pour les biens matériels comme pour les biens immatériels, tels que la mémoire: au moment de la mort d'autrui, et notamment d'un membre de la famille, la dimension singulière de l'être est propulsée vers une dimension collective, par toute une série de passages plus ou moins ritualisés – et Fleur Jaeggy ne manque pas d'illustrer l'intrusive figure de l'exécutrice testamentaire, la crémation du père, le déjeuner convivial avec les amis paternels de la Corporation. En ce sens, en écrivant son récit de filiation «Protelerka», la narratrice résiste au naufrage dans l'océan d'un collectif familial auquel elle n'était guère habituée et elle parcourt le schéma battu du lien de filiation en général, où «la mémoire intime vient combler une carence ou une disqualification de la mémoire constituée»²⁴.

La famille moderne entre relationnel et individuel: le rapport privilégié avec le «patriarche mutilé»

Née en 1940, Fleur Jaeggy est elle-même adolescente dans les années 50, lorsque ses deux récits de filiation se déroulent, au moins pour une grande partie. Dans ses romans, elle rend compte de modèles familiaux précurseurs de comportements qui seront statistiquement très diffusés quelques années plus tard: banalisation du divorce, unions successives et vie solitaire post-familiale.²⁵ En

²¹ Ibid., 58-59.

²² Lejeune (1996: 45).

²³ Gotman (1988: 118).

²⁴ Déchaux (1997: 223).

²⁵ Déchaux (2007: 6-20).

effet, si l'on prend la macro-segmentation du sociologue François de Singly²⁶, l'époque qu'il définit par la domination de la «famille moderne» se diviserait en deux périodes: une première allant de la fin du XIX^e siècle jusqu'aux années 60, et la deuxième des années 60 jusqu'à nos jours. Le modèle familial auquel Fleur Jaeggy fait souvent référence dans ses œuvres se situerait donc au sein de cette macro-catégorie de la famille moderne. Plus spécifiquement, il anticiperait de peu la transition des années 60, marquée par l'intensification de certains traits caractéristiques de la «modernité» familiale: l'individualisation qui prend le dessus sur les rapports de filiation, la nécessité de l'amour pour valider le seuil du mariage, le rôle du travail de l'homme et de la femme au sein de la famille, et l'attention portée à l'enfant (notamment à son éducation et scolarisation).

Nous présumons, avec Raffaella Castagnola, que «Protelerka» se déroule (au moins pour la partie qui renvoie au voyage père-fille) entre la fin des années 50 et le début des années 60.²⁷ Et finalement le sens profond de ce récit est déjà inscrit dans son titre voyant et encombrant, inspiré du nom du navire yougoslave sur lequel le père, Johannes H., et la fille, sans nom précisé, vont en croisière. «Protelerka» signifie «prolétaire»; il contient le noyau latin *proles*, qui renvoie à la race, à la lignée, aux enfants. Et le roman met effectivement en scène le souvenir d'une histoire entre père et fille, en faisant d'innombrables et imprévisibles digressions sur les rapports familiaux en général, ceux de leur famille en particulier.

Cesare Garboli écrivait que «Protelerka» n'est pas tellement un roman sur la «putréfaction» ou sur la «corruption» de l'institution familiale; mais plutôt un récit sur la persistance de ce lien généalogique, qui tisse un lien générationnel fondé sur la désaffection familiale, plutôt que sur l'affection.²⁸ Ainsi, Johannes et sa fille ne se connaissent pas, mais ils se reconnaissent: «Johannes, la personne invraisemblablement inconnue de moi. Mon père. Pas une confiance. Et pourtant, un lien antérieur à nos existences. Une connaissance dans une totale étrangeté.»²⁹ Ils ne se font pas de confidences et ils n'en ont pas besoin, car ils sont, tous les deux, des êtres solitaires, autonomes, discrets et silencieux; il y a une sorte de convergence spirituelle: «Johannes lit le journal. Il lit longtemps. Peut-être ne sait-il pas quoi me dire. [...] Je cherche un sujet de conversation. Je n'en trouve pas.»³⁰

²⁶ Singly (1993: 11-15).

²⁷ Castagnola (2005: 183).

²⁸ Garboli (2002): «[*Protelerka*] Non è un romanzo sulla putrefazione dell'istituto familiare, sulla sua devastazione e sulla sua corruzione. La famiglia di Johannes e della figlia di Johannes non è una tribù dispersa o divisa. Tutt'altro. I membri che la compongono sono tutti uniti, strettamente uniti, ma non dall'affettività familiare, bensì dal contrario, da un sentimento opposto: una gelida, implacabile disaffezione reciproca, sentita come un imperativo interiore, un dovere preciso e irrecusabile.»

²⁹ Jaeggy (2003: 23).

³⁰ Ibid., 15.

La jeune fille de seize ans de «Protelerka» reconnaît donc une attache à son père durant l'épisode de cette croisière dans la mer Méditerranéenne. Il s'agit de la même consonance que Fleur Jaeggy avait décrite dans «Les Années bienheureuses du châtement», lorsque la fille avait encore quatorze ans: «Mon père et moi, nous étions si seuls, parfois le soir nous nous distrayions dans la Stube.»³¹ L'adolescente sait parfaitement de ne pas entretenir un rapport consumériste avec son père, à l'instar de celui que certaines de ses copines pensionnaires du Bausler Institut entretenaient avec leur «daddy»:

Mon daddy n'a jamais connu une seule de mes amies. J'étais peut-être jalouse, pour les lui cacher? Comment était la villa de mon daddy? Mon daddy vivait à l'hôtel. Alors je n'avais pas de maison. Si, j'en avais une, mais pas avec daddy. Son daddy était jeune et, quand ils sortaient ensemble, elle se maquillait, de telle sorte qu'elle semblait être sa fiancée. Moi, je pensais à mon daddy, aux hôtels innombrables des vacances, d'hiver et d'été, à ce vieux monsieur aux cheveux blancs, aux yeux clairs et glacés mélancoliques. Qui allaient commencer à entrer dans les miens.³²

La jeune fille n'est surtout pas jalouse du modèle de ces pères qui surjouent à faire les fiancés de leurs filles une ou deux fois par an, pour pallier l'absence d'un lien affectif considéré désormais comme normatif au niveau sociétal. Elle assume parfaitement la différence de son rapport avec *son* daddy à elle, fondé sur la supportation du fardeau d'un passé irrévocablement tracé et sur un silence dense et habité. Il s'agit finalement d'un rapport marqué par un grand équilibre d'une part et d'autre: «Elle ne perdait pas l'équilibre. Elle ne l'a jamais perdu. Comme son père. Ils ont toujours su percevoir les millimètres qui séparent l'équilibre du désespoir.»³³ Et par ce lien privilégié avec son père, l'adolescente confirme son attachement familial (même si, le plus souvent, par la désaffection), en s'inscrivant dans le modèle relationnel fourni par François de Singly, dans le sillage d'Émile Durkheim: «Nous ne sommes pas attachés à notre famille que parce que nous sommes attachés à la personne de notre père, de notre mère, de notre femme, de nos enfants.»³⁴

Une sorte d'obsession accompagne le rapport entre père et fille: celui de dissimuler, par un rapport familial en apparence équilibré et détaché, la tristesse. Et ce détachement dans les rapports entre père et fille est visible à partir de la séparation parentale; l'éloignement affectif constitue la clé pour la survie à la souffrance provoquée par la rupture familiale. Pour ne pas naufrager, les deux sacrifient ce qui est sacrificable, ce qui n'est pas nécessaire à leurs yeux, c'est-à-dire leurs affects, pour atteindre un état d'immobilité sentimentale, une froideur qu'ils interprètent comme de la sérénité; il s'agit d'un état d'hibernation qui confine à l'étrangeté pratiquée au quotidien:

³¹ Jaeggy (1992: 64).

³² Ibid., 85-86.

³³ Jaeggy (2003: 40).

³⁴ Singly (1993: 13).

Quand elle était encore petite, elle a dû se séparer de Johannes. Les enfants se désintéressent de leurs parents quand ils sont délaissés. Ils ne sont pas sentimentaux. Ils sont passionnels et froids. D'une certaine manière, quelques enfants quittent les affections, les sentiments comme si c'étaient des choses. Avec détermination, sans tristesse. Ils deviennent étrangers. Parfois des ennemis. Ce ne sont plus eux, les êtres abandonnés, mais ce sont eux qui battent mentalement en retraite. [...] Les parents ne sont pas nécessaires. Peu de choses sont nécessaires. Certains enfants se gouvernent tout seuls. Le cœur, cristal incorruptible. Ils apprennent à feindre. Et la fiction devient la partie la plus active, la plus réelle, attrayante comme les rêves. Elle prend la place de ce que nous considérons comme vrai. Ce n'est peut-être que cela, certains enfants ont la grâce du détachement.³⁵

La narratrice et le protagoniste ont assumé dans leur *modus vivendi* l'abandon, la grâce du détachement et la fiction. Ils tiennent comme un point d'honneur à s'assurer de l'absence de tristesse chez l'autre, tout en étant sans doute conscients de l'utopie de la question, de la non-vérifiabilité de la donnée. Ils ne recherchent pas l'élan dynamique de la joie, mais plutôt un discret contentement, l'absence de risque d'un dérapage soudain:

Sur le quai attendait Herr Dr., mon père. Il ôta son chapeau. Nous allons à la maison. À l'hôtel. C'était presque l'été. [...] Il y a quelque chose d'immobile. ‚Bist du zufrieden?‘ ‚Ja, mein Vater.‘ Tu es contente? Oui, mon père. Dans la parole aussi, quelque chose d'immobile.³⁶

L'immobilité devient un état souhaitable en raison de sa stabilité, dans un contexte familial précaire et à géométrie variable. Finalement, père et fille semblent être contents de cette quiétude, veinée de mélancolie, qui assure tout de même la paix et leur évite la douleur d'un changement trop brusque: «Johannes apparaît. Un sourire bon et triste. Il demande si je vais bien, si je suis *zufrieden*. Comme si cela était notre obsession, de père et de fille. Celle de ne pas être tristes, de cacher la tristesse qui nous a marqués sans raison».³⁷ Pourtant, la tristesse ne les a pas marqués «sans raison». Au contraire, c'est la narratrice elle-même qui souligne de quelle manière ce sentiment était déjà inscrit dans le patrimoine familial paternel – dans les papiers dont la narratrice hérite, elle découvre que la maison paternelle se trouvait dans un lieu appelé Tristesse Rouge: «Je passe beaucoup de temps au lieu appelé Tristesse Rouge. J'entends encore les chiens aboyer. Ce que nous ne possédons pas nous appartient.»³⁸ En dépit de la ruine patrimoniale paternelle, la tristesse est restée dans la lignée.

Johannes H. est le prototype de ce qu'Élisabeth Roudinesco définit le «patriarche mutilé»³⁹, au sein de «la famille affective contemporaine»⁴⁰, fondée et

³⁵ Jaeggy (2003: 18).

³⁶ Jaeggy (1992: 109).

³⁷ Jaeggy (2003: 22; italiques: Jaeggy).

³⁸ Ibid., 100-101.

³⁹ Roudinesco (2002: 107-140).

⁴⁰ Ibid., 108.

créée sur l'invention freudienne du complexe d'Œdipe. La famille affective se fonde, selon Roudinesco, sur «une organisation des lois de l'alliance et de la filiation qui [...] conduit chaque homme à découvrir qu'il a un inconscient et donc qu'il est autre que ce qu'il croyait être». ⁴¹ Ce modèle porte tout naturellement à un détachement par rapport à l'enracinement familial collectif: «Ni le sang, ni la race, ni l'hérédité ne peuvent désormais [...] empêcher» l'homme ou la femme moderne «d'accéder à la singularité de son destin.» ⁴² Le paradigme freudien d'une famille affective et singularisée est un intertexte patent dans les récits familiaux de Fleur Jaeggy, où la narratrice est – comme chaque fille du modèle freudien – appelée à devenir «la concurrente de sa mère»; sans compter que Johannes tient plus de la figure de Polybe que de celle de Laius, étant donné qu'il n'est pas le père biologique de sa fille. Dans la remémoration de ses relations familiales, une fois ses parents morts, si la narratrice reconnaît un lien paternel fort, elle a toujours une réticence à désigner ouvertement sa mère – qu'elle appellera le plus souvent «l'épouse de Johannes» ⁴³, peut-être justement parce qu'elle n'a été sa mère qu'au moment où elle était encore l'épouse de son père.

Patriarche mutilé, Johannes l'est à plusieurs égards: il n'a pas hérité de la fortune de sa riche famille d'industriels, ruinée par la maladie de son frère jumeau; suite à son divorce, il dépend des concessions de sa femme pour rencontrer sa fille; il est très probablement conscient du fait que sa fille, si proche à lui par tempérament, n'a en réalité aucun lien génétique avec lui; il a toujours eu une santé très fragile (même si la fille ne le découvrira qu'au moment de l'oraison funèbre du pasteur protestant). L'absence de lien biologique entre père et fille rend d'autant plus significatives certaines marques de filiation que la narratrice suggère tenir plutôt de son père que de sa mère: «La lumière dérange Johannes. Et moi aussi. Nous avons peut-être la même maladie. Mes yeux aussi deviendront sans couleur. Nous n'avons pas les yeux forts comme sa femme, ma mère.» ⁴⁴ Des allers-retours allusifs et fragmentaires à ce lien/non-lien avec son père et la famille paternelle sont parsemés dans le récit de Fleur Jaeggy:

Je ne comprends pas d'où il vient. [...] Et pourtant, mon père et moi, nous sommes unis par un lien, comme par une volonté supérieure, qui n'appartient pas à cette terre. Quand j'étais petite, je lui disais: «*Sind Sie mein Vater?*» êtes-vous mon père? «*Herr Johannes, ich bin Ihre Tochter*», je suis votre fille. Légalement, je lui appartenais. J'étais sa compagne de quatorze jours. Sa compagne de quelques jours d'hiver, de quelques jours d'été. Et à présent, exceptionnellement, en dehors des règles, au printemps. ⁴⁵

⁴¹ Ibid., 110.

⁴² Ibid.

⁴³ Jaeggy (2003: 51-53).

⁴⁴ Ibid., 94-95.

⁴⁵ Ibid., 95; italiques: Jaeggy.

Au moment de l'écriture, la narratrice a hérité de tout le passé familial, elle le possède et le maîtrise, elle peut y avoir accès à sa guise. L'absence des témoins de l'histoire vécue libère enfin la narratrice d'un accès amputé et biaisé à la vérité – les omissions et les détournements fondés sur la pudeur laissent leur place aux faits, à une archive documentaire complète, faite de papiers, tableaux, photos et objets: «L'infirmes, la mère aux yeux jaunes, le mari fabricant de tissus: je ne les ai jamais rencontrés. Mais je possède leurs papiers, outre les portraits. Ce qu'il y a à savoir, je le sais. Les papiers sont enfermés dans un des tiroirs d'un bureau long [...]. Je peux ouvrir le tiroir à n'importe quel moment et vérifier.»⁴⁶ Quant aux liens, ils ont été toujours lacunaires et la remémoration du passé ne le redore par pour autant: «Je n'ai pas de liens avec cette famille. Je suis une descendante sans liens. Les papiers prouvent l'existence des parents de Johannes. Et de l'infirmes. [...] Dans un dossier noir, avec une étiquette au centre, l'histoire de la fabrique».⁴⁷

Un autre document fondamental au moment de la reconstruction de son récit de filiation *a posteriori* vient de Johannes, qui tient tout au long de son existence «un livre de toile bleue, qui portait le titre „Mein Lebenslauf“, les dates de ma vie»⁴⁸, et dans lequel il inscrivait toutes les dates qui concernaient la vie de sa fille et, après le divorce, leurs rencontres. Sans doute pour fuir la précarité de son existence, l'accidentalité de la mort, la fiction quotidienne et presque pour répondre à la volonté de donner de l'épaisseur à la réalité, à ce rapport qui est là, sans pour autant l'être, Johannes a noté les différentes dates qui l'ont amené à côtoyer sa fille. Cet album est une sorte de «preuve», une «confirmation d'une existence»; il est écrit «de façon laconique», avec «des phrases courtes, sans commentaire»: «Il n'y a pas d'impressions, de sentiments. La vie est simplifiée, presque comme s'il n'y en avait pas.»⁴⁹ La narratrice semble avoir hérité de la poétique paternelle et ses récits de filiation complètent le projet du père, qui n'avait pas osé la fiction, en s'arrêtant à répertorier les rares fragments objectifs du réel, qui le reliaient à cette fille irréaliste, dont il était dépossédé tant par la biologie que par l'éducation.

Au nom de la mère: une absence encombrante

Dans un chapitre consacré à «La puissance des mères»⁵⁰, Roudinesco revient sur le tournant collectif pris par l'institution familiale dans les années 60 et 70: le modèle de la famille conjugale est désormais mis à mal par la pratique reconnue, revendiquée et de plus en plus répandue du divorce – comment

⁴⁶ Ibid., 98.

⁴⁷ Jaeggy (2003: 100).

⁴⁸ Jaeggy (1992: 94).

⁴⁹ Jaeggy (2003: 17).

⁵⁰ Roudinesco (2002: 181-220).

fonder légitimement, tout entier sur la force symbolique du mariage, le lien familial, étant donné qu'il est lui-même reductible plus à un rite festif qu'à un lien indissoluble? Dans sa nouvelle configuration de «famille recomposée», la famille moderne assume son instabilité et trouve sa propre géométrie:

Au lieu d'être divinisée ou naturalisée, la famille contemporaine se voulut fragile, névrosée, consciente de son désordre, mais soucieuse de recréer entre les hommes et les femmes un équilibre que ne pouvait leur procurer la vie sociale. Ainsi fit-elle jaillir de sa défaillance même une vigueur inattendue. Construite, déconstruite, reconstruite, elle regagna son âme dans la quête douloureuse d'une souveraineté brisée ou incertaine.⁵¹

Il s'agit d'un changement de paradigme fondamental, qui a des retombées sur tous les membres de la famille. Ainsi, ceux qu'on nommait des «enfants illégitimes» ou des «bâtards», deviennent des frères ou des sœurs à part entière, avec la hausse de la procréation hors mariage. La narratrice de «Protelerka» n'a aucun problème à reconnaître la prédominance du lien d'affection/désaffection et relationnel sur le lien de sang, lorsqu'à la fin de son récit de filiation, elle vient à connaissance de la vérité concernant son père biologique et l'existence de son demi-frère (qu'elle appellera «frère» tout court) d'un an son aîné et mort à cinq ans: «Je ne crois pas que l'homme soit mon père. Je crois plutôt que j'ai un frère qui a eu un accident mortel. Et pour ce frère, je nourris une affection profonde. Non pour l'homme qui parle.»⁵² Nous sommes confrontés à l'irrationalité manifeste, étant donné que l'une des clauses pour prouver l'existence d'un frère (fût-il un demi-frère) est celle de reconnaître au moins un géniteur commun. C'est comme si la narratrice adhérait à la toute-puissance de la femme moderne dans la procréation: elle peut désormais «dérober la semence d'un homme au cours d'un acte sexuel sans que celui-ci ait le moindre droit sur l'enfant ainsi conçu» et, inversement, elle pourrait «réclamer à l'homme qui s'y refuse une reconnaissance de paternité assortie d'indemnités financières»⁵³. Le lecteur ne sait pas pourquoi la mère de la narratrice a eu un enfant en dehors du mariage; on en arrive même à penser que Johannes était finalement stérile et que l'arrangement était dès le départ accepté par toutes les parties de la famille. Le fait passe sous silence de leur vivant; il n'affleure que pour la volonté de la semence paternelle, qui revendique sa filiation, sa transmission génétique.

Le potentiel fictif et fictionnel de la famille, la possibilité d'en faire une histoire et un récit subjectifs, d'opérer systématiquement des ellipses, sont à la base de «la famille incertaine»⁵⁴: «À la définition d'une essence spirituelle, biologique ou anthropologique de la famille, fondée sur le genre, le sexe et les lois de la parenté, [...] s'est substituée celle, horizontale et multiple, inventée

⁵¹ Ibid., 188-189.

⁵² Jaeggy (2003: 122).

⁵³ Roudinesco (2002: 206).

⁵⁴ Roussel (1989).

par l'individualisme moderne.»⁵⁵ La nouvelle configuration de la famille est ainsi celle d'une «tribu insolite», «un réseau asexué, fraternel, sans hiérarchie ni autorité, et dans laquelle chacun se sent autonome»⁵⁶. La configuration désordonnée ou incertaine de ce type de famille empêche *une* histoire de famille, en favorisant la stratégie du récit partiel ou, plus fréquemment au moins chez Fleur Jaeggy, du tabou et de l'omission: «Aucun de mes parents, avec lesquels je passais alternativement mes vacances, ne trouva jamais le temps ni l'envie de m'expliquer l'histoire du monde et de ses iniquités. Je ne posais pas de questions. J'étais souvent distraite. Distraite par rien.»⁵⁷ Une société qui accepte à une large échelle et se revendique d'un individualisme et d'un narcissisme affiché, méconnaît à sa base le pouvoir de «transmission généalogique»⁵⁸, au stade biologique et symbolique – si Œdipe lutte et se révolte (inutilement) à une prophétie familiale néfaste, en n'échappant pas au tragique collectif et à l'autopunition finale, Narcisse, quant à lui, fuit toute dimension parentale, préférant se donner la mort plutôt que *se* perdre.

C'est la même primauté des relations familiales singulières par rapport aux intérêts de la conservation du patrimoine que François de Singly met à la base de sa notion de famille moderne: relationnelle, individualiste⁵⁹ et tiraillée entre la sphère publique et privée. Et Zygmunt Bauman élargit davantage le spectre, en relevant la dictature de l'individualisation et de la relation à l'échelle de notre société moderne tout entière. Comme conséquence, si dans le passé le fait d'avoir une descendance constituait une assurance productive pour la survie de la parenté, dans nos structures familiales fragiles modernes, «l'espérance de vie d'une famille [est] nettement inférieure à celle de n'importe lequel de ses membres»⁶⁰ et «l'appartenance à une lignée familiale particulière se [change] rapidement en l'un des 'indécidables' de l'époque moderne liquide»⁶¹. La famille aurait donc subi une variation parallèle au modèle consumériste: le mariage devient un produit qu'on utilise et dont on se débarrasse comme les autres biens; l'enfant devient un «objet de consommation émotionnelle», ainsi que l'un des «achats les plus coûteux que le consommateur moyen puisse faire au cours de toute sa vie»⁶². Pour la famille représentée dans les récits de filiation de Fleur Jaeggy, *matrimonio* (mariage) et *patrimonio* (patrimoine) ne diffèrent que pour la seule lettre initiale. Dès son enfance, la fille est consciente de son milieu so-

⁵⁵ Ibid, 191.

⁵⁶ Ibid.

⁵⁷ Jaeggy (1992: 63-64).

⁵⁸ Roudinesco (2002: 197).

⁵⁹ Singly (1993: 15).

⁶⁰ Bauman (2003: 56).

⁶¹ Ibid., 56-57.

⁶² Ibid., 57.

cial, de l'importance des villas, de son éducation et scolarisation, des montres coûteuses, des voitures sportives, des hôtels fréquentés.

L'enfant est ainsi détenteur et investi d'un «capital scolaire», avant d'hériter par succession des biens de famille: «La capitalisation scolaire et la capitalisation patrimoniale, loin d'être concurrentes, s'épaulent mutuellement.»⁶³ La décision du départ de l'enfant vers des internats choisis, à partir de l'âge de huit ans, est sans appel et rend déjà compte du nouvel équilibre/déséquilibre de la famille séparée. C'est la grand-mère maternelle, Orsola, qui annonce la nouvelle: «C'est pour ton bien. – Et Johannes? – Ton père fait ce que nous décidons nous.»⁶⁴ L'éducation de l'enfant est décidée unilatéralement par sa mère, qui a la pleine tutelle légale; la décision est appliquée par sa grand-mère et imposée au père et à la fille: «C'est pour mon bien. Une phrase empoisonnée. Mais elle sonne bien. [...] Je sors de la maison avec une valise et le cartable de l'école. On me remet à d'autres. Pour mon bien.»⁶⁵ L'épisode affleure à d'autres moments du récit de filiation de la narratrice, qui prend conscience que ce refus d'une éducation en famille, cet éloignement programmé tellement douloureux et injuste fût-il ressenti au départ, était finalement une évidence et une reconnaissance – donner à une fille qui n'avait plus de famille la possibilité de s'en éloigner et s'en inventer une propre. La haine de la jeune narratrice aux égards de son aïeule est manifeste; pourtant, au moment du récit, elle se reconnaît, avec détachement certes, en ses traits:

Il était évident que j'allais devoir passer mes meilleures années au collège. De huit à dix-sept ans. Ils m'avaient d'abord laissée avec une vieille dame, une de mes aïeules. Elle décida un jour qu'elle ne supportait plus ma compagnie, elle disait que j'étais sauvage. Et pourtant je ne ressemblais à rien davantage qu'à son portrait accroché dans la salle à manger. C'est pourquoi elle effaça mon image de ses yeux. Aujourd'hui je prends ses traits. [...] Grâce à elle je suis allée dans plusieurs collèges, j'ai connu des directrices, des révérendes mères, des supérieures, des Mères préfètes, mais aucune n'avait l'autorité de mon aïeule. J'ai toujours senti que je pouvais les circonvenir, que leur pouvoir était passager, même si je leur baisais la main.⁶⁶

La jeune fille a une lucidité absolue sur le fait que sa vie d'individu, tout comme celle qui gère les relations au sein de la cellule familiale, est exposée aux décisions, souvent arbitraires, venant de l'extérieur. La famille moderne devient l'objet d'un processus systématique de l'État légiférant sur toutes les relations et conséquences internes⁶⁷ et, dans le cas de la narratrice, il est évident que la mère a tous les droits sur sa fille. Si nous avons vu l'évolution de la famille avec la

⁶³ Gotman (1988: 2).

⁶⁴ Jaeggy (2003: 45).

⁶⁵ Ibid., 45-46.

⁶⁶ Jaeggy (1992: 39).

⁶⁷ Singly (1993: 16).

normalisation du divorce et de la séparation, sociologiquement nous assistons à un dysfonctionnement ultérieur dans les récits de filiation de Fleur Jaeggy. En effet, dans la grande majorité des cas de divorce, la famille dissoute se retrouve face à la «domination des mères», à une consécutive «absence du père» et à une situation qui se repropose le plus souvent: «l'enfant vit trop avec sa mère» et il «est privé de son père»⁶⁸. Or, le destin de la jeune fille des récits de Fleur Jaeggy est certes soumis à la domination légale de sa mère qui, néanmoins, demeure physiquement absente, car au Brésil pour sa carrière de pianiste; le père est donc physiquement en Suisse, présent dans les rares moments qui lui sont accordés par la lignée maternelle:

L'épouse a tout pris. Même l'enfant. Depuis lors, il peut l'avoir en prêt. Peu après, Johannes perdrait aussi le patrimoine familial. La mère de l'enfant est parvenue à s'en aller avant. Avant la fin inéluctable d'un patrimoine. Maintenant, pour voir sa fille quelques jours de plus, Johannes doit demander la permission, qui lui est refusée. Quand la fille sera grande, il pourra peut-être rester avec elle. Mais quand elle sera grande, il n'y sera plus.⁶⁹

Toutes les décisions et les vicissitudes apparaissent inéluctablement imbriquées, mais pas complètement reliées ou reliables à une logique de cause à effet: le divorce et l'éducation de la fille, la perte et le gain du patrimoine matériel et le mariage, la tutelle légale et le capital scolaire, la mère toute puissante au Brésil et le père patriarcale mutilé en Suisse. De manière tout aussi irrationnelle et imprévisible, l'enfant se trouve insérée dans un contexte où les fondements de l'éducation sont l'«ordre et la soumission»⁷⁰, alors qu'elle a vécu sa petite enfance dans un milieu plutôt désordonné et insoumis – aux diktats, aux mœurs, à la famille patriarcale. La seule fois où la narratrice appelle sa mère par un diminutif affectif, elle le fait en passant par une langue étrangère, le français (*maman*⁷¹), la langue de communication entre le père germanophone et la mère italophone. Elle le fait en relatant le moment douloureux lorsqu'elle était enfant, en uniforme et béret, et elle attendait à la gare le passage du train de sa mère qui partait de l'autre côté de l'océan: «Je me trouvais donc, avec mon béret et ses initiales, de l'autre côté du monde, dans cette partie où l'on est protégé et gardé à vue. Je pressentais la douleur, l'abandon, avec une joie aiguë. [...] La joie qu'on éprouve pour une douleur est malicieuse, elle est empoisonnée. C'est une vengeance. Elle n'est pas aussi angélique que la douleur.»⁷²

Le collègue pourrait être une sorte de substitut de la famille et, pour certains aspects, il pourrait être le lieu de l'invention d'une existence familiale et person-

⁶⁸ Ibid., 72.

⁶⁹ Jaeggy (2003: 41).

⁷⁰ Jaeggy (1992: 113).

⁷¹ Jaeggy (1989: 78; italiques: Jaeggy): «Ero lì, in ordine, per vederla passare, transitare, e poi avrebbe preso l'*Andrea Doria* e se ne sarebbe andata oltre oceano, lei, *maman*.»

⁷² Jaeggy (1992: 98-99).

nelle à soi: «Dans la vie de collègue, chacune de nous, si elle a un peu de vanité, échafaude sa propre image, une sorte de double vie, s'invente une façon de parler, de marcher, de regarder.»⁷³ Mais, dans la réalité, la jeune fille n'arrivera jamais à s'émanciper de son héritage, car elle ne sera jamais oubliée par sa mère, qui ne se lasse pas d'envoyer des lettres avec des consignes pour les différentes directrices, d'envoyer à la fille des robes de soirée et des chaussures vernies noires,⁷⁴ d'écrire des télégrammes avec des précautions à l'intention de son père. La mère continue à «dominer» et à vouloir dominer, même *in absentia*, depuis le Brésil, en donnant ce que la narratrice définit d'ordres non partagés: «D'autres ordres parvenaient du Brésil, d'autres lettres: on souhaitait que l'élève X. trouvât enfin des amies. Elle grandissait trop seule et sauvage. C'est ce que me communiqua la directrice.»⁷⁵ Ou encore: «Toujours du Brésil arrivèrent les ordres: je devais apprendre à tenir une maison, à cuisiner, à faire des gâteaux.»⁷⁶ Mais finalement ce lien refoulé et nié avec la mère l'a toujours accompagnée, des cours de piano pendant sa jeunesse – où la narratrice a «parfois l'impression d'être en train de jouer à quatre mains, les deux autres sont les mains de celle qui écrit des lettres du Brésil»⁷⁷ –, jusqu'à l'adoption de la langue italienne comme fil de la narration.

Si, pendant ses années d'internat, la «vraie» mère est souvent chosifiée à l'état d'une dépêche, d'une lettre, d'un ordre à exécuter, et son absence est provisoirement remplacée par diverses figures plus ou moins religieuses de sœurs, «mères supérieures», «mères préfètes» ou «mater»⁷⁸, le remplacement n'est guère définitif. Comme nous l'avons vu à propos de la citation concernant la grand-mère Orsola, ces figures déléguées de l'éducation n'avaient pas la même autorité des femmes de la famille; elles ne pouvaient pas compéter avec l'ancrage mémoriel et l'ascendance exercées par la mère et la grand-mère. La vie du collègue n'est ainsi qu'une longue parenthèse, qui ne laisse pas de souvenir comparable aux papiers, aux photos et aux documents dont l'héritage familial l'a désignée en tant que dernière de la lignée. La mère de la narratrice est symbolisée, dans l'aujourd'hui de la narration, par le piano à queue Steinway & Sons. Mais sa relation avec elle, pour reniée qu'elle ait pu l'être, demeure même à un stade plus immatériel, grâce au souvenir du son du piano:

L'épouse de Johannes, ma mère, jouait du piano. Quand j'étais invitée à rester près d'elle, je l'écoutais pendant des heures. C'est peut-être pour cela que je suis

⁷³ Ibid., 11; cf. Jaeggy (1989: 11): «Nelle vite di collegio ciascuna di noi, se ha un po' di vanità, si costruisce la propria immagine, una specie di doppia vita, si inventa un modo di parlare, di camminare, di guardare.»

⁷⁴ Jaeggy (1992: 64).

⁷⁵ Ibid., 59.

⁷⁶ Ibid., 114.

⁷⁷ Ibid., 48.

⁷⁸ Ibid., 40.

attirée par le son du piano. [...] Le son du piano représente tout ce que je n'ai pas eu. Je l'entendais jouer quand j'étais très petite, quand elle était encore mariée avec Johannes. Puis ce son a fini. Les pièces étaient silencieuses. J'ai haï ce silence, sans le savoir. Le silence reçu par un homme et une femme qui se quittaient et ont disposé de façon absolue de la vie d'une fille. Aujourd'hui encore, quand j'écoute du piano, je suis saisie d'un sentiment sauvage, je ne sais pas ce que c'est, mon esprit revient vers quelque chose de beau, lointain, détruit.⁷⁹

Dans ce passage magistral, la force presque involontaire d'une réconciliation avec le passé familial de la narratrice est sublimée par ce son du piano encore retentissant. Ce n'est plus seulement le piano, un objet qu'elle peut brûler, dont elle peut se défaire ou disposer comme elle veut, qu'elle peut ouvrir ou fermer comme un tiroir ou le *Lebenslauf* de son père. Le son de l'instrument gravé dans son souvenir représente tout ce que la narratrice n'a pas eu et, pourtant, c'est tout ce qu'elle a et aura, au-delà de son vouloir de destruction. Ce souvenir sonore a certes un pouvoir symbolique; mais il a surtout une force qui vient des entrailles, indomptable et, pour une fois, attachée, dépourvue de la fameuse grâce du détachement. Et cette force charrie, sauvagement (comme le sentiment qui l'anime encore aujourd'hui, au moment de l'écriture), la pudeur et la rancune mal dissimulée derrière la dénomination réticente et récurrente «l'épouse de Johannes, ma mère». Tout le silence d'une vie, les non-dits, les omissions («une omission n'est pas un mensonge»⁸⁰), l'absence de questions et de réponses, les distractions sur des détails infimes, de rien, finalement trouvent une explication et un souffle. Si on peut décider de se débarrasser des objets ou de certains aspects du passé, si on peut décider de se défaire de ce qui est appris et apprivoisé, beaucoup plus difficile est de se défaire de ce qui est sauvage, de ce qui est resté à l'état sauvage, en nous, car il échappe de notre contrôle.

Conclusion. Franchir le seuil: l'enracinement personnel, au-delà de la pudeur

Tisser la matière autobiographique, avec l'arbitraire du souvenir et dans le but de se connaître et reconnaître aujourd'hui, est un travail qui ne se limite pas au repérage historique, mais qui comporte des incursions fictionnelles: «L'individu choisit la lignée à laquelle il s'identifie. Il replante ce qu'il considère comme ses propres racines.»⁸¹ C'est en ce sens que la narratrice reconnaît un demi-frère mort, mais elle refuse de reconnaître son père biologique, par exemple. Ou encore, la narratrice n'arrive pas à désigner simplement sa «mère» et son «père» par leur appellatif le plus simple, celui qui rend compte de leur rôle au sein de la famille; elle est obligée de passer par une paraphrase de leur fonction ou leur appellation sociale: le docteur, Johannes, l'épouse de mon père, sa femme, la

⁷⁹ Jaeggy (2003: 50-51).

⁸⁰ Jaeggy (1992: 60).

⁸¹ Singly (1993: 75).

pianiste, l'Italienne. Ce décalage de lexique des fonctions (qu'on retrouve également appliqué plus largement à toutes les figures de la famille – l'infirmier, la patronne, etc.) donne une impression générale d'étrangeté – la protagoniste se perçoit en même temps comme identique et autre vis-à-vis de ce contexte. Elle connaît, reconnaît et méconnaît ce passé familial, le tissant avec le paradoxe d'une histoire qui, *de facto*, n'existe pas comme donnée objective, mais qui ne peut qu'être le reflet d'un regard partiel et sans cesse actualisé.

En lisant les récits des relations familiales, largement inspirées de la biographie de l'auteure, deux autres exemples, sûrement plus connus, se rapprochent à notre esprit au style et au traitement du souvenir chez Fleur Jaeggy: Marguerite Duras et Agota Kristof. Plus spécifiquement, l'étude des deux récits de filiation de l'écrivaine suisse nous ont poussé à tisser des liens avec deux œuvres publiées dans les années 80 et qui présentent des échos évidents, tant du point de vue des contenus que d'un style très minimaliste et voué tout entier à la parataxe: «L'Amant» (1984) et «Le grand Cahier» (1986). Philippe Gasparini, dans son ouvrage essentiel sur les frontières fragiles entre autobiographie et autofiction, avançait des hypothèses de lecture sur l'œuvre de Marguerite Duras qui pourraient bien s'adapter également aux œuvres de Fleur Jaeggy et Agota Kristof. En partant par la question épineuse du flottement entre la focalisation interne et externe, entre l'utilisation des pronoms «elle» et «je», Gasparini souligne la tendance de l'auteur à décliner la narratrice de son roman par des termes généraux telles que «l'enfant», «la petite fille», la petite blanche», et il affirme que «le refus de nommer l'héroïne semble parfois une coquetterie de la romancière, se constituant ainsi, *a posteriori*, en personnage de fiction»⁸². Finalement c'est à un niveau poétique et énonciatif que les implications sociales intrinsèques à toute réflexion sur la famille explosent, car c'est précisément «dans ce va-et-vient énonciatif»⁸³ qui se jouent les différentes expériences intimes, tantôt assumées, tantôt fictionnalisées. Une fois que la cohabitation entre les modalités autobiographique et autofictionnelle est instaurée, l'auteur est libre de côtoyer le paradoxe, libre de l'*effet contractuel* par rapport à l'histoire réellement vécue, libre de suivre le fil de l'émotion au lieu de la chronologie.

Dans «L'Amant», Marguerite Duras s'arrêtait sur la difficulté de l'entreprise autobiographique qui, en soi, ne pouvait pas prétendre à se faire histoire, à respecter la chronologie, à avoir une trajectoire linéaire et fidèle: «L'histoire de ma vie n'existe pas. Ça n'existe pas. Il n'y a jamais de centre. Pas de chemin, pas de ligne».⁸⁴ L'histoire de la vie de la narratrice, obligatoirement imbriquée avec celle de sa famille, au moins pendant sa jeunesse, était en ce sens soumise et en même temps libérée par deux seuils d'émancipation littéraire franchis: l'un de l'ordre plus

⁸² Gasparini (2004: 43; italiques: Gasparini).

⁸³ Ibid., 155.

⁸⁴ Duras (1984: 14).

biographique – le dépassement de la pudeur; et l’autre de l’ordre plus poétique – l’«écriture courante»⁸⁵. Duras écrivait dans «L’Amant» qu’elle avait commencé à écrire dans un milieu qui la portait «très fort à la pudeur»: «J’ai beaucoup écrit de ces gens de ma famille, mais tandis que je le faisais ils vivaient encore, la mère et les frères, et j’ai écrit autour d’eux, autour de ces choses sans aller jusqu’à elles.»⁸⁶ L’écriture courante rapporte au plus vrai ce qui reste des souvenirs au moment de l’écriture, dans leur mélange de langues et de registres, sans unité d’action apparente, dans leur parataxe qui mime l’état fragmentaire de la mémoire. La définition de cette écriture en direct conviendrait également au style de Fleur Jaeggy, tout comme l’élément d’émancipation de la pudeur – on ne raconte le passé, d’un point de vue subjectif, qu’une fois que les intéressés sont morts.

De manière analogue, «Le Grand Cahier» pose d’emblée un défi à la subjectivité du récit familial, étant donné que le «je» est complètement supplanté par le «nous». Il s’agit d’un récit inspiré de bouts de biographie, mais en clé de biographie collective, de la vie de l’auteur et de son frère Jano, si on en croit aux interviews d’Agota Kristof à ce sujet: «Tout au début, quand j’ai commencé ce qui, par la suite, est devenu *Le Grand Cahier*, je voulais écrire mes souvenirs d’enfance, pour mes enfants, la dernière année de la guerre, en 1944, où nous avons déménagé dans cette ville, puisque, avant, on habitait dans un petit village.»⁸⁷ Sans trop rentrer dans les détails, l’histoire du «Grand cahier» revient sur l’abandon de deux enfants jumeaux à leur grand-mère, cette fois, en raison de la guerre et non pas pour la découverte d’une incompatibilité entre mari et épouse: «Notre Mère a les yeux rouges.»⁸⁸ Agota Kristof définit comme une «nécessité d’écriture implacable»⁸⁹ la force qui la pousse à remonter par le biais des relations familiales, à partir d’un bout d’histoire, et à essayer de répondre à des questions qui se posent à elle dans le moment présent: «l’écriture est suicidaire; parce qu’elle nous met dans un état dépressif, au point que l’on ne pense qu’à cela. On ne vit pas la vraie vie, on vit avec ce qu’on écrit.»⁹⁰ Pour surmonter la douleur de l’abandon et accompagner l’acceptation de la nouvelle situation, les deux jumeaux du récit s’imposent ce qu’ils appellent un «défi d’objectivité» lors de leurs compositions à la maison, qui témoigne d’une volonté de se détacher pour ne pas sombrer et, en même temps, pour réussir l’entreprise de survivre à l’histoire familiale: «nous avons une règle très simple: la composition doit être vraie. Nous devons décrire ce qui est, ce que nous

⁸⁵ Ibid., 38.

⁸⁶ Ibid., 14.

⁸⁷ Kristof (2007; italiques: Kristof).

⁸⁸ Kristof (1986: 7).

⁸⁹ Kristof (2007).

⁹⁰ Ibid.

voyons, ce que nous entendons, ce que nous faisons. [...] Les mots qui définissent les sentiments sont très vagues, il vaut mieux éviter leur emploi.»⁹¹

À en croire à ces quelques exemples, parcourir à rebours le fil du récit de ses racines n'est jamais une entreprise anodine. C'est une démarche si bouleversante pour la sphère émotionnelle que les narrateurs privilégient le détachement et un flottement énonciatif, les auteurs la parataxe et un style prétendument objectivant. Lorsqu'on se donne le défi de remonter le courant de ses propres origines, on ne peut pas éviter de croiser les trajectoires familiales: «Avoir une origine est moins la définition d'une provenance, qu'une façon d'articuler son identité à une appartenance familiale.»⁹²

Dans un monde qui a accepté, sociologiquement, le pari de la liquidité des relations, la recherche des origines, c'est-à-dire la volonté d'aller récupérer et comprendre les dynamiques qui ont mené les protagonistes à se situer dans un point précis d'une lignée, ne répond plus tellement à un besoin de créer un sens d'appartenance au sein d'un groupe, quant plutôt l'impératif d'un procédé d'autoanalyse visé à comprendre un enracinement personnel. Comme l'écrit François de Singly, «à la différence des généalogies bourgeoises ou aristocratiques, construites au fil de la lignée pour inculquer le sentiment d'appartenance au groupe, l'intérêt pour la généalogie aujourd'hui renvoie, souvent, à la fonction d'enracinement personnel»⁹³. Les récits de filiation de Fleur Jaeggy le prouvent: loin d'être des tissus réguliers, ils présentent toutes les imperfections et hésitations d'un travail repris et interrompu à plusieurs reprises, à la recherche de l'enracinement de l'individu présent.

Bibliographie

- Bauman, Z. (2003): *L'Amour liquide. De la fragilité des liens entre les hommes*. Trad. Christophe Rosson. Paris.
- Castagnola, R. (2005): *Un viaggio verso l'ade: "Proleterka" di Fleur Jaeggy*. In: *Versants*. 50. 179-198.
- Déchaux, J.-H. (1997): *Le Souvenir des morts. Essai sur le lien de filiation*. Paris.
- Déchaux, J.-H. (2007): *Sociologie de la famille*. Paris.
- Demanze, L. (2009): *Les possédés et les dépossédés*. In: *Études françaises*. 45. 3. 11-33.
- Duras, M. (1984): *L'Amant*. Paris.
- Garboli, C. (2002): *Jaeggy. Lo stile di una scrittrice che guarda il mondo con gelida innocenza*. In: *La Repubblica*. 3.3.2002.
- Gasparini, P. (2004): *Est-il je? Roman autobiographique et autofiction*. Paris.

⁹¹ Kristof (1986: 33-34).

⁹² Ramos (2011: 29).

⁹³ Singly (1993: 74).

- Ginzburg, N. (1963): *Lessico familiare*. Turin.
- Gotman, A. (1988): *Hériter*. Paris.
- Jaeggy, F. (1989): *I beati anni del castigo*. Milan.
- Jaeggy, F. (1992): *Les Années bienheureuses du châtement*. Tr. Jean-Paul Manganaro. Paris.
- Jaeggy, F. (2001): *Protelerka*. Milan.
- Jaeggy, F. (2003): *Protelerka*. Tr. Jean-Paul Manganaro. Paris.
- Kristof, A. (1986): *Le grand Cahier*. Paris.
- Kristof, A. (2007): «Maintenant je n'écris plus». Propos recueillis par Erica Durante. In: Dossier Viceversa. <http://www.culturactif.ch/viceversa/kristof.htm> [25.2.2021].
- Lejeune, P. (1996): *Le Pacte autobiographique*. Nouvelle édition augmentée. Paris.
- Ramos, E. (2011): «Les origines». La tension entre appartenance familiale et identité individuelle. In: *Civitas. Revista de Ciências Sociais*. XI,1. 24-39.
- Roudinesco, É. (2002): *La Famille en désordre*. Paris.
- Roussel, L. (1989): *La Famille incertaine*. Paris.
- Singly, F. de (1993): *Sociologie de la famille contemporaine*. Paris.
- Tisseron, S. (1996): *Secrets de famille*. Paris.
- Viart, D. (1999): *Filiations littéraires*. In: Baetens, J. / Viart, D. (dir.): *États du roman contemporain. Écritures contemporaines 2*. Paris. 115-139.
- Viart, D. (2009): *Le silence des pères au principe du "récit de filiation"*. In: *Études françaises*. 45. 3. 95-112.
- Viart, D. (2019): *Les Récits de filiation. Naissance, raisons et évolutions d'une forme littéraire*. In: *Cahiers ERTA*. 19. 9-40.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller Kolly, Valentin: *Une famille au-delà de la famille*. Jean-François Haas, «Tu écriras mon nom sur les eaux». In: IZfK 9 (2022). 169-183.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-f974-dad6

Valentin Kolly (Fribourg)

Une famille au-delà de la famille.

Jean-François Haas, «Tu écriras mon nom sur les eaux»

A family beyond family: Jean-François Haas, «Tu écriras mon nom sur les eaux»

In «Tu écriras mon nom sur les eaux», published in 2019, Jean-François Haas proposes a reflection on the family based on two distinct models put in opposition. The first, limited and exclusive, corresponds to the archetype of the Swiss family at the beginning of the 20th century. Haas describes it extensively in the first part of his novel before breaking it up and proposing a more open and human counter-model based on fiction and the potentialities offered by literature. Playing on intertextuality and the use of personal pronouns, among other things, Haas lays the foundations of an ideal but illusory family model, encompassing humanity in its entirety. By constantly weaving links between different moments of the 20th century and the present of narration and writing, Jean-François Haas is also building a strong discourse on Switzerland, its institutions and conservatism.

Keywords: family novel, Jean-François Haas, Swiss-French literature

Paru en 2019 aux éditions du Seuil, «Tu écriras mon nom sur les eaux» est le sixième roman de Jean-François Haas. À la croisée de la tradition picaresque, du roman d'apprentissage et du récit de filiation, il consiste en une grande fresque familiale se déployant sur plusieurs continents et mettant en scène l'exil d'un jeune Fribourgeois, Tobie, parti à la recherche de son père biologique, Tobias, qui a été contraint de fuir la Suisse pour les États-Unis après une bagarre qui a

dégénéré et causé la mort d'un homme, par sa faute. Si cette bagarre a éclaté, lors de la Bénichon¹ de 1894, c'est parce que Tobias arborait doublement le masque de l'étranger: d'une part, il ne venait pas du village où avait lieu la fête mais «d'un village voisin»²; d'autre part, il était ouvrier et travaillait sur les chemins de fer. Les amalgames ayant bon dos, les locaux n'ont pas tardé à l'associer à «un de ces va-nu-pieds d'Italiens qui viennent traîner leur faim par chez nous.»³ Cet événement, constituant l'élément déclencheur du récit, indique bien la nature du monde dans lequel il va se dérouler: une société binaire, manichéenne, dont toute la construction repose sur des oppositions fortes, entre indigènes et étrangers, entre chrétiens et juifs, entre blancs et noirs; une société dans laquelle le réflexe premier de tout individu ne sera pas l'ouverture, mais le rejet de ce qui ne lui ressemble pas.

Cette dynamique antagonique, Haas va la cristalliser à travers le prisme de la famille, que la littérature construit fréquemment en reflet de structures politiques et sociales plus larges. Il en convoque deux modèles opposés qui constitueront le centre de cette étude. Le premier est ancré dans la réalité des débuts du XX^{ème} siècle. Il s'agit d'un modèle familial traditionnel dans lequel le partage d'un même nom, d'un même sang et d'une généalogie commune crée et justifie un certain nombre de liens au sein d'un noyau restreint et exclusif. Ce premier modèle, Jean-François Haas le construit d'abord comme un microcosme de la Suisse – une Suisse patriote et soudée mais une Suisse fermée sur l'extérieur – puis de l'Occident dans son ensemble. Constituant le socle de «Tu écriras mon nom sur les eaux», c'est un modèle qui traverse toute l'œuvre de l'écrivain fribourgeois. Dans «L'homme qui voulut acheter une ville», paru en 2016, il plaçait déjà la réflexion suivante dans la bouche d'un personnage facilement identifiable à James Schwarzenbach⁴:

Bien sûr, la famille est la base de notre société; mais justement, il faut la protéger, ne pas la soumettre à des influences étrangères. Que deviendront nos enfants quand ils auront pris les habitudes des gens du Sud, leur goût du farniente, par exemple, qui infectera notre courage au travail? Alors notre pays ne sera plus lui-même...
Ô mon pays, ma patrie, tu ne perdras pas ton âme, je me battrai pour elle.⁵

Cette conception de la famille comme socle de la société helvétique remonte à la mouvance nationaliste helvétiste des XVIII^{ème} et XIX^{ème} siècles, dont l'un des principaux objectifs était de définir et d'affirmer une identité suisse distincte de

¹ Tirant son nom du latin *benedictio*, la Bénichon est une fête traditionnelle d'origine religieuse célébrée dans le canton de Fribourg au mois d'octobre.

² Haas (2019: 31).

³ Ibid., 33.

⁴ James Schwarzenbach (1911–1994) était un homme politique suisse, membre de l'Action Nationale – parti nationaliste d'extrême-droite – et à l'origine de l'initiative xénophobe «contre l'emprise étrangère», rejetée par le peuple en 1970 et surnommée «Initiative Schwarzenbach».

⁵ Haas (2016: 115-116).

celle des grandes nations voisines. Dans un article publié en 1844, Juste Olivier tentait de dégager ce qui faisait la particularité de la Suisse: «C'est une vie de politique et de famille, où tout le monde se connaît». ⁶ Deux ans auparavant, l'écrivain bernois Jeremias Gotthelf relevait lui aussi ce lien entre famille et patrie: „Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland“. ⁷

Le second modèle familial, proprement fictif, prend le contrepied du premier. Il résulte d'un constat d'échec répété par Tobie et ses proches, qui ne cessent de voir leurs élans altruistes et solidaires se heurter à un égoïsme partagé par la majorité. Le socle de ce modèle familial élargi est d'abord éthique – au sens lévinassien du terme, considérant toute relation sociale comme une «sortie de l'être» exigeant une «responsabilité pour autrui», un «être-pour-l'autre» ⁸ – et religieux ⁹, en ce qu'il repose sur l'idéal d'une fraternité universelle entre tous les êtres humains, que Jean-François Haas invoque à de très nombreuses reprises. «Ma seule patrie, c'est le mot 'Frère'» ¹⁰ dira Isaac, l'une des premières personnes que Tobie rencontre durant son exil et qui deviendra son ami le plus proche. En outre, la religion chrétienne considère tous les hommes comme autant de «fils du même Père» ¹¹, ce qui élargit considérablement la conception familiale en vigueur dans le premier modèle. ¹² Mais plus que l'éthique et la religion, c'est la littérature qui permettra de donner vie à ce second modèle, à travers une multitude de jeux intertextuels d'une part, et grâce à une narration intégralement construite à la deuxième personne d'autre part.

Quelle que soit leur nature, les rapports familiaux sont donc au cœur de ce roman qui s'ouvre sur une section intitulée «Personnages principaux», ressemblant fortement à un arbre généalogique – par ailleurs bien utile – qui résume les principaux axes des structures familiales à l'œuvre dans le récit. Du haut de ses presque cinq cents pages, «Tu écriras mon nom sur les eaux» se présente ainsi comme la tentative de s'extirper du premier modèle familial pour atteindre le second, beaucoup plus ouvert.

⁶ Olivier (1844: 569).

⁷ Gotthelf (1842: 15).

⁸ Lévinas (1982: 42).

⁹ Le concept lévinassien d'«être-pour-l'autre» peut d'ailleurs être rapproché de la notion chrétienne de *kénose* telle qu'elle apparaît dans l'Épître de Paul aux Philippiens. À ce propos, voir Faessler (2007).

¹⁰ Haas (2016: 292).

¹¹ Ibid., 167.

¹² Là encore, la parenté avec Lévinas, selon qui «on peut fort bien considérer la filialité comme relation entre êtres humains sans lien de parenté biologique», est manifeste. Cf. Lévinas (1982: 63).

Premier modèle: une famille restreinte et exclusive

Le premier quart du roman, centré sur le portrait d'une petite famille fribourgeoise du début du XX^{ème} siècle, permet à Jean-François Haas de déconstruire un modèle traditionnel et problématique par bien des aspects, en rassemblant et en accentuant toutes les contradictions qui lui sont inhérentes. Avant de s'aventurer plus avant dans la description d'une généalogie quelque peu labyrinthique, il nous paraît judicieux d'en planter les principaux jalons: Tobie, le protagoniste, vit avec sa mère – Lucie – et son père adoptif – Édouard. Il a un frère – Charles – et une sœur – Alice – enfants d'un premier mariage d'Édouard, avec lesquels Tobie n'entretient aucun lien de sang. Un deuxième frère, prénommée Lin et «atteint de mongolisme»,¹³ est né de l'union d'Édouard et de Lucie. C'est de lui que Tobie se sent le plus proche. De cette même union naîtront quelques années plus tard Félix et Marie, l'arrière-grand-mère du narrateur.

L'image inaugurale qu'offre Jean-François Haas de cette famille est des plus significatives. Il s'agit de la description d'une photo de famille datant de 1905. En ce début de siècle, la photographie est en pleine phase de démocratisation et le portrait familial fait figure d'incontournable. Toutes et tous mettent leurs plus beaux habits et se rendent en ville, dans l'atelier du photographe, pour immortaliser leur union devant un faux décor peint. C'est l'occasion pour l'écrivain d'opposer à cette mise en scène simplifiée et idéalisée une réalité familiale beaucoup plus complexe. Dès les premières pages de son roman, il gratte le vernis et prend le temps de décrire toutes les relations conflictuelles qui se cachent derrière les visages trop souriants, qualifiant l'archétype de la famille heureuse et soudée comme «un rêve trop grand, trop brillant pour vous».¹⁴

Les chapitres suivants racontent la vie quotidienne de cette famille jusqu'à une rupture forte, épisode clé de la narration: la fuite de Tobie, qui quitte le foyer pour partir à la recherche de Tobias, son père biologique. Si Jean-François Haas place la relation père-fils au cœur de son intrigue, c'est qu'elle semble être le nœud de tous les dysfonctionnements, de toutes les contradictions. En effet, la famille de Tobie correspond en tout point au modèle patriarcal, mis en échec d'un bout à l'autre du roman.

La première fois que le père est mentionné, il vient d'abattre cruellement une renarde. C'est un détail, mais qui a son importance puisqu'il annonce d'entrée de jeu la nature violente du patriarche. Les relations qu'il entretient avec les membres de sa famille sont systématiquement conflictuelles. Il bat sa femme, sa fille et même son fils – Charles – qui est pourtant son préféré, et ce uniquement parce qu'il est l'aîné de la famille, donc son héritier direct. Jouant à merveille son rôle dominant, le patriarche méprise la faiblesse et particuliè-

¹³ Haas (2016: 11).

¹⁴ Ibid., 29.

rement celle de Lin, son fils handicapé qu'il considère comme moins utile que ses bêtes et qu'il finit par tuer à force de le frapper.

Les liens engendrés par le sang et le nom (le *patronyme* – littéralement le «nom du père») constituent deux caractéristiques essentielles de ce modèle construit sur l'hérédité, qui place immédiatement Tobie en marge de la structure familiale. Fils illégitime né hors mariage, il est constamment tenu à distance par son père adoptif, «l'homme qui t'a accueilli chez lui, que tu n'as pas le droit d'appeler «papa» mais que tu dois respecter comme s'il était ton père». ¹⁵ En plus de ne pas être du même sang, il ne porte pas son nom mais celui de sa mère, qu'elle a perdu en se mariant. Dans le même ordre d'idées, lorsque Lin naît et qu'Édouard prend conscience de son handicap, il refuse de lui donner le prénom d'un de ses aïeux, comme cela se faisait couramment: «Le père n'avait pas de nom pour lui; il voulait garder les prénoms que sa famille se transmettait pour ceux qui la perpétueraient un jour». ¹⁶ C'est donc le curé qui est chargé de baptiser l'enfant.

Aux dysfonctionnements liés au sang, au nom et à l'héritage, Haas ajoute plusieurs autres points de tension propres au modèle familial patriarcal, qui en font une structure profondément inégalitaire, sous-tendue par des dynamiques fermement hiérarchisées de domination et de soumission. Nous nous contenterons ici d'en offrir un bref aperçu non exhaustif. À titre d'exemple, le mari prend toutes les décisions et sa femme se contente de les accepter. C'est elle qui cuisine et qui sert des portions plus grandes aux hommes et à Charles – digne héritier du patrimoine familiale – qu'aux femmes et aux autres enfants, plus faibles et moins essentiels au modèle en vigueur. Lorsque Marie évoque l'éventualité d'un droit de vote accordée aux femmes, son père lui ordonne: «Va faire la vaisselle avec ta mère». ¹⁷ Enfin, ce modèle familial est foncièrement déshumanisant et place les intérêts de la famille au-dessus de ceux des individus qui la composent. C'est pourquoi Tobie est systématiquement déscolarisé durant l'été pour pouvoir «aider aux grands travaux de la ferme». ¹⁸

Au détour d'une discussion, le terme de *parâtre* est suggéré à Tobie par son instituteur: «il t'avait rappelé que tu n'avais pas de père, mais que cet homme [Édouard] était comme ton père». ¹⁹ La situation est alors on ne peut plus claire: tout comme le père n'est qu'un semblant de père, la famille telle que la représente Jean-François Haas n'est qu'un simulacre, un portrait trop rigide que la réalité ne cesse de brouiller et de fragmenter, effaçant définitivement les sourires feints de la photographie inaugurale.

¹⁵ Ibid., 56.

¹⁶ Ibid., 24.

¹⁷ Ibid., 273.

¹⁸ Ibid., 89.

¹⁹ Ibid., 77.

Si le modèle familial que nous venons d’esquisser constitue la norme au début du XX^{ème} siècle, force est de constater que Jean-François Haas ne le dépeint pas de manière neutre. Bien au contraire, il en montre constamment les limites en insistant sur le caractère illusoire d’une harmonie au sein d’une telle structure. Le point culminant de la première partie du roman réside dans une altercation entre Tobie et son parâtre, que celui-ci interprète comme une tentative de meurtre: «Tu aurais pu me tuer... Tu as voulu me tuer... Tu es comme ton père... Va-t’en de chez nous, maintenant; je ne veux plus jamais te voir ici».²⁰ Aussi indirecte et inconsciente soit-elle, la charge symbolique de cet événement ne laisse pas de place au doute. Il s’agit de mettre un terme à une conception erronée de la famille, avec à sa tête un faux père.

Pour entériner la rupture, Haas propose un déplacement, un élargissement conceptuel de ce modèle familial sclérosé figuré par l’exil du protagoniste aux États-Unis, lors duquel la recherche du vrai père accompagne la quête d’un modèle familial plus ouvert et plus humain.

L’exil comme tentative d’élargissement

L’exil de Tobie extrapole et cristallise la position marginale qu’il occupait depuis le début du récit. Il devient ainsi un vagabond, un homme de nulle part. Appréhendés de l’extérieur, les États-Unis figurent l’idéal d’une société moderne capable de s’incarner dans un modèle familial plus ouvert qu’en Suisse. San Francisco, lieu de résidence présumé du père et point de chute de la quête de Tobie, rassemble en son nom tout l’espoir de tolérance rattaché à ce nouveau monde: «Tu avais appris que cela voulait dire ‘Saint François’. On t’avait dit qui était ce petit homme d’Assise, qui avait choisi d’être pauvre, qui avait embrassé un lépreux et qui parlait aux oiseaux...».²¹

Toutefois, les échecs vont se multiplier. Le monde que Tobie rêvait uni et fraternel se révèle en réalité encore plus inhumain que celui qu’il a quitté: «C’est arme contre arme, ici. Chacun se protège de l’autre, chacun est l’ennemi d’autrui».²² Lorsqu’il arrive à San Francisco et qu’il est sur le point d’atteindre son but, Tobie apprend que son père biologique – seule issue encore envisageable aux dysfonctionnements familiaux – est mort, assassiné à cause de son altruisme qui l’a plus d’une fois poussé à se révolter, rendant à jamais irréalisable le modèle d’une famille restreinte harmonieuse: «Tu ne pourrais jamais dire ‘papa’, tu étais pour toujours jeté hors de ce nom...»²³.

²⁰ Ibid., 119.

²¹ Ibid., 77.

²² Ibid., 155.

²³ Ibid., 190.

La quête d'une société fraternelle se soldera peu de temps après par un échec définitif, lors de l'un des épisodes les plus significatifs du roman en ce qui concerne le regard posé par Jean-François Haas sur la Suisse. Ayant appris l'existence d'une colonie composée de plusieurs familles helvétiques installées dans une vallée de l'Idaho, Tobie et Isaac s'empresent de rejoindre ce qui s'avèrera très rapidement n'être qu'une caricature de la Suisse, une Suisse microcosmique encore plus refermée, que celle quittée trois ans auparavant par le jeune Fribourgeois. À peine arrivé sur place, Isaac est immédiatement menacé d'expulsion par le pseudo-gouvernement de la colonie:

Le pasteur, avec le Conseil et le landamman, a instauré une règle interdisant désormais de s'établir sur nos terres sans l'assentiment du landamman, après consultation du Conseil et du pasteur, et a imposé pour cet assentiment trois conditions: être de même origine que nous, parler notre langue et pratiquer notre religion. Sinon, passe ton chemin.²⁴

La présence d'un landamman, titre hérité du haut Moyen-Âge ayant disparu au XX^{ème} siècle dans la majorité des cantons suisses, ainsi que le nom de «Grütli»²⁵ qui a été choisi pour baptiser le lieu où la colonie s'est établie, témoignent tous deux d'une vision archaïque de la Suisse et d'une volonté nationaliste de retour aux origines, à rebours de l'idéal américain qu'Isaac et Tobie ont alors à l'esprit.

L'ouverture par la fiction

Pour contrebalancer l'échec de la quête de Tobie, Jean-François Haas utilise les potentialités énonciatives et intertextuelles de la littérature pour tisser des liens, ménager des ouvertures et créer ainsi une communauté élargie de récits et de personnages, ne se limitant plus aux simples bornes de la réalité. Pour ce faire, il s'appuie en premier lieu sur l'idée forte selon laquelle «le monde est un grand tout d'histoires»:

Vous ne connaissiez pas ces hommes et ces femmes de l'empire d'Autriche, de Serbie, de Russie, d'Allemagne, de France, de Belgique, d'Angleterre soudain emportés, aspirés, ni les histoires qu'ils étaient et devenaient, puisque nous sommes tous des «Il était, il est, il sera une fois et seulement une fois», et vous ne pouviez pas voir que leurs histoires commençaient à se tresser les unes aux autres d'un bout à l'autre de l'Europe et plus loin que l'Europe, et cependant vous étiez de ces hommes et de ces femmes, vous apparteniez à ces histoires, *le monde est un grand tout d'histoires*, certaines t'avaient pétri, modelé, et, rejointes par d'autres, encore inconnues, te pétriraient et te modèleraient encore, et Isaac appartenait à d'autres histoires, on est toujours enraciné dans les autres et dans les histoires qu'ils sont et deviennent.²⁶

²⁴ Ibid., 205.

²⁵ Ibid., 204.

²⁶ Ibid., 165; italiques: V.K.

Plus loin, Haas insiste sur le haut potentiel fictionnel des États-Unis, notamment à travers l'essor du cinéma dans le Los Angeles des années 1910, auquel il consacre un chapitre entier qui lui permet de problématiser les rapports du réel à la fiction. À Los Angeles toujours, Tobie devient décorateur, ce qui lui offre la possibilité de «vivre la réalité avec toutes les portes que les histoires [lui] donnaient d'ouvrir»²⁷. Ainsi, la partie américaine de son roman est l'occasion pour Haas de brouiller les frontières entre la fiction – essentiellement littéraire – et le référent réel dans lequel il déploie sa narration. Lors de leur traversée du pays, Tobie et Isaac rencontrent l'écrivain Dalton Trumbo, encore enfant, accompagné d'un certain Johnny qui n'est autre que le personnage principal de «Johnny s'en va-t-en guerre»,²⁸ son roman le plus célèbre.

À partir de ce terreau propice à la fiction, Jean-François Haas met en place deux dispositifs intertextuels qui vont littéralement ouvrir son récit à l'altérité. Julia Kristeva, à qui l'on doit la notion d'intertextualité, l'appréhende à travers l'évolution du genre romanesque au XX^{ème} siècle, qui transgresse ses caractéristiques constituantes que sont l'identité et la substance pour en adopter d'autres, l'analogie et la relation notamment.²⁹ Haas prend cette opposition à bras le corps. Le premier intertexte qu'il mobilise est biblique et traverse l'intégralité du roman. Il constitue le socle privilégié d'une conception familiale – essentiellement fraternelle – du monde, un monde dans lequel chaque individu serait fils ou fille d'Adam et Ève, et par là même frère ou sœur de tous ses semblables. Cet intertexte transparait déjà à travers les prénoms de la plupart des personnages que l'on pourrait qualifier de «vertueux»: Tobie, Isaac, Daniel ou encore Marie. Pour lui donner corps, Haas multiplie les rapprochements entre son récit et plusieurs épisodes bibliques. Lorsque Lin reçoit un coup de pied de son père, le narrateur le compare immédiatement au Christ: «Il Te ressemble, as-Tu reçu un tel coup de pied en montant au Calvaire?»³⁰ Mais plus qu'une identification, c'est un rapport de filiation et d'héritage qui émerge de cette intertextualité et qui en cristallise la dimension familiale, en remontant jusqu'à la Genèse: «Et peut-être sommes-nous tous nés de cette nuit où Jacob a lutté avec l'ange pour traverser le gué, et l'ange à la fin l'a laissé passer en le frappant à la hanche, et à partir de ce moment-là Jacob a boité et nous sommes héritiers de cette boiterie».³¹ Nous évoquions précédemment l'importance du nom en tant que vecteur de filiation et d'identité dans le modèle familial restreint. Jean-François Haas mobilise à nouveau cette notion dans le dispositif qui nous intéresse, mais de manière radicalement différente. Appréhendé à travers l'intertexte biblique, le nom ne sert plus à exclure l'altérité, mais à l'intégrer en la rendant familière: «je crois que c'est le

²⁷ Ibid., 227.

²⁸ Trumbo (1939).

²⁹ Kristeva (1969: 169).

³⁰ Haas (2019: 116).

³¹ Ibid., 142.

bonheur qui devait être un goût de sel sur les lèvres d'Adam quand il nommait le monde autour de lui et se le rendait fraternel et sororal... On devrait dire 'frère' et 'sœur' à tout ce qui nous entoure...»³² De cette remarque ressort l'idée que le monde n'est pas familier *a priori*. C'est sa recreation par le langage et par les mots – sa mise en fiction – qui lui ajoute cette potentialité. C'est précisément à ce niveau-là que se concrétise le rôle primordial joué par la littérature dans le processus d'élargissement de la famille.

Cette mise en fiction, Haas la déploie très explicitement dans un second dispositif intertextuel plus directement littéraire. À la fin du roman, une section de «Notes» fait écho à la section «Personnages principaux» du début et présente ce qui s'apparente à une généalogie littéraire du roman mentionnant tous les textes mobilisés par l'auteur dans son écriture, de Paul Valéry à Ossip Mandelstam, en passant par Léon Tolstoï et Ernest Hemingway. Nous employons le verbe «mobiliser» plutôt que le verbe «citer» car les extraits concernés sont pour la plupart directement intégrés au roman, sans recours à l'appareillage typographique de mise à distance habituellement requis par la citation. En cela, la pratique intertextuelle de Jean-François Haas s'apparente à l'approche barthésienne selon laquelle «tout texte est un *intertexte*», lui-même défini comme «un champ général de formules anonymes, dont l'origine est rarement repérable, de citations inconscientes ou automatiques, données sans guillemets».³³ Les fragments intertextuels sont ainsi mis au même niveau, comme s'il existait un texte-monde auquel ils appartiendraient conjointement. Seul l'appel de note trahit l'origine extérieure de certains d'entre eux.

Les exemples de ce procédé sont légion et nous nous contenterons de n'en présenter qu'un seul. Quelques pages après la rencontre susmentionnée entre Tobie et Johnny, le personnage de Dalton Trumbo, celle-ci se répète et s'accompagne cette fois-ci d'une rencontre entre les textes de Haas et de Trumbo, oscillant entre la reprise littérale et l'allusion plus évasive. La conjonction des récits occasionne à proprement parler une conjonction des voix, puisque celle du narrateur de «Johnny s'en va-t-en guerre» se retrouve dans les propos des passants qui, dans «Tu écriras mon nom sur les eaux», commentent la scène à laquelle ils assistent:

Au coin de la Cinquième Avenue et de Main Street, il y avait un type qui vendait des hamburgers. Vous avez pris votre place dans la queue qui attendait déjà, qui débordait sur le trottoir, c'était samedi soir, on avait le temps de grapiller un peu de bon temps. Quand vous avez enfin été servis, chacun un sandwich avec de la viande et beaucoup d'oignons frits et de la moutarde, vous vous êtes assis dehors, sur le bord du trottoir. Isaac grimaçait en mordant dans son pain et sa viande, puis il mastiquait lentement, prudemment ; il lui arrivait de sursauter. Vous étiez bien, vous avez commencé à bavarder avec d'autres clients qui s'étaient assis là comme

³² Ibid., 16.

³³ Barthes (1974).

vous. «Tiens, a observé quelqu'un, voilà Johnny; il doit être dix heures...» Vous avez reconnu le garçon qui vous avait parlé la veille. Il est entré dans la boutique. «C'est ainsi tous les samedis; il vient acheter trois sandwichs chauds et il repart en courant. Observez-le quand il sortira.» Johnny bientôt est réapparu; vous avez vu qu'il avait glissé un sac contre sa poitrine, sous sa chemise. «Il court les apporter chez lui et tâche ainsi de les maintenir chauds. Vous le voyez détalé?» Johnny atteignait déjà le bout de la rue...³⁴

En indiquant la référence au moyen d'une note mais en ne citant pas pour autant textuellement les mots de Dalton Trumbo, Jean-François Haas insère son propre récit dans un entre-deux propice au dialogue. Il s'ouvre à l'altérité sans pour autant l'assimiler, conformément à la conception lévinassienne du visage qui n'est ni l'objet d'une phénoménologie impliquant la description, ni celui d'un regard impliquant la connaissance par la perception, mais qui s'ancre dans une relation éthique.³⁵ Ainsi, Haas «ne fonde pas sa vérité sur l'assimilation de l'Autre dans le sens du Même mais [...] rencontre l'autre face à face».³⁶

Ce dispositif intertextuel a pour but tantôt de remplacer, tantôt de susciter ce qu'on pourrait appeler – sur le modèle de l'*intertextualité* – une *interhumanité*. Lorsque Tobie traverse l'Atlantique pour la première fois, le narrateur fait un parallèle avec le présent dans lequel il vit et la réalité des migrants qui tentent de traverser la Méditerranée. Pour accentuer le rapprochement entre la mer dans laquelle ils se noient et celle qui accueille chaque année des millions de baigneurs et de baigneuses, Haas rapproche à son tour plusieurs textes et autant d'images, qu'il emprunte à Charles Trenet et Paul Valéry, et qui décrivent toutes cette même mer. À l'individualisme des hommes, il substitue une communauté de textes:

Mais si on essayait une fois, une seule, de faire de la politique avec les espoirs de ces pauvres gens dont le naufrage et la mort ne nous empêchent pas de nager et de jouer et de rire dans la même mer si bleue, «ce toit tranquille, où marchent des colombes», «la mer qu'on voit danser, bergère d'azur infinie», la mer qui «entre les pins palpite, entre les tombes», de nager, de rire et de jouer dans les vagues qui les ont noyés?³⁷

³⁴ Ibid., 157f. Ci-après, le même épisode tel qu'il figure dans le texte de Trumbo: «Il y avait un marchand de hamburgers au coin de la Cinquième avenue et de Main Street. [...] Il avait une lampe à gaz au-dessus de sa plaque de gaz et on sentait l'odeur merveilleuse des oignons en train de frire à une rue de distance de chaque côté de sa baraque. [...] Il fallait attendre son tour quand on voulait un sandwich. [...] Vers dix heures moins le quart [...] il courait chez le marchand de hamburgers pour prendre sa place dans la queue. Il commandait trois hamburgers avec beaucoup d'oignons et de la moutarde douce. [...] Le marchand de hamburgers mettait les sandwichs dans un sac et il rangeait le sac sous sa chemise à même le corps. Puis il courait sans discontinuer jusqu'à la maison pour que les hamburgers soient encore chauds à son arrivée. Il courait les nuits d'automne fraîches en sentant la chaleur des hamburgers sur sa poitrine.» (Trumbo 2004: 36f.).

³⁵ Lévinas (1982: 79).

³⁶ Solal (2006: 236).

³⁷ Haas (2019: 148).

Dans la réflexion intertextuelle qui traverse «Tu écriras mon nom sur les eaux», la dimension familiale est une fois de plus primordiale. Outre la communauté littéraire que nous venons d'évoquer, les objets-livres se présentent comme autant de liens intergénérationnels et garantissent ainsi une continuité sur le long terme. Dans la seconde partie du roman, on apprend que Marie, l'arrière-grand-mère du narrateur, lui a légué l'intégralité de sa bibliothèque. Parmi les livres qui la composent figure une traduction de «Pour qui sonne le glas» d'Ernest Hemingway, que Tobie lui-même avait offerte à Marie. Le lien purement textuel qui reliait le narrateur à son protagoniste se double d'un lien matériel. La littérature – dans son fond comme dans sa forme – devient ainsi la garante d'une continuité familiale et d'un élargissement du concept même de famille.

Outre l'intertextualité, le second outil littéraire que Jean-François Haas mobilise pour ouvrir son texte sur l'altérité consiste en une narration menée essentiellement à la deuxième personne du singulier. L'histoire de Tobie est racontée par Jonas, son arrière-petit-neveu, qui en a été le réceptacle. Il l'adresse en retour à son arrière-grand-oncle, formant un dispositif énonciatif original et loin d'être arbitraire. Celui-ci est thématiqué dès les premiers éléments de périphrase, à commencer par le titre qui annonce le dialogue entre une première et une deuxième personne du singulier, puis dans la première citation mise en exergue, extraite du «Journal» de Julien Green: «Au musée du Trocadéro. Dans une vitrine, quelques pierres ornées d'assez longues inscriptions [...], et dans un coin, une pierre plus petite, carrée, portant un seul mot en caractères hébraïques: Toi.»³⁸ Contrairement au «je» et au «il» ou «elle», le «tu» implique nécessairement une interaction entre deux personnes, instaurant ainsi un dialogue. C'est ce qu'affirme Isaac à Tobie lors de leur première rencontre: «Tu es, donc je suis...»³⁹ Ce dialogue est essentiel dans la pensée de Jean-François Haas et constitue la condition *sine qua non* de notre humanité qu'il définit également comme «notre être-en-relation, notre Je-Tu, Je-Autruï».⁴⁰

À plusieurs reprises, l'emploi du «tu» est distingué de l'emploi du «vous». Si la deuxième personne instaure un rapprochement, le singulier le rend beaucoup plus intime. C'est du moins la réflexion que se fait Tobie lorsqu'il revient à Fribourg après plusieurs années d'exil et croise le père d'un ancien camarade de classe:

«Vous ne seriez pas le fils de Lucie? Tobie? *Tu* étais avec mon fils à l'école. Mais *vous* êtes un monsieur, maintenant.» [...] L'homme qui te tutoyait enfant, qui aurait dû continuer à te tutoyer comme c'est l'usage, te dit «vous» et tu sens dans sa voix son incertitude devant toi, mais le «vous» l'emporte: Tobie qui jouait a disparu, tu es devenu un autre pour lui, quelqu'un qui n'aurait jamais vécu ici.⁴¹

³⁸ Ibid., 9.

³⁹ Ibid., 144.

⁴⁰ Ibid., 357.

⁴¹ Ibid., 273f.; italiques: V.K.

À travers cet exemple, Jean-François Haas insiste sur le caractère performatif du langage et ses implications intersubjectives: le changement de pronom personnel s'accompagne d'un changement concret de personne; il ne s'agit pas d'une simple convention sociale et langagière. Si «Tobie [...] a disparu», c'est parce que le «tu» a disparu. Le dispositif énonciatif mobilisé par l'écrivain – et fréquemment mis en abyme dans son récit – cherche à provoquer un effet direct sur les relations entre individus et constitue ainsi l'outil privilégié de la fraternité recherchée: «Je suis muet et tu délies ma langue et je peux dire Tu à tout ce qui est et tout ce qui est me devient frères et sœurs». ⁴² À un niveau plus restreint, la narration adressée à la deuxième personne du singulier permet de renforcer l'environnement familial fragmenté de Tobie en créant de nouveaux liens non plus dans l'espace, mais à travers le temps, grâce au resserrement du «je» et du «tu», séparés par plus d'un siècle au début du roman et qui ne cessent de se rapprocher à mesure que les années défilent.

Plusieurs autres dispositifs littéraires plus discrets – mais qu'il est tout de même utile de rappeler ici – contribuent à la recherche d'une fraternité universelle et renforcent la réflexion formelle menée par Jean-François Haas. La conjonction «comme» est souvent utilisée non pour rendre compte d'une ressemblance existant entre deux réalités, mais pour créer un rapprochement entre des éléments *a priori* très éloignés, pour resserrer les rapports entre présent et passé, Europe et Amérique, réalité et fiction: «tu étais sur le pont, regardant le Rhin, lançant tes rêves sur le fleuve comme tu lançais, quand tu jouais avec Lin, des feuilles mortes, des brins d'herbe, des copeaux sur les eaux du ruisseau». ⁴³

La juxtaposition offre un effet similaire en plaçant côte à côte, séparées par de simples virgules, des réalités n'entretenant aucun lien apparent entre elles. Ce procédé permet par exemple à Jean-François Haas de déployer sur plusieurs pages ⁴⁴ une immense phrase rassemblant les grands événements tragiques, à l'échelle mondiale, de la première moitié du XX^{ème} siècle, en identifiant chaque victime à toutes les autres: «la femme et l'enfant sont des milliers de femmes et d'enfants herero et nama que vos troupes assassinent, [...] verrez-vous cette femme et cet enfant dans toutes les femmes et les enfants d'Arménie que vos soldats assassineront». ⁴⁵

Enfin, Jean-François Haas crée çà et là des mots-valises qui, une fois encore, unissent des éléments distincts. C'est ainsi que la relation entre Tobie et son demi-frère Lin sera parfois caractérisée de «fraternité» ⁴⁶. La fiction du

⁴² Ibid., 144.

⁴³ Ibid., 139.

⁴⁴ Ibid., 45-51.

⁴⁵ Ibid., 47f.

⁴⁶ Ibid., 11.

langage rapproche ce que le réel éloigne, faisant de toute fraternité une amitié, et de toute amitié une fraternité.

Conclusion

En guise de conclusion, il nous paraît essentiel de questionner les enjeux actuels de «Tu écriras mon nom sur les eaux». Pourquoi raconter, en 2019, l'histoire d'une famille ancrée dans la première moitié du XX^{ème} siècle? Si Jean-François Haas construit autant de ponts, tisse autant de liens et met en tension, par une narration à la deuxième personne, deux temporalités éloignées, c'est que l'éloignement n'est peut-être pas aussi grand qu'il n'en a l'air de prime abord.

Souvent en creux, parfois plus explicitement, l'auteur ne cesse de questionner la notion de *patrie*, qui est très étroitement liée au modèle familial patriarcal. La patrie, étymologiquement, correspond à la *terra patria*, la terre des pères; c'est aussi, de manière plus imagée, la mère patrie. C'est pourquoi Haas insiste à de multiples reprises sur le rôle parental qui lie une certaine idée de la nation à la famille. Ainsi, en évoquant Staline, le narrateur n'hésite pas à comparer le «Père des peuples» à un «ivrogne de père rentrant chez lui et cognant femme et enfants»⁴⁷. En présentant un modèle familial dysfonctionnel, c'est plus généralement la fermeture et le rejet caractéristiques du nationalisme que l'écrivain condamne, dans le monde mais avant tout en Suisse. Nous avons déjà évoqué James Schwarzenbach, membre de l'Action Nationale, dont il dresse un sombre portrait dans «L'Homme qui voulut acheter une ville». Mais l'Union Démocratique du Centre (UDC) est elle aussi vivement – bien qu'indirectement – critiquée dans «J'ai avancé comme la nuit vient»⁴⁸, paru en 2010. Jean-François Haas y crée un pays imaginaire très conservateur, ressemblant à s'y méprendre à la Suisse, dans lequel un «Parti Libéral National» mène des campagnes politiques virulentes et communique à coup de moutons noirs et de corbeaux envahissant le territoire.

Ainsi, dans «Tu écriras mon nom sur les eaux», Jean-François Haas décrit une Suisse archaïque par bien des aspects, une Suisse qu'il problématise à travers l'une de ses composantes les plus fortes: la famille. Dans la continuité du sociologue Zygmunt Bauman, qui prône «une communauté sans communautarisme pratiquant le 'partage fraternel'»,⁴⁹ il l'invite à s'ouvrir davantage, à s'élargir comme s'élargit – page après page – l'horizon de son roman.

Après deux parties principales consacrées à l'enfance de Tobie et à son périple américain, Jean-François Haas clôt son récit sur une dernière partie – très courte – intitulée «Hêtre après la tempête». Cet arbre cristallise doublement – par le

⁴⁷ Ibid., 388.

⁴⁸ Haas (2010).

⁴⁹ Tosel (2006: 251).

rôle qu'il joue dans la narration et par la forme même de son signifiant – l'ambition littéraire et éthique du travail de l'écrivain, que nous évoquions en introduction. Ce sont tout d'abord les hêtres de L'Essert-d'en-Haut, là où a grandi Tobie, qui sont brisés par une tempête en 1999 et que celui-ci souhaite immédiatement replanter – «Tu m'as simplement dit, quand je t'ai appris la nouvelle: 'Il faut reboiser.'»⁵⁰ –, créer du neuf pour remplacer l'ancien, donner l'impulsion première d'une généalogie nouvelle et plus juste. Quelques pages plus haut, le regard déjà tourné vers l'avant, Tobie faisait l'apologie du progrès social au détriment du progrès économique en qualifiant les professeurs d'économie de «maîtres en inhumanité»⁵¹. C'est là qu'entre en jeu le signifiant «hêtre», qui ajoute le «h» de l'humanité à l'être, le rendant plus humain. Face à son petit-neveu en train d'être happé par les mécanismes de l'économie capitaliste, Tobie tient ce discours:

Je n'ai pas eu la chance d'étudier, alors je croyais que les professeurs avaient une morale. Sinon, je m'en serais méfié. Pourtant, j'avais bien vu que mon instituteur était à vendre... Daniel avait raison: on aurait plutôt dû te faire commencer à l'atelier, que tu vois ce que c'est que les soucis des hommes et des femmes. Et ce sont eux qui t'auraient appris le travail. Et aussi un peu à *être*. À *être ensemble*. Nous sommes solidaires, Daniel, nous sommes *responsables* les uns des autres.⁵²

La référence à Lévinas et sa conception de la responsabilité infinie de l'homme vis-à-vis de l'autre est une fois de plus évidente. C'est, pour Jean-François Haas, l'unique façon d'*être après la tempête*.

Bibliographie

- Barthes, R. (1974): Texte (théorie du). In: Encyclopaedia Universalis [en ligne]. <http://www.universalis-edu.com/encyclopedie/theorie-du-texte/> [29.7.2021].
- Faessler, M. (2007): Kénose. In: *Pardès*. 42. 143-153.
- Gotthelf, J. (1842): *Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein*. Bern.
- Haas, J.-F. (2010): *J'ai avancé comme la nuit vient*. Paris.
- Haas, J.-F. (2016): *L'homme qui voulut acheter une ville*. Paris.
- Haas, J.-F. (2019): *Tu écriras mon nom sur les eaux*. Paris.
- Kristeva, J. (1969): *Semeiotikê. Recherches pour une sémanalyse*. Paris.
- Lévinas, E. (1982): *Éthique et infini*. Paris.
- Olivier, J. (1844): Mouvement intellectuel de la Suisse. In: *Revue des Deux Mondes* (1829-1971). 6. 4. 565-610.
- Solal, P. (2006): Lecture lévinassienne de l'exil. In: Giovannoni, A. (dir.): *Écritures de l'exil*. Paris. 227-240.

⁵⁰ Haas (2019: 467).

⁵¹ *Ibid.*, 458.

⁵² *Ibid.*, 458; italiques: V.K.

- Tosel, A. (2006): Communauté d'exils et exils communautaires. In: Giovannoni, A. (dir.):
Écritures de l'exil. Paris. 241-254.
- Trumbo, D. (1939): Johnny s'en va-t-en guerre. Trad: Andrée Picard. Arles.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller

Jambor, Ján: Zum Bild der Familie in Hansjörg Schneiders Kriminalroman „Hunkelers Geheimnis“ im Kontext der Schweizer Flüchtlingspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus. In: IZfK 9 (2022). 185-211.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-a8f5-5d89

Ján Jambor (Bratislava)

Zum Bild der Familie in Hansjörg Schneiders Kriminalroman „Hunkelers Geheimnis“ im Kontext der Schweizer Flüchtlingspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus¹

On the Image of the Family in Hansjörg Schneider's Crime Novel „Hunkelers Geheimnis“ in the Context of Swiss Refugee Policy during the Nazi Period

This article focuses on detective novel „Hunkelers Geheimnis“ [“Hunkeler's secret”] (2015), the ninth Peter Hunkeler novel by Swiss-German author Hansjörg Schneider (b. 1938). It sets out to treat in detail the image of the family relevant to this novel with regard to the characters of the perpetrator and murder victim, and to situate them in the historical context. Upon interpreting the text, the author of the present article draws not only on the attendant literature, but also on an interview conducted with the novelist in the form of letters. In the first part, the question of what role the motif of the family plays in the classic and post-classic crime novel, especially from German-speaking Switzerland, is explored. The presentation of the plot structure is followed by an analysis and interpretation of the event leading to a puzzling murder, which reflects Switzerland's refugee policy during the Nazi period. The fourth part pays heed to the historical context of the event as well as Schneider's interdiscursive work with specialised literature and historical sources. In the next part, attention is drawn to blurring the line between victim and perpetrator. The last part examines the detective's family.

¹ Die Arbeit entstand im Rahmen des Forschungsprojekts „VEGA 2/0111/20 Interdiskurzívne konštruovanie reality v literatúre“ (Interdiskursives Konstruieren von Realität in der Literatur).

Keywords: Hansjörg Schneider, „Hunkelers Geheimnis“, family, crime novel, Switzerland, refugee policy

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit „Hunkelers Geheimnis. Der neunte Fall. Roman“ (2015), dem neunten Peter-Hunkeler-Roman des deutschsprachigen Schweizer Autors Hansjörg Schneiders (geb. 1938). Er setzt sich zum Ziel, das für diesen Roman relevante Bild der Familie im Hinblick auf die Figuren der Täterin und des Mordopfers zu behandeln und im historischen und literaturgeschichtlichen Kontext zu verorten. Dabei soll an einem konkreten Text gezeigt werden, dass der Schweizer Kriminalroman der Gegenwart durch ausgeprägtes Interesse an der Familie in ihren historischen, soziologischen und psychologischen Dimensionen gekennzeichnet ist. Dies entspricht der Aufwertung der Familie in der heutigen Gesellschaft allgemein und im aktuellen (literatur)wissenschaftlichen Diskurs konkret. Bei der Interpretation des Textes wird neben der einschlägigen Fachliteratur auch auf ein Interview zurückgegriffen, das der Verfasser des Beitrags mit dem Romanautor in Briefform durchgeführt hat. Im ersten Teil wird der Frage nachgegangen, welche Rolle das Motiv der Familie im klassischen und nachklassischen Kriminalroman, insbesondere aus der deutschsprachigen Schweiz, spielt. Auf die Vorstellung der Handlungsstruktur folgt die Analyse und Interpretation des Ereignisses, das dem rätselhaften Mord zugrunde liegt und in dem sich die Flüchtlingspolitik der Schweiz in der Zeit des Nationalsozialismus spiegelt. Im vierten Teil wird dem historischen Kontext dieses Ereignisses nachgegangen und Schneiders interdiskursive Arbeit mit der Fachliteratur und den historischen Quellen behandelt. Im vorletzten Teil wird die Aufmerksamkeit auf die Verwischung der Grenze zwischen Opfer und Täter gelenkt. Im letzten Teil wird die Familie des Detektivs untersucht.

Zum Bild der Familie in (deutschsprachigen Schweizer) Kriminalromanen

Der Kriminalroman ist – ähnlich wie andere Typen bzw. Formen des Romans (z.B. psychologischer, historischer oder Briefroman) – der Darstellung der Familienproblematik offen. Von den drei Einzelgattungen dieser als Oberbegriff funktionierenden Kategorie (Detektivroman, Thriller und Spannungsroman)² wird im Folgenden die Aufmerksamkeit v.a. auf den Detektivroman gelenkt, da der zu untersuchende Text diesem Gattungsmodell folgt. Im Mittelpunkt des Detektivromans steht bekanntlich „die hindernisreiche gedankliche Entschlüsselung des verrästelten Verbrechens“³, die aus narrativ-struktureller Hinsicht in drei Typen der Geschichten präsentiert wird. Zunächst sind es die zwei obliga-

² Vgl. Jambor (2007: 26-48).

³ Nusser (2003: 3).

torischen Geschichten: die vergangenheitsbezogene Verbrechen Geschichte («l’histoire du crime»), die der narrativen Tiefenstruktur des Detektivromans angehört, und die gegenwartsbezogene Aufklärungsgeschichte («l’histoire de l’enquête»), die dessen narrative Textoberfläche bestimmt.⁴ Und drittens sind es fakultative „parallele Geschichten“, die als „ein System von Geschichten“ definiert werden, „die der Verbrechen Geschichte parallel laufen und ebenfalls [...] verrätselt dargeboten werden“⁵, wobei sie durch „ein ganzes Trabantensystem von sekundären Geheimniskomplexen“⁶ gekennzeichnet sind.

Insbesondere der klassische Detektivroman (der pointierte Rätselroman) des „Golden Age of the Detective Novel“ (1914–1939) entwickelte Techniken, die der Darstellung der Familie förderlich sind. Hierzu zählen die Herausbildung eines geschlossenen Kreises im Rahmen der Gruppe der Nicht-Ermittelnden und die Tendenz, einen solchen begrenzten, überschaubaren und konstanten Personenkreis in einen isolierten Raum zu platzieren.⁷ Als vielschichtiger und trotz komplexer Beziehungen übersichtlicher Personenkreis geraten häufig Familien ins Zentrum. Als ein gutes Beispiel für die Darstellung der Familie sei der erste Hercule-Poirot-Roman „The Mysterious Affair at Styles“ (1920) genannt, dessen Handlung Agatha Christie im Umkreis der Familie Inglethorp-Cavendish abspielen ließ. Bereits in der Zwischenkriegszeit gab es Autoren, die das primäre Ziel, den Familiengeheimnissen aus kriminalistischer Hinsicht nachzugehen und diese zumeist als Tatmotiv zu enthüllen, mit der eingehenden psychologischen und soziologischen Untersuchung der Familie verknüpften. In der deutschsprachigen Schweizer Literatur ist in erster Linie neben Carl Albert Loosli mit seinen „Schattmattbauern“ (1932) Friedrich Glauser zu erwähnen. In der Forschung wurde gezeigt, dass seine Werke „Die Speiche“ (1937/38 entstanden, 1941 erste Buchausgabe unter dem Titel „Krock & Co“) und „Die Fieberkurve“ (1938) nicht nur Kriminal-, sondern auch Familien- und Zeitromane sind.⁸ Glauser stellt auch in den anderen Studer-Romanen der Serie die Familienproblematik in den Vordergrund, allen voran im ersten Roman der Serie „Schlumpf Erwin Mord“ (1936 erste Buchausgabe unter dem Titel „Wachtmeister Studer“).

Obwohl es in der Kriminalliteratur der Nachkriegszeit (1945–1990) manche Autoren gab, die einen Fall zum Anlass nahmen, verschiedene Aspekte der Familie als Keimzelle der Gesellschaft zu beleuchten (z.B. P.D. James, Pierre

⁴ Zu den beiden Begriffen vgl. Todorov ([1966] 1998: 209-211), Schulze-Witzenrath ([1979] 1998: 216-224) u. Jambor (2007: 32-35).

⁵ Schulze-Witzenrath ([1979] 1998: 228).

⁶ Alewyn ([1968/1971] 1998: 65). Die sekundären Geheimnisse, die das primäre Geheimnis (die Frage nach dem Täter) ergänzen, müssen nicht unbedingt etwas mit dem rätselbildenden Verbrechen zu tun haben. Aus verschiedensten Gründen verschweigen einzelne verdächtige Figuren verschiedene Informationen. Vgl. Jambor (2007: 36).

⁷ Zu diesen zwei Merkmalen vgl. Nusser (2003: 34f. u. 45).

⁸ Vgl. Wellnitz (2010: 104).

Boileau/Thomas Narcejac, Maj Sjöwall/Per Wahlöö), war dieses Anliegen für Friedrich Dürrenmatt als Hauptvertreter der deutschsprachigen Kriminalliteratur der genannten Periode nicht zentral. Statt psychologisch-soziologischen Komponenten konzentriert sich der Autor vielmehr auf die Darstellung von philosophischen und ethisch-rechtlichen Fragen. Im Unterschied zu Studer sind Dürrenmatts Protagonisten der 50er Jahre – z.B. Hans Bärlach aus „Der Richter und sein Henker. Ein Kriminalroman“ (1952) und Dr. Matthäi aus „Das Versprechen. Requiem auf den Kriminalroman“ (1958) – mit ihrer Exzentrizität und Isolation⁹ eher dem Typ des „Great Detective“ als dem Typ des Detektivs als Polizeioffizier, der zumeist familiär eingebunden ist, verpflichtet.¹⁰ Auch in den späteren Texten des Autors – z.B. „Das Sterben der Pythia“ (1976) oder „Justiz. Roman“ (1985) – geben die dargestellten Familien eher den Hintergrund ab, von dem sich die Problematik der Wahrheitssuche, die Rolle des Zufalls und die Ambivalenz von Recht und Gerechtigkeit umso deutlicher abheben.

Im Rahmen des „Neuen Schweizer Kriminalromans“, der als Bestandteil der deutschsprachigen Schweizer Gegenwartsliteratur (Periode seit Anfang der 90er Jahre) gilt, unterscheidet Edgar Marsch drei Typen von „fakultativen Geschichten“, die das für den Detektivroman konstitutive „hysteriologische“ (d.h. analytische) Erzählen erweitern. Erstens sind es „Bausteine zu einer Lebensgeschichte des Detektivs oder der Mitglieder der Ermittlergruppe“ – als Beispiele werden die Protagonisten von Werner Schmidli (Gunten), Sam Jaun (Keller) und Hansjörg Schneider (Hunkeler) genannt. Zweitens führt Marsch „Elemente einer Täterbiografie“ mit der Tendenz von der „Entmenschlichung“ zur „Vermenschlichung“ dieser Figur an – als Beispiel dient hier Petra Ivanovs Roman „Tote Träume“ (2006). Und drittens erwähnt Marsch „Sozial-Geschichte und sozialgeschichtliche Kontexte, die im Roman miterzählt werden und nicht nur motivträchtiges ‚Beiwerk‘ sind“,¹¹ wofür Schneiders „Hunkeler macht Sachen“ (2004) als Beispiel genannt wird. Obwohl Marsch darauf nicht explizit verweist, liegt es auf der Hand, dass die Thematisierung der Familie in dieser Hinsicht bei den drei aufgezählten Typen von Geschichten einen zentralen Stellenwert einnimmt. Nach Dürrenmatts Dominanz stellen die Autoren der Gegenwart die Darstellung der Familie wieder ins Rampenlicht des deutschsprachigen Schweizer Kriminalromans.

Diese neue Tendenz soll am Beispiel der 1993–2020 publizierten Hunkeler-Serie veranschaulicht werden. Es ist symptomatisch, dass jedes der zehn Bücher in seinem Untertitel lediglich die allgemeine Gattungsbezeichnung „Roman“ trägt. Schneider versteht den kriminalistischen Fall nur als Ausgangspunkt zur Darstellung von Wirklichkeit und definiert sich als Nachfolger der Autoren der soziologisch und psychologisch ausgerichteten Kriminalromane der Zwischenkriegszeit:

⁹ Zu den beiden typischen Merkmalen der Figur des Detektivs vgl. Nusser (2003: 40).

¹⁰ Zu den einzelnen Typen des Detektivs vgl. Buchloh / Becker (1990: 19-24).

¹¹ Marsch (2007: 168f.).

Man kann anhand dieser Geschichte einen Teil der Realität beschreiben, die man kennt und die man schon immer einmal hat beschreiben wollen. Man kann in die Haut des Kommissärs, der im Zentrum steht, schlüpfen, man kann ihm die eigenen Augen leihen, die eigene Sprache, ja sogar einen Teil der eigenen Biographie. So gewinnt man die Distanz, die manchmal nötig ist, damit man über sich selbst schreiben kann. Einfache, genaue Sätze, ab und zu entsteht sogar Poesie. So haben Simenon und Glauser geschrieben.¹²

Schneider verbindet mit Simenon und Glauser auch die Vorliebe für Thematisierung der aktuellen gesellschaftlichen Probleme am Beispiel von exemplarischen Familiengeschichten. Im Hinblick auf das Bild der Familie in den Texten lassen sich Schneiders Werke in zwei Gruppen einteilen. Auf der einen Seite stehen Texte, in denen die Darstellung der Familie keinen zentralen Stellenwert einnimmt – z.B. der zweite Hunkeler-Roman „Flattermann“ (1995) oder der letzte Roman der Serie „Hunkeler in der Wildnis“ (2020). Andererseits gibt es Texte, in denen die Problematik der Familie mit dem Fall aufs engste verknüpft ist. Hierzu gehören erstens die gegenwartsbezogenen Texte, in deren Brennpunkt das psychologische und soziologisch untermalte Bild der Familienmitglieder steht – z.B. „Silberkiesel“ (1993), der erste Roman der Serie, und der dritte Hunkeler-Roman „Das Paar im Kahn“ (1999). In den beiden Werken werden am Beispiel der auseinandergerissenen türkischen Familien u.a. „lokale“ Verarbeitungsformen von Prozessen der Migration, der Überlagerung und Hybridisierung von Kulturen und der kulturübergreifenden Globalisierung¹³ dargestellt. Der Saisonnier Erdogan Civil, neben Hunkeler die zweite Hauptfigur des Romans „Silberkiesel“, verbringt drei Monate pro Jahr bei seiner Ehefrau und seinen drei Kindern in der Türkei, damit er den Rest des Jahres in Basel arbeiten kann. Dort lebt er mit der deutlich älteren Kassierererin Erika Waldis zusammen, die über die Familie ihres Freundes Bescheid weiß. Im Unterschied zu Erdogan, der die zufällig gefundenen Diamanten eines Drogenkuriers zur Verwirklichung der familiären Zukunft in der Türkei (definitive Rückkehr und Kauf eines kleineren Hotels) verwenden will, unternimmt Erika einen erfolgreichen Versuch, die Diamanten loszuwerden – einerseits deshalb, weil der Fund ein Risiko für das Leben ihres Freundes darstellt, andererseits, weil der Reichtum die Weiterexistenz ihrer Beziehung bedroht. Erdogans Doppelleben als Ehemann einer Türkin und Familienvater einerseits und als Partner einer Schweizerin andererseits bleibt am Romanende aufrechterhalten. Während die Handlung des ersten Romans auf ein verharmlosendes, aber ethisch umstrittenes Happy End hinausläuft, wird in „Das Paar im Kahn“ die Tragödie des aus der Türkei in die Schweiz ohne Kinder eingewanderten Ehepaars Aydin dargestellt. Nach der Ermordung von Aische Aydin, der türkischen Lehrerin, die in Basel illegal als Putzfrau arbeitete, erhängt sich ihr Ehemann Ali Aydin in der Untersuchungshaft, da die Polizei nicht an seine Unschuld glaubt. Als Mörder der attraktiven

¹² Schneider (1999: 1).

¹³ Fiorentino (2005: 158).

Frau stellt sich jedoch Beat Spälti heraus, ein Winkeladvokat, bei dem Aische putzte und der sie juristisch beriet. Obwohl er die Türkin liebte, wurde er im Streit zum Täter, weil es ihm nicht gelang, Aisches Erziehungsrechte gegen ihre Schwiegermutter durchzusetzen, so dass die Kinder nicht zu ihren Eltern in die Schweiz nachkommen konnten.

Zu Schneiders Hunkeler-Romanen, in denen Familie und Fall eng miteinander verknüpft sind, gehören zweitens diejenigen, welche die psychologische und soziologische Problematik der Familie in historischen Zusammenhängen betrachten. Als zeitgeschichtliche Detektiv- bzw. Kriminalromane¹⁴ thematisieren „Hunkeler macht Sachen“ und „Hunkelers Geheimnis“ die Auswirkungen der historisch authentischen Erscheinungen aus der modernen Schweizer Geschichte – die Tätigkeit des „Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse“ (1926–1973) einerseits und die restriktive Flüchtlingspolitik der Schweiz in der Zeit des Nationalsozialismus (1933–1945) andererseits – auf die dargestellten Familienmitglieder in mehreren Generationen. In diesen Romanen lassen sich die Fälle nur dadurch lösen, dass der Blick auf die ethnische Herkunft der betroffenen Figuren gerichtet wird. Im Falle von „Hunkeler macht Sachen“ sind dies vor allem jeni-sche Familien (die Familien der Mordopfer Barbara Amsler und Hardy Schirmer und die Familie des Täters Thomas Garzoni, der als Thomas Gerzner zugleich als Opfer des Hilfswerks gilt). Darüber hinaus weist Schneider am Beispiel der aus Rumänien stammenden fahrenden Roma-Familie Căldăraru auf aktuelle Probleme der Schweizer Gesellschaft wie Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz gegenüber anderen Kulturen hin.¹⁵

Handlungsstruktur des zeitgeschichtlichen Detektivromans „Hunkelers Geheimnis“

Die Gegenwartshandlung des Romans beginnt am 8. März, als der pensionierte Peter Hunkeler nach einer erfolgreichen Operation im Basler Merian-Iselin-Spital erwacht. In seinem unfreundlich-arroganten Zimmernachbarn Dr. Stephan Fankhauser, dem pensionierten Direktor der Basler Volksparkasse, erkennt er den „rote[n] Steff“, einen „der größten Schreihälse der Studentenbewegung“ wieder.¹⁶ Da Hunkeler das lästige Geschwätz seines ehemaligen Studienkollegen nicht ertragen kann, bittet er die Nachtschwester um eine Schlafpille. Dies wiederholt sich in der darauffolgenden Nacht. Anschließend stößt die schweigende Schwester dem an Diabetes und Krebs leidenden Fankhauser gegen seinen Willen eine Spritze „entschlossen und unerbittlich in den Bauch“ (HG, 27). Mit dem an die Lippen gelegten Zeigefinger fordert sie Hunkeler zum Schwei-

¹⁴ Zum Begriff vgl. Jambor (2021: 147-150).

¹⁵ Zur Sozialgeschichte und zu Familiengeschichten am Beispiel des „Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse“ und der rumänischen Roma im Roman vgl. Jambor (2015: 77-90).

¹⁶ Schneider (2015: 8). Im Folgenden nachgewiesen als HG mit Seitenangabe.

gen auf (vgl. HG, 28). Am Morgen des 10. März erfährt Hunkeler von einem Arzt, dass sein moribunder Nachbar in der Nacht an Herzversagen starb. Hunkeler hat den Eindruck, dass zwei verschiedene Nachtschwester im Einsatz standen: beide zwar mit dem gleichen weißen Kittel und blauem Kopftuch, aber mit anderer Augenfarbe, anderem Parfüm und anderen Fingerringen. Der Arzt erklärt Hunkeler, dass nur eine Schwester die ganze Woche Nachdienst hat – die Medizinstudentin Lydia Siegenthaler. Hunkeler fragt sich, ob er entweder ein zufälliger Augenzeuge eines Mordes war oder Halluzinationen hatte. Nach seiner Entlassung erfährt er bei Fankhausers Trauerfeier im Basler Münster, dass der Vater des Verstorbenen Grenzwächter in Riehen war. Unmittelbar nach dem Abschluss der Feier sieht er, wie „eine zierliche Frauengestalt in hellem Gewand, das Haar von einem blauen Kopftuch verhüllt“ (HG, 46), auf der Seitenschiffempore mit ihrer rechten Hand das leere Münster segnet. Beim Leichenmahl im Restaurant Kunsthalle behaupten Hunkelers ehemalige Kollegen, dass bei Fankhauser keine Obduktion gemacht wurde. Als Hunkeler bemerkt, dass sich eine Frau in hellem Gewand und blauem Kopftuch von der Gesellschaft verabschiedet, beginnt er diese zu verfolgen. Peinlicherweise muss er ihr und ihrem Begleiter erklären, dass eine Verwechslung vorlag. Die weitere Fahndung entwickelt sich in zwei Richtungen. Die Polizei sieht Fankhausers Tod im Zusammenhang mit einer Kette anderer Delikte, die von oder an Vertretern der Basler Volkssparkasse begangen wurden bzw. werden (Verhaftung von Fankhausers Nachfolger Viktor Waldmeier bei seiner Einreise in die USA, Zusammenschlagen des Aufsichtsrats Dr. Debrunner bei einem Überfall, Erschießung des pensionierten Investmentbankers Philipp Meierhans). Ähnlich wie Fankhauser waren die genannten Personen Ende der 60er Jahre Anhänger von linken revolutionären Ideen. In diesem verbindenden Element sieht die Polizei das Tatmotiv. Der vom Korporal Lüdi über den Stand der Ermittlungen informierte Hunkeler interessiert sich kaum dafür. Stattdessen verfolgt er seine Spur. Er kontaktiert Lydia Siegenthaler, aber das Treffen bringt kein Licht in die Ereignisse jener Nacht – sie leugnet, Fankhauser eine Spritze verabreicht zu haben. Bei seinem Spaziergang in Riehen und Bettingen lernt Hunkeler die pensionierte Primarlehrerin Martina Ehringer kennen, die ihm wichtige Hinweise zu Fankhausers Eltern liefert. Ansonsten beschäftigen Hunkeler eher der psychisch labile Kunstmaler Christian Moor und seine Enkelin denn die Fahndung. Da er „seit Jahren“ (HG, 16) keinen Kontakt mehr zu seiner Tochter Isabelle hat, lernt er die volljährige Estelle erst jetzt kennen, als sie wegen der Konflikte mit ihrem aus Marokko stammenden Vater aus Frankreich zum Großvater in die Schweiz flieht. Als Hunkeler absichtlich den Flohmarkt auf dem Petersplatz besucht, um mit seinem dort arbeitenden Schwiegersohn Bekanntschaft zu machen, begegnet er zufällig wieder der geheimnisvollen Dame, die vor ihm wegrennt. Obwohl ihn sein ehemaliger Vorgesetzter Suter, danach der französische Commissaire Bardet und später auch Lüdi nach Fankhausers Sterbenacht fragen, behauptet er, nichts bemerkt zu haben. Inzwischen wurden die Fälle Debrunner und Meier-

hans gelöst, so dass Hunkeler weiß, dass sie mit dem Fall Fankhauser nichts zu tun haben. Er beschäftigt sich mit dem Lesen von Fachbüchern zur Geschichte des Mittelalters und mit dem Genießen der schönen Seiten des alltäglichen Lebens. Sobald er beschließt, „die junge Dame mit Kopftuch und Zimtduft zu vergessen“ (HG, 174), begegnet er ihr zufällig wieder. Auch jetzt trägt sie „einen Rubinring an ihrem rechten Mittelfinger“ (HG, 177). Dies geschieht beim Mittagessen in der Wirtschaft zur Alten Grenze, in der Estelle auf seine Vermittlung hin als Kellnerin arbeitet. Von seinem Tischnachbarn erfährt Hunkeler, dass die Dame Esther Lüscher heißt, Medizin studiert und zum Vorstand der Genossenschaft Alte Grenze gehört. Dem Infoblatt der Genossenschaft entnimmt Hunkeler Esthers Adresse und Handynummer. Am darauffolgenden Sonntag bitter er Lüdi um nähere Informationen zu dieser Person. Lüdis Hinweis folgend, wonach Esther Nachfahrin einer deutsch-jüdischen Familie ist, die am 15. Februar 1939 bei Riehen in die Schweiz floh, wobei zwei Familienangehörige „an der Grenze zurückgewiesen“ (HG, 187) wurden, vereinbart Hunkeler ein Treffen mit Martina Ehringer, die in ihrem Elternhaus in Bettingen verschiedene Dokumente über Flüchtlinge aus der Zeit des Nationalsozialismus aufbewahrt. Dort bekommt er das Protokoll der Grenzschutz zur Einsicht – ein Dokument mit dem oben erwähnten Datum, das von Joseph Fankhauser, dem Vater des Verstorbenen, unterzeichnet wurde. Laut Ehringer interessierte sich dafür ungefähr vor einem Jahr „[e]ine Geschichtsstudentin, die eine Arbeit über die Flüchtlinge in Riehen schreiben wollte“ (HG, 194) und sich als Esther Lüscher vorstellte. Anschließend insistiert Hunkeler telefonisch auf einem Treffen mit der Verdächtigen. Sie willigt ein und gesteht stolz ihre Tat. In jener Nacht vertrat Esther ihre Kollegin Lydia, die „zu einer Geburtstagsparty wollte“ (HG, 197). Um bürokratische Unannehmlichkeiten zu vermeiden, wurde dies nicht gemeldet. Esther verabschiedet sich von Hunkeler und fordert ihn auf, sie „in Zukunft in Ruhe“ (HG, 199) zu lassen. Diesen Wunsch erfüllt er – er meldet den Fall nicht bei der Polizei. Beim abschließenden Gespräch mit seiner Partnerin Hedwig unterwegs nach Paris erklärt er die Geschichte mit der Nachtschwester wohl für „eine Halluzination“: „das ist vorbei und vergessen“ (HG, 200). Sie bleibt Hunkelers Geheimnis.

Zusammenfassend lässt sich mit Beatrice Eichmann-Leutenegger sagen, dass Schneider in „Hunkelers Geheimnis“ einen Fall darstellt, „der zwar nicht verwickelt erscheint, aber dennoch komplex ist. Der Inhalt nährt sich aus einem Bankenskandal und den Querelen mit den USA, einer Künstlertragödie, der unrühmlichen Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg sowie der Studentenrevolte von 1968 und ihren Nachwirkungen.“¹⁷ Die Komplexität des Falles liegt allerdings darüber hinaus im Bild der Familie, das aus verschiedenen miteinander verflochtenen Elementen zusammengesetzt ist. Die Handlungsstruktur des Romans zeigt, dass darin alle drei von Marsch genannten „fakultativen Geschichten“ (Lebensgeschichte des Detektivs, Täterbiografie, Sozial-

¹⁷ Eichmann-Leutenegger (2015: o.S.).

Geschichte) eingebaut sind und mit Informationen zur Lebensgeschichte des Opfers ergänzt werden. In den nachfolgenden Teilen soll dem Bild der Familie in diesen „Geschichten“ nachgegangen werden.

„Ein Flüchtlingsdrama“ in „vermintem Gelände“

Als Hunkeler von Lüdi in Umrissen erfährt, was sich am 15. Februar 1939 bei Riehen ereignete, verschlägt es im zunächst die Sprache, bis er die Ereignisse als „[e]in Flüchtlingsdrama“ (HG, 187) bezeichnen kann. Da Lüdi versteht, dass Hunkeler ihm nicht anvertrauen will, warum ihn Esther Lüschers Familiengeschichte interessiert, warnt er seinen Kollegen: „Pass auf, was du tust. Die Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg ist vermintes Gelände“. (HG, 187)

Im Folgenden soll zunächst Schneiders Stellungnahme zu diesem „verminten Gelände“ präsentiert werden, die sich im Roman spiegelt. Der Autor eröffnet seine Antwort auf die erste Interviewfrage nach der Entstehungsgeschichte des Romans mit den Worten: „Es liegt für einen Schweizer Schriftsteller nahe, über die Flüchtlingspolitik im 2. Weltkrieg zu schreiben. Über den J-Stempel, dass man Juden zurück nach Deutschland gejagt hat, man schämt sich natürlich.“¹⁸ Bereits in der Kriegszeit wurde Schneider mit der Judenvernichtung konfrontiert. In der Pultschublade seines Vaters, eines Gewerbeschullehrers in Zofingen, der als „überzeugter Antifaschist“ „auf der schwarzen Liste der ortsansässigen Nazis stand“, fand der höchstens siebenjährige Sohn „eine Broschüre mit KZ-Fotos“. Den späteren Angaben seines Vaters zufolge, der „offenbar Mitglied einer Organisation [war], die sich Informationen aus Nazideutschland verschafft hat“, sind die schrecklichen Fotos „aus Schaffhausen in die Schweiz geschmuggelt worden.“¹⁹ Dieses schockierende Ereignis erwähnt Schneider auch in seinem Brief, um anschließend zu betonen, dass Schweizer Bürger wie sein Vater, „also Demokraten, Antinazis, [...] schon damals Einiges über den Judenmord“²⁰ wussten. In seiner Autobiographie „Kind der Aare“ (2018) schreibt Schneider:

Es ist in den letzten Jahrzehnten massiv Kritik geübt worden an der schweizerischen Politik im Zweiten Weltkrieg. Vor allem an der Flüchtlingspolitik. Denn auf Geheiß von Bundesbern wurden jüdische Flüchtlinge direkt an der Grenze zurückgeschickt. Dies ist und bleibt eine Schande für die Schweiz.²¹

Schneider, der u.a. Geschichte studierte, betrat in seinen Werken wiederholt das erwähnte „verminten Gelände“. Bereits am 1. März 1995, d.h. mehr als ein Jahr vor der Konstituierung der „Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter

¹⁸ Schneider (2021: 1). Ich danke Hansjörg Schneider für die freundliche Genehmigung zum Zitieren aus unserem Briefwechsel.

¹⁹ Schneider (2018: 37f.). Im Interview mit Urs Bircher und Reinhardt Stumm präzisiert Schneider, dass die Fotos aus Auschwitz stammten. Vgl. Bircher (2008: 19).

²⁰ Schneider (2021: 1f.).

²¹ Schneider (2018: 72f.).

Weltkrieg“ (Dezember 1996), wurde sein Schauspiel „Der Irrläufer“ uraufgeführt, in dem er am Beispiel des Flüchtlings Simon Pfeiffer die Mechanismen der Fremdenfeindlichkeit im Schweizer Grenzdorf Zügglingen in der Zeit des Krieges beschreibt. Auf das Modelldrama folgte der zeitgeschichtliche Detektivroman „Hunkeler und der Fall Livius“ (2007), in dem das authentische historische Material fiktionalisiert wird. Im Mittelpunkt stehen u.a. die von elsässischen Kriegsdienstverweigerern nach der Schlacht bei Stalingrad (1943) unternommenen Fluchtversuche in die Schweiz und ihre Auswirkungen auf die Familien der jungen Männer. 2015 folgte „Hunkelers Geheimnis“, der einzige Roman der Serie, in dem der Protagonist den Täter dem staatlichen Apparat der Polizei und der Justiz nicht überantwortet. Die Gründe für dieses Verhalten werden in Hunkelers Äußerung gegenüber Esther angedeutet, die an Schneiders eigene Aussagen erinnert: „Ich schäme mich doch für die Flüchtlingspolitik des Bundesrats im Zweiten Weltkrieg. Sie ist und bleibt eine Schande für die Schweiz“. (HG, 198)

Im nächsten Schritt wird das von Hunkeler als „Flüchtlingsdrama“ bezeichnete Schlüsselereignis des Romans behandelt, das als eine genau konturierte Familientragödie erscheint. Diese wird durch die Nacherzählung von Martina Ehringer vermittelt, die den betreffenden Fall „in guter Erinnerung“ (HG, 190) hat. Neben der schriftlichen Quelle (Protokoll der Grenzwatch vom 15. Februar 1939) stützt sie sich auf den Augenzeugenbericht „der alten Bäckersfrau Weber“ (HG, 191). Die fünfköpfige deutsch-jüdische Familie Weil-Klein bestand aus dem jungen Ehepaar „samt dem kleinen Sohn Benjamin und zwei alten Schwestern“, Debora Weil-Klein und Mirjam Klein, die „weit über siebzig“ waren (HG, 190). Den beiden alten Frauen gelang der Grenzübertritt nicht: „Sie liefen der Grenzwatch in die Hände“, wurden „auf den Zollposten gebracht, registriert und zurückgeschickt.“ (HG, 190) Den restlichen drei Flüchtlingen gelang der Grenzübertritt, „weil die Grenzwächter mit den beiden Frauen beschäftigt waren.“ (HG, 190) Das Verhalten der zwei alten Schwestern deutet Hunkeler als Aufopferung, damit der Weg für die jungen Familienmitglieder frei wurde (vgl. HG, 191). Da es riskant war, die Grenze als größere Gruppe zu übertreten, entschieden sich die durch Zusammengehörigkeits- und Verantwortungsgefühl sich auszeichnenden ältesten weiblichen Angehörigen, die Großmutter Debora und die Großtante Mirjam, die bessere Zukunft für den kleinen Benjamin und seine nicht namentlich bekannten Eltern zu ermöglichen. Der Autor verwendet typische jüdische Vornamen, die symbolisch auf biblische Figuren verweisen – auf die mutige und stolze Richterin und Prophetin Debora aus dem „Richterbuch“, auf die Prophetin Mirjam, die Schwester Moses und Aarons, und auf Benjamin, den jüngsten Sohn des Patriarchen Jakob und seiner Frau Rahel, dessen Name im Deutschen als Gattungsname für die jüngste Person einer Familie oder Gruppe verwendet wird.

Ehringer gibt keine Antwort auf die Frage, was genau mit den beiden betagten Schwestern später geschah, ausgehend von der historischen Erfahrung

vermutet sie nur, dass diese aufgrund der Zurückweisung „zwangsläufig in die Fänge der Gestapo“ (HG, 190) gerieten.

Schneider schreibt in seinem Brief, dass es in der Schweiz viele Leute gab, die sich für die jüdischen Flüchtlinge einsetzten – namentlich erwähnt er den Polizeihauptmann Paul Grüninger aus St. Gallen und den Sozialdemokraten Fritz Brechbühl,²² den Hauptvertreter der humanen Flüchtlingspolitik des Kantons Basel-Stadt, die sich von der laut Ehringer „unmenschlichen, rassistischen Flüchtlingspolitik des Bundes“ (HG, 191) abhob. Im Roman sind die Helfer der Opfer durch die Riehener Bäckerfamilie Weber vertreten, deren Handeln im krassen Kontrast zur Grenzschutz steht, „die dem Bund und nicht dem Kanton [unterstand.]“ Als die erschöpfte und durchgefrorene junge jüdische Familie „auf gut Glück“ (HG, 191) eine Bäckerei im Dorf betrat, wurde sie von der Familie Weber freundlich aufgenommen (vgl. HG, 191).

Die dritte Familie im Umfeld des „Flüchtlingsdramas“ ist die Familie des Grenzwächters Joseph Fankhauser, der für die Tragödie der Familie Weil-Klein mit verantwortlich war. Laut Ehringer, die ihn persönlich kannte, war er in seiner Arbeit am Grenzübergang nach Stetten/Lörrach „sehr streng“ (HG, 84) und „obrigkeitsgläubig bis zur Selbstaufgabe“ (HG, 85). Auf Fankhausers Berufsleben kann sich Schneiders Gedanke aus seinem Brief beziehen: „Ich denke, dass es zur Zeit des Nationalsozialismus in Europa fast unmöglich war, durch den Krieg zu kommen, ohne sich schmutzige Hände zu machen.“²³ Betrachtet man jedoch Joseph Fankhausers Familienleben, ergibt sich ein noch negativeres Bild dieser Figur. Die unmenschliche Tätigkeit dieses nach Vorschriften handelnden Beamten wirkte sich auf seine Familie aus: Seine Ehefrau Marietta, die „herzlich und lebenslustig“ zugleich „intelligent“ war, litt unter ihrem Mann. Sie konnte die zahlreichen Zurückweisungen von Flüchtlingen „nicht ertragen, das hat sie innerlich vergrämt“, sie starb „relativ jung“. (HG, 85) Ihr Sohn Stephan, den Ehringer von klein auf als Lehrerin kannte, war „verschlossen, gehemmt.“ Sein Vater hat ihn „brutal unterdrückt“ und „geschlagen, wann immer es ihm passte“. (HG, 84) Darin sieht die ehemalige Primarlehrerin die Ursache für das spätere revolutionäre Rebellieren des Sohnes, für welches sich der alte Fankhauser „in Grund und Boden schämte“ (HG, 85). Dies ergänzt das Bild des konservativen pflichtbewussten Grenzwächters, der mit seinem unreflektierten unmenschlichen Handeln die restriktive Flüchtlingspolitik des Bundes mit unterstützte.

Lüdis Charakteristik der Flüchtlingspolitik als „vermintes Gelände“ bezieht sich auf alle drei Familien des „Flüchtlingsdramas“. Die deutsch-jüdische Familie bewegte sich in einem Gelände, wo sie vom konkreten, nicht vorausberechenbaren Handeln einzelner unbekannter Schweizer Bürger abhängig war. Sie hatte Pech, auf einen Grenzwächter zu stoßen, der die Anweisungen des Bundes nicht hinterfragte und unmenschlich handelte, zugleich jedoch

²² Vgl. Schneider (2021: 2).

²³ Ebd.

Glück, von einer Familie gerettet zu werden, die mit den Grundsätzen der liberaleren kantonalen Innenpolitik einverstanden war.

Historische Kontextualisierung der Familientragödie: „Wir lagen gleichsam auf dem Präsentierteller. Und fast täglich kamen Flüchtlinge herüber“

Die Zeit-Raum-Koordinaten, in denen Schneider sein „Flüchtlingsdrama“ situiert, sind genau gewählt. Als Basler Autor, der sich in seinen Texten intensiv mit den lokalgeschichtlichen Ereignissen auseinandersetzt, wählte er zum Schauplatz die Gemeinden Riehen und Bettingen, die gemäß der Zeugin Ehringer im Zweiten Weltkrieg „gleichsam auf dem Präsentierteller“ lagen. Im Falle des deutschen Überfalls wären sie „nicht verteidigt worden“. (HG, 85) Da die grüne Grenze zwischen den beiden Gemeinden und Deutschland achtzehn Kilometer lang ist und hauptsächlich „durch Wiesen und Wälder, oft in sehr unübersichtlichem Gelände“ führt, bot sie „ungezählte Fluchtmöglichkeiten.“ Sehr bekannt war u.a. „der Weg von Lörrach-Stetten über die Eisernen Hand und das Maienbühl.“²⁴ Gerade auf dem Gebiet der Eisernen Hand lässt Schneider die beiden jüdischen Schwestern von der Grenzschutz aufgreifen, die in der Lokalität gezielt aufpasste. (Vgl. HG, 190)

Das Ereignis ist zeitlich in die Periode der großen Flüchtlingswelle 1938/1939 situiert, d.h. in die Zeitspanne vom Anschluss Österreichs an das Dritte Reich (März 1938) bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs (September 1939), in der die nationalsozialistische Judenverfolgung einerseits und die restriktive Flüchtlingspolitik der Schweiz andererseits an Intensität zunahm.²⁵ Zu erwähnen sind v.a. die Verschärfung der antisemitischen Maßnahmen in Deutschland, die „Ausschreitungen in Österreich nach dem ‚Anschluss‘“ und „die reichsweiten Pogrome im November 1938“, über die „die Behörden und die Bevölkerung in der Schweiz bestens informiert“ waren.²⁶ Im internationalen Kontext ist es ferner die Konferenz von Evian (Juli 1938), die ihr Ziel nicht erreichte, „eine ständige Organisation mit dem Auftrag einzurichten, die Ausreise der Flüchtlinge aus Österreich und Deutschland zu erleichtern.“²⁷ Bei den bilateralen deutsch-schweizerischen Beziehungen ist es schließlich v.a. die Unterzeichnung des Abkommens zur Einführung des roten „J-Stempels“ (29. September 1938) und die Einführung der Visumpflicht für deutsche „Nichtarier“ (4. Oktober 1938).²⁸ Danach „hatten die jüdischen Flüchtlinge faktisch keine andere Möglichkeit mehr,

²⁴ Seiler (2013a: 53).

²⁵ Zur Periode vgl. Wacker (2013).

²⁶ König / Zeugin (2002: 121).

²⁷ Dies., 167.

²⁸ Vgl. dies., 132.

als illegal in die Schweiz zu kommen.²⁹ Völkerrechtlich war die Schweiz durch „das provisorische Arrangement vom 4. Juli 1936 betreffend des Rechtsstatus von Flüchtlingen aus Deutschland“ weiterhin verpflichtet, Flüchtlinge, die sich „bereits in der Schweiz befanden, nicht nach Deutschland zurückzuschaffen, sofern sie sich um eine Weiterreise bemühten“. Die bei dem Grenzübertritt aufgegriffen Personen hingegen durften zurückgeschickt werden. Da die Schweiz 1938/39 in vielen Einzelfällen jedoch auch die Flüchtlinge ausschaffte, „die nicht unmittelbar an der Grenze oder im grenznahen Raum, sondern im weiteren Landesinneren aufgegriffen“ wurden,³⁰ verletzte sie die genannte Vereinbarung. Die restriktive Flüchtlingspolitik der Schweiz zeichnete sich durch „Fremdenfeindlichkeit und Überfremdungsangst“ aus, die „keine Folge des Kriegs, sondern eine langfristige Determinante der Ausländerpolitik“³¹ des Landes waren. Die „Überfremdung“ wurde bereits „in der Zwischenkriegszeit zur Chiffre für einen ‚verschweizerten‘ Antisemitismus.“³² Die politische Verantwortung für die Flüchtlingspolitik trug bekanntlich „der Gesamtbundesrat als Kollegialbehörde.“³³ Dieser Bereich unterstand jedoch konkret dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement, dem 1934–1938 der Bundesrat Johannes Baumann vorstand und dessen Polizeiabteilung 1929–1954 Heinrich Rothmund leitete.³⁴ Von 1938 bis 1942 kam es „zu einer Verlagerung der Kompetenzen von den Kantonen zu den Bundesbehörden“³⁵ und mit der restriktiven Flüchtlingspolitik des Bundes war der Kanton Basel-Stadt nicht einverstanden. Zur Schlüsselfigur wurde der 1935–1963 amtierende Regierungsrat Fritz Brechbühl, der als Polizeidirektor „für die relativ liberale Basler Flüchtlingspolitik“³⁶ verantwortlich war.

Bei der Vermittlung der oben erwähnten allgemeinen historischen Tatsachen und der unten zu behandelnden konkreten authentischen Ereignisse aus dem Grenzgebiet spielt in „Hunkelers Geheimnis“ Martina Ehringer die zentrale Rolle. Mit ihrer Aussage „[u]nd fast täglich kamen Flüchtlinge herüber, jammervolle Gestalten“ (HG, 85) variiert Schneider den Titel des von Lukrezia Seiler und Jean-Claude Wacker herausgegebenen Buches „Fast täglich kamen Flüchtlinge“. Riehen und Bettingen – zwei Grenzdörfer 1933 bis 1948“ (1996). Aus der vierten, überarbeiteten und erweiterten Auflage des Buches (Christoph Merian Verlag, 2013) zitiert er in seinem Roman „ein[en] Bericht der Basler Fremdenpolizei an ihren Departementsvorsteher“ (HG, 193) vom 15. März

²⁹ Wacker (2013: 42).

³⁰ König / Zeugin (²2002: 168).

³¹ Dies., 123.

³² Dies., 125.

³³ Dies., 132.

³⁴ Vgl. Fuchs (2004: o.S.) u. Steffen Gerber (2012: o.S.).

³⁵ König / Zeugin (²2002: 133).

³⁶ Spuhler (2004: o.S.).

1939.³⁷ Darin erklärt der Chef der Basler Fremdenpolizei seinem Vorgesetzten Brechbühl die Gründe, warum in einem konkreten Fall 140 jüdische Flüchtlinge aus Basel nicht ausgeschafft wurden.³⁸

Die eingehende Untersuchung der Ereignisketten, in denen Martine Ehringer auftritt, legt den Schluss nahe, dass Schneider das Buch „Fast täglich kamen Flüchtlinge“ nicht nur bei dem zitierten Bericht als eine wichtige schriftliche Quelle verwendete. Bei seinem interdiskursiven Schreiben, dessen Ziel es ist, die Literatur und Geschichtsschreibung miteinander in Verbindung zu setzen, griff er sowohl auf Wackers und Seilers historische Einführungen als auch auf einige von Seiler auf Tonband aufgenommene und verschriftlichte Zeitzeugenberichte zurück. In seinem Brief schreibt Schneider, dass er das Buch „per Zufall“ entdeckte und gleich kaufte, „weil mich lokale Geschichte sehr interessiert. Als ich das Buch gelesen hatte, wusste ich, dass ich darüber einen Roman schreiben will.“³⁹ Da Seiler in der Entstehungszeit des Romans bereits verstorben war, traf sich Schneider nur mit ihrem Co-Autor. Auf meine Frage gibt er anschließend zu: „Natürlich wollte ich Frau Seiler in der Figur der Martina Ehringer ein Denkmal setzen. Ich finde diese Frau (unbekannter Weise) grossartig.“⁴⁰

Die fiktive Figur verbindet mit der realen Journalistin Lukrezia Seiler (1934–2013)⁴¹ nicht nur das ungefähr gleiche Alter, da die pensionierte Primarlehrerin im letzten November (d.h. 2014) „achtzig Jahre alt“ (HG, 85) wurde, sondern auch die verwendeten Methoden. Ähnlich wie die seit 1965 in Riehen lebende Journalistin gibt Ehringer an, dass sie im Sinne der Oral History viele Zeitzeugen an verschiedenen Orten (Bettingen, Riehen, Lörrach und Inzlingen) befragte und auf den Zollposten Chroniken durchlas. (Vgl. HG, 189) Dadurch legte sie sich nach Hunkeler „ein richtiges Archiv“ (HG, 189) an. Der wichtigste Unterschied zwischen Seiler und Ehringer liegt in der Präsentation der gesammelten Dokumente. Nachdem sich Seiler für die Errichtung des Dorf- und Rebbaumuseums Riehen eingesetzt hatte, gab sie im Rentenalter zusammen mit dem Historiker Wacker ein erfolgreiches Buch heraus, das als Pionierleistung anzusehen ist. Im Unterschied dazu richtete Ehringer in der guten Stube ihres Elternhauses den eigenen Worten zufolge „mein Museum“, „[e]ine Art Mausoleum“ (HG, 188) ein, für welches „sich kaum jemand“ (HG, 189) interessiert. An den Wänden stellt sie die aufbewahrten Geschichten aus, „weil sich jemand erinnern muss. Sonst werden sie vergessen“ (HG, 188). Im Hinblick auf die Problematik der Familie gibt es zwischen der literarischen Figur und ihrem Vorbild noch einen bedeutenden Unterschied. Seiler war Mutter von zwei Töchtern und hatte vier

³⁷ Die genannte Quelle ist im Impressum angegeben. Vgl. Schneider (2015: o.S.).

³⁸ Vgl. Wacker (2013: 48).

³⁹ Schneider (2021: 1).

⁴⁰ Ders., 2.

⁴¹ Zur Biographie von Lukrezia Seiler vgl. O.A. (O.J.: o.S.).

Enkelkinder.⁴² Ehringer hingegen ist eine ledig gebliebene Person – scherzhaft nennt sie sich „eine alte Jungfer“ (HG, 85) –, die in der Freizeit ihrem historischen Hobby nachgeht. Im übertragenen Sinne wurden die Protagonisten der gesammelten Geschichten, mit denen sie sich umgibt, zu ihrer Ersatzfamilie, zu der sie eine innige Beziehung aufbaut und die sie Hunkeler sehr lebhaft vorstellt.⁴³

Im Folgenden soll auf die interdiskursive Einarbeitung der Informationen aus Seilers und Wackers Buch in Schneiders Roman eingegangen werden, wobei die Verknüpfung mit dem fiktiven Fall der Familie Weil-Klein gemacht wird.

Ehringers Vermittlung der historischen Tatsachen zur Flüchtlingspolitik der Schweiz in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt das Ziel, Hunkeler und den Leser in die Problematik einzuführen und den Fall der Familie Weil-Klein in einen größeren Rahmen zu stellen. Sie zeichnet sich durch zwei klare Tendenzen aus – durch eine dezidiert kritische Einstellung zur Politik des Bundes einerseits und durch lokalpatriotisch geprägte Sympathie für die Politik des Kantons Basel-Stadt andererseits.

Zur Einführung des „J-Stempels“ und der Visumpflicht für deutsche „Nicht-ariar“ bemerkt Hunkelers Zeugin: „Der Bundesrat in Bern hatte das so verfügt, allerdings ohne das Volk zu informieren“. (HG, 188) Dies ist historisch korrekt, denn der „Schweizer Öffentlichkeit wurde [...] die Komplizenschaft der eigenen Behörden bei dem ‚J‘-Eintrag verschwiegen.“ Die „Schweizer Mittäterschaft“ wurde erst 1954 „publik gemacht.“⁴⁴ Für Ehringer ist die Flüchtlingspolitik der damaligen Zeit personalisiert. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund und zieht die konkreten Personen zur Rechenschaft:

Er [Heinrich Rothmund] hatte, mit Rückendeckung des zuständigen Bundesrats Johannes Baumann, die Weisung erteilt, möglichst keine jüdischen Flüchtlinge ins Land zu lassen. Das waren Schreibtischtäter, die gegen die ‚Überfremdung und ganz besonders gegen die Verjudung der Schweiz‘ kämpften, wie Rothmund schrieb. Sie waren weit weg vom Schuss in Bern. Sie haben die Flüchtlinge nicht gesehen. Sie wollten sie einfach weghaben. Aus den Augen, aus dem Sinn. (HG, 191)⁴⁵

Ähnliches, allerdings in einem sachlicheren Ton, ist auch bei Wacker nachzulesen: „Die eidgenössischen Behörden operierten aus der Distanz, vom Schreibtisch aus, auf der Basis abstrakter Akten und Statistiken und nicht zu-

⁴² Reck (2014: o.S.).

⁴³ Eine andere Figur, die im Roman durch ihren Nachnamen an Lukrezia Seiler erinnert, ist die Figur der Wirtin aus der Wirtschaft zur Alten Grenze. Sie heißt Helga Seiler. Der Name ist Schneiders „Erfindung“ (Schneider 2021: 2).

⁴⁴ Wacker (2013: 41).

⁴⁵ Schneider lässt hier Ehringer Rothmunds Brief an den schweizerischen Gesandten in Den Haag vom 27. Januar 1939 zitieren, den er Seilers und Wackers Buch entnahm. Vgl. ders., 42f. Nach der Einführung des „J-Stempels“ war Rothmund „besonders erzürnt [...] über die vielen Visa, die die diplomatischen Vertretungen im Ausland ausstellten [...]“ (ders., 42).

letzt des immer wieder erkennbaren Antisemitismus.“⁴⁶ Aufgrund der Analyse der Korrespondenz zwischen dem Kanton und dem Bund betont der Historiker, dass die Basler Behörden darauf hinwiesen, dass „die Beamten in Bern die meisten Flüchtlinge [...] kaum je zu sehen bekamen. Sie fällten ihre Entschiede am Schreibtisch und sahen weder das Leid noch die Verzweiflung der gehetzten und verjagten Menschen.“⁴⁷

Auch Ehringer betont den Gegensatz zwischen Basel und dem Bund. Bei Brechbühl hebt sie historisch korrekt seine Herkunft als „Verdingbub“ hervor – er „kannte sich aus in Not und Elend“ (HG, 191f.). Ferner unterstreicht sie sein Einhalten des „provisorischen Arrangements“ – er befahl, die von der Polizei, d.h. nicht von der Grenzwacht, aufgegriffenen Flüchtlinge „nur mit seiner Einwilligung“ (HG, 192) zurückzuschicken. Das (Nicht)-Einhalten des „Arrangements“ spielt eine wichtige Rolle auch im Leben der Familie Weil-Klein. Ehringer deutet an, dass die Bäckerfamilie Weber das jüdische Ehepaar mit Benjamin wohl auch versteckte: „Wenn die drei in die Hände der Grenzwächter gefallen wären, wären vermutlich auch sie zurückgeschickt worden“. (HG, 191) Sie betont, dass sich Frau Weber (wie die Riehener allgemein) der Grundsätze der kantonalen Flüchtlingspolitik bewusst war und durch ihr beispielhaftes Handeln die junge Familie später in den Basler Lohnhof brachte. (Vgl. HG, 192)⁴⁸ Dies steht im Einklang mit dem in „Fast täglich kamen Flüchtlinge“ abgedruckten Typoskript des Polizeiberichts vom 28. November 1938, in dem Brechbühl schreibt: „Hat ein Flüchtling den Lohnhof erreicht, darf er nur mit meiner Einwilligung zurückgestellt werden.“⁴⁹

In „Fast täglich kamen Flüchtlinge“ gibt es auch Passagen, die das Verhalten des Grenzwächters Fankhauser kontextualisieren. Er scheint zu den Personen zu gehören, „welche die von oben erteilten Befehle ohne Bedenken ausführten“, und gar nicht zu denen, „die durch die Ereignisse oft aufgewühlt [waren]“ oder „an dem Unrecht [litten], das sie glaubten durchführen zu müssen, wollten sie nicht ihren Arbeitsplatz gefährden.“⁵⁰ Wie im vorherigen Teil gezeigt wurde, ist es Fankhausers Ehefrau, die darunter litt.

Im Unterschied zu Hunkeler, der sich bei den Ausführungen der ehemaligen Primarlehrerin für die Schweiz schämt, verspürt Ehringer Stolz auf Basel, da die Stadt „dem Druck aus Bern weitgehend stand[h hielt]“ (HG, 192). Um Hunkeler davon zu überzeugen – und dies gelingt ihr –, führt sie zwei konkrete authenti-

⁴⁶ Ders., 48.

⁴⁷ Ders., 49.

⁴⁸ Der Gebäudekomplex Lohnhof war der Sitz der Basler Polizeidirektion und ein Gefängnis. Als Anregung für die Darstellung der fiktiven Bäckerfamilie Weber kann der Bericht der Zeitzeugin Doris Bekbissinger gelten, in dem die Tochter der Bäckerfamilie Ernst und Mimi Bekbissinger-Hiltbrunner von der Hilfsbereitschaft ihrer Eltern erzählt. Vgl. Bekbissinger (2013: 57f.).

⁴⁹ Wacker (2013: 46).

⁵⁰ Seiler (2013a: 56).

sche Ereignisse an, die sich ca. einen Monat nach der Tragödie der Familie Weil-Klein abspielten. Zunächst erzählt sie von einem Fall, als die eidgenössische Fremdenpolizei verlangte, „dass aus einer jüdischen Flüchtlingsgruppe wenigstens ‚sechs jüngere ohne Anhang‘, wie sie schrieb, zurückgeschickt würden. Auch darauf ist Fritz Brechbühl nicht eingegangen.“ (HG, 192) Der zynische Kompromissvorschlag vom 24. März 1939 erinnert an Lotterie und Kräftespiel, Ehringer vergleicht ihn daher zu „einem üblen Geschacher“ (HG, 192). Die sechs Personen ohne Anhang sollten willkürlich ausgelesen werden, wobei nach Wacker anzunehmen ist, dass die eidgenössische Fremdenpolizei diesen Vorschlag nur deshalb machte, „um ihre Autorität wahren zu können“⁵¹. Zynisch erscheint auch die Forderung, Personen „ohne Anhang“ zu opfern: Dadurch wird das Leben eines Flüchtlings nach dem Bund dann wertvoller und rettungsberechtigter, wenn er nicht allein, sondern als Bestandteil einer Familie emigrierte.

Dieser falschen Humanität setzt Schneider im Roman ein Beispiel echter Humanität entgegen, indem Ehringer Hunkeler anschließend den oben erwähnten Bericht der Basler Fremdenpolizei an Fritz Brechbühl vom 15. März 1939 zu lesen gibt. Darin ist neben „*unserer humanen*“ auch von der „*rücksichtsvollen Praxis*“ bei dem Umgang mit den Flüchtlingen die Rede. Der Verfasser erklärt, dass sich die Polizei im Fall der 140 Flüchtlinge „*von rein menschlichen Überlegungen leiten*“ ließ, und beruft sich auf die „*traditionelle Hilfsbereitschaft der Stadt Basel*“ – „*das Basler Volk*“ würde die Zurückweisung der 140 Flüchtlinge „*scharf verurteilen*“ (HG, 193; Kursivierung: Schneider).

Ferner demonstriert Ehringer historisch korrekt an zwei konkreten authentischen Beispielen, dass es nicht nur jüdische Flüchtlinge waren, die in Riehen und Bettingen abgewiesen wurden. Zunächst liefert sie Informationen über „*polnische Zwangsarbeiter aus dem Wiesental*“ (HG, 189), konkret über die Erschießung der drei Polen durch die Gestapo in Lörrach kurz vor Kriegsende und über 1500 Zwangsarbeiter, die nach der Öffnung der Grenze in den letzten Kriegstagen über Riehen in die Schweiz kamen. (Vgl. HG, 189)⁵² Anschließend berichtet Ehringer von einem deutschen Priester, der nach dem Grenzübertritt am Zollhaus Bettingen vor Erschöpfung starb. (Vgl. HG, 189)⁵³

Zu Beginn des Romans, als Hunkeler aus dem Krankenhaus entlassen wird, beginnt er mit der Lektüre von zwei Büchern über den Ersten Weltkrieg: „Romane las er schon seit längerem nicht mehr, erfundene Geschichten ödeten ihn an. Er war begierig nach Fakten“. (HG, 29) Diese Sätze sind autobiographisch und auto-poetisch zu verstehen. Wie manche andere Tatsachen zu Hunkeler gelten sie auch für seinen Autor. Schneiders interdiskursive Lektüre des Buches „Fast täglich

⁵¹ Wacker (2013: 49).

⁵² Schneider bezieht sich hier auf den Zeitzeugenbericht von Hans Brögle und auf Seilers Daten. Vgl. Brögle (2013: 137) und Seiler (2013b: 113).

⁵³ Diese Geschichte entnahm Schneider auch einem Zeitzeugenbericht. Vgl. Keiser Stewart (2013: 153).

kamen Flüchtlinge“ und seine Gestaltung der exemplarischen Tragödie einer jüdischen Familie kennzeichnen ihn als einen Autor der zeitgeschichtlichen Kriminalromane, die die Fakten und die Fiktion geschickt kombinieren.

Esther Lüscher und Stephan Fankhauser: Verwischung der Grenze zwischen Opfer und Täter

Zur Entstehungsgeschichte seines Romans bemerkt Schneider:

Sehr seltsam, ich habe als Erstes, ohne zu wissen warum, die Szene geschrieben, in der eine junge Frau oben im Gewölbe das Basler Münster segnet. Dann habe ich lange gewartet. Dann habe ich einen jüdischen Freund gefragt, was er dazu sagen würde, wenn ich einen Roman schreiben würde, in dem eine junge Frau sich an einem der Täter rächt. Mach das, hat er gesagt.⁵⁴

Daran wird deutlich, dass Schneider in „Hunkelers Geheimnis“ – wie in seinen anderen zeitgeschichtlichen Kriminalromanen „Hunkeler macht Sachen“ und „Hunkeler und der Fall Livius“ – mit der Verwischung der Grenze zwischen Opfer und Täter arbeitet. Im behandelten Roman ist dies sehr eng mit dem Bild der Familie verknüpft: Aus einer Opferfamilie (jüdische Familie Weil-Klein) wird durch Esther Lüschers Rache eine Täterfamilie und aus einer Täterfamilie, vertreten durch das Familienoberhaupt Joseph Fankhauser, wird durch die Ermordung von dessen Sohn Stephan eine Opferfamilie. Im Folgenden soll auf diese Umkehrung der Opfer-Täter-Rolle näher eingegangen werden.

Schneider zeichnet mit wenigen Strichen scharf umrissene Porträts des Opfers und der Täterin. Er liefert nur die notwendigsten Informationen zu ihrem vorherigen Leben und aktuellen familiären und allgemein sozialen Umfeld.

Seiner eigenen Charakteristik zufolge kommt Stephan Fankhauser „aus einfachen Verhältnissen“ und hat „Karriere gemacht“. (HG, 52) Wie bereits dargestellt, resultiert sein Engagement für den Sozialismus bzw. Kommunismus in der Zeit der Studentenbewegung aus der Rebellion gegen seinen Vater. Als „promovierte[r] Jurist“ (HG, 44) und „Mitglied einer linken Anwaltskanzlei“ machte er den Marsch durch die Institutionen und verzichtete auf seine politische Überzeugung. Gegenüber Hunkeler, der dies für „[d]urch und durch bürgerlich“ und „spießig“ (HG, 8) hält, behauptet Fankhauser begriffen zu haben, dass „sich die Welt nicht ändert, auch durch Revolutionen nicht“ (HG, 9). Für ihn ist „Geld die einzige Macht [...], die wirklich zählt“ (HG, 13), andererseits gesteht er, dass Geld „Dreck“ ist und „schmutzig macht“ (HG, 23). Er hält sich unberechtigt für ein Opfer der Gesellschaft – für ein „Scheusal“ (HG, 24), zu dem ihn seiner Meinung nach der Spätkapitalismus machte. Ähnlich wie in der Familie, der er entstammt, sind auch die Beziehungen in seiner eigenen Familie gestört. Er gesteht Hunkeler, dass er niemanden außer seinen Sohn hat, der den sterbenden

⁵⁴ Schneider (2021: 1).

Vater im Krankenhaus nur einmal besuchte, weil er „die Spitalatmosphäre nicht“ erträgt (HG, 10). Er kommt nicht einmal zur Trauerfeier. Dafür ist die geschiedene Ehefrau des Verstorbenen als nächste Angehörige anwesend. (Vgl. HG, 43) Bevor Stephan Fankhauser stirbt, verkündet er Hunkeler stolz, dass er sein ganzes Geld „dem Basler ZOO vermacht[e]“, sein Sohn „bekommt nur den Pflichtteil“. (HG, 24) Die Figur des Mordopfers ist auch im Hinblick auf seinen Zimmernachbarn Hunkeler eindeutig negativ gezeichnet. Für den frisch operierten Patienten ist Fankhauser eine unangenehme Person.

Im Unterschied dazu ist die Figur der Täterin eine ambivalente Figur. Lüdis Angaben zufolge wurde Esther Lüscher als Tochter des Anton Lüscher aus Sumiswald und der Ingrid Lüscher-Weil aus Basel 1988 geboren. (Vgl. HG, 186) Als Enkelin des Flüchtlings Benjamin Weil interessiert sie sich für ihre Familiengeschichte. Auf der Suche nach näheren Informationen zu ihren Vorfahren besuchte die Medizinstudentin vor einem Jahr Martina Ehringer. Dabei gab sie vor, aus einem professionellen Grund zu kommen – sie stellte sich als Geschichtsstudentin vor. Sie verheimlichte jedoch ihren wahren Namen nicht. Während ihrer Arbeit im Krankenhaus begegnete sie zufällig dem Patienten Stephan Fankhauser. Sie nutzte die Gelegenheit aus, um sich nach mehr als 70 Jahren am Sohn des Grenzwächters zu rächen.

In der Handlung tritt Esther in fünf Ereignisketten auf, in den ersten vier begegnet ihr Hunkeler zufällig. Ihre Kommunikation ist nicht verbal, so dass Hunkeler nur auf die Auswertung ihres äußeren Erscheinungsbildes und der nonverbalen Kommunikation angewiesen ist. Auch in der fünften Ereigniskette verweigert Esther zunächst die verbale Kommunikation. Erst als Hunkeler sie per Anrufbeantworter anfleht, mit ihm zu reden, „[s]onst finde ich meinen Seelenfrieden nicht“ (HG, 195), ist sie zu einem Gespräch bereit.

Bei dem ersten Treffen wird der Mord „in actu“⁵⁵ vor den Augen der ermittelnden Hauptfigur vollzogen. Bei diesem eher für den Thriller denn für den Detektivroman typischen Handlungselement verraten einige Details etwas mehr über Esther. Der exquisite Zimtduft des Parfums und der Rubinring zeugen von einer „prima Lady“ (HG, 177), wie sie eine von Hunkeler befragte männliche Figur bezeichnet. Das kostbare Schmuckstück weist sie später als eine Person aus, die einen großen Wert auf das Aufrechterhalten der jüdischen Familientradition legt. Auf Hunkelers Frage, woher sie den Rubinring hat, antwortet Esther: „Von einer Frau, die meine Urgroßmutter war. Sie hat, bevor sie sich auf den Weg über die vermeintlich rettende Grenze machte, diesen Ring ihrem Sohn gegeben mit dem Auftrag, ihn jeweils an die älteste Tochter weiterzuleiten. Da er keine Tochter bekam, gab er ihn weiter an seinen Sohn Benjamin. Der hat ihn seiner Tochter Ingrid Lüscher-Weil übergeben. Und ich bin die älteste Tochter von Ingrid“. (HG, 198) Das Kleinod zeigt einen eventuellen Wohlstand der Flüchtlingsfamilie an, zugleich hat dessen rote Farbe symbolische

⁵⁵ Nusser (2003: 49).

Bedeutung – sie verweist auf Herz und/oder Blut und dadurch auf Liebe, Leben und/oder Tod. Die Übergabe des Rings von Debora an ihren Sohn vor dem Versuch, die Schweizer Grenze zu übertreten, bestätigt Hunkelers Annahme, dass sich die zwei älteren Frauen opferten.

Vergleicht man Esthers und Hunkelers erstes und letztes Treffen, kommt man zum Schluss, dass beide u.a. durch das Motiv der Rache verbunden sind. Es ist der Gegensatz zwischen dem positiv wirkenden äußeren Erscheinungsbild der unbekanntes Nachtschwester und ihrem gnadenlosen Verhalten zu dem sich wehrenden Zimmernachbarn, der in den Augen von Hunkeler „eine junge, schöne Frauengestalt als Racheengel“ (HG, 27) erscheinen lässt. In der Überführungsszene am Schluss des Romans erklärt Esther auch ihr Tatmotiv:

Ich halte nichts von christlicher Nächstenliebe. Was diese Nächstenliebe wert war, hat man im Zweiten Weltkrieg gesehen. Das waren alles Christen, die gemordet und gewütet haben. Und wenn jemand zwei alte Frauen in den Tod schickt, verzeihe ich das nicht. (HG, 198f.)

Als Hunkeler daraufhin einwendet, dass die Verantwortung für die Abweisung der Schwestern Debora und Mirjam nicht bei dem Ermordeten, sondern bei dessen Vater lag, greift sie wieder auf ein religiöses Argument zurück: „Gottes Rache dauert, wie Sie vielleicht wissen, bis ins dritte und vierte Glied.“ (HG, 199). Während sich Schneider bei dem Motiv des Racheengels einer lexikalisierten Metapher bedient, die religiös motiviert ist, aber in der Bibel nicht vorkommt, lehnt er Esthers Aussage an die Zehn Gebote an: „Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an den Kindern derer, die mich hassen, aber Barmherzigkeit erweist an vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote halten.“⁵⁶ Auch die Antwort auf Hunkelers darauffolgende Frage, was Esther nach der Trauerfeier auf der Empore des Basler Münsters eigentlich machte, zeigt den religiös geprägten Charakter ihres Handelns: „Ich habe das Münster gesegnet. Weil die Stadt Basel 1939 meine Urgroßeltern und meinen Großvater aufgenommen hat“. (HG, 199)

Die Zitate zeigen deutlich, dass Esthers Handeln genauso ambivalent ist, wie es die Erfahrungen ihrer Vorfahren bei der Flucht mit den Schweizern Bürgern waren. Einerseits erteilt sie den Segen, andererseits kennt sie keine Vergebung und Barmherzigkeit. Im Sinne des alttestamentarischen „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ übernimmt sie eigenwillig das Richten, um ihre private Familientragödie nicht ungestraft zu lassen. Sie steht im krassen Kontrast zu jener biblischen Figur, mit der sie durch den gleichen Vornamen verbunden ist. Esther Lüscher ist zwar jung und schön wie die Protagonistin des „Buchs Ester“ und sie benimmt sich souverän wie eine Königin, ihr Handeln ist aber ethisch fragwürdig. Anders als ihre berühmte Namensvetterin ist sie keine Retterin des jüdi-

⁵⁶ <https://www.die-bibel.de/bibeln/online-bibeln/lesen/LU17/EXO.20/2.-Mose-20>. Neben dieser Passage aus 2. Mose, 20: 5-6 vgl. ähnliche Formulierungen in 2. Mose, 34: 6-7, 4. Mose, 14: 18 u. 5. Mose, 5: 9.

schen Volkes vor dem Genozid. Indem sie sich rächt, kann sie weder das Leben ihrer Nächsten retten noch es ihnen zurückgeben.

Der Text gibt keine Antwort auf die Frage, inwiefern Esthers Mord mit dem angestrebten Beruf der Ärztin und allgemein mit ihrem weiteren Leben als Mensch ethisch in Einklang gebracht werden kann. Nicht eindeutig erklärt sind auch die Gründe, warum Hunkeler sie nicht der Polizei und der Justiz überantwortet. Dass er dies nicht beabsichtigt, ist bereits bei seiner Einladung zum Treffen klar: „Ich bin in Rente, habe also keine Amtsbefugnis mehr. Zudem ist Stephan Fankhauser längst bestattet. Ich will nichts von Ihnen, außer mit Ihnen reden“. (HG, 195) Offensichtlich ist er mit Esthers Racheakt nicht einverstanden, denn nach Esthers Argument von „Gottes Rache“ erblasst er und schüttelt „den Kopf ganz langsam, mehrmals hintereinander“. (HG, 199) Nach Eichmann-Leutenegger ist Hunkelers Motivation sein Mitleid mit Esther, denn die Täterin „trägt zu schwer an der Last ihrer Familiengeschichte, als dass er sie dem Gericht überantworten will.“⁵⁷ Dies mag seine Rolle spielen, aber mindestens genauso wichtig ist Hunkelers bereits oben zitiertes Schamgefühl für die Flüchtlingspolitik des Bundesrats in der Zeit des Nationalsozialismus und die Tatsache, dass er die von Esther in Gang gesetzte Kette der Vergeltungsakte definitiv unterbrechen will.

Hunkelers Familiengeschichte

Ähnlich wie Simenons Maigret und Glauzers Studer hat auch Schneiders Hunkeler seine Familie. Im Unterschied zu seinen Vorgängern, deren Familienleben harmonisch verläuft, ist Hunkelers Familie durch einen Bruch gekennzeichnet. Darauf verweist die Formel „Peter Hunkeler, Kommissär des Kriminalkommissariats Basel, gewesener Familienvater, jetzt geschieden“, die der Autor in einer leichten lexikalischen Abwandlung am Anfang der ersten acht Romane seiner Serie wiederholt. In diesen Romanen hat der Protagonist kaum Kontakt zu seiner ehemaligen Ehefrau und seiner Tochter Isabelle. Als Familienersatz funktioniert bei ihm die langjährige Beziehung mit seiner Freundin, einer Kindergärtnerin, die denselben Vornamen wie Studers Ehefrau aus Glauzers Kriminalromanen trägt: Hedwig.

In „Hunkelers Geheimnis“ liefert Schneider nähere Informationen zum gescheiterten Familienprojekt seines Detektivs. Hunkeler gesteht im Gespräch mit Fankhauser, dass er sich mit seiner damaligen Freundin von den Vorstellungen der „die Kleinfamilie als Domestizierungsmaßnahme des Großkapitals“ ablehnenden Studentenbewegung entfernte, indem sie es mit der Familiengründung versuchen wollten. Dabei spielten bürgerliche Konventionen eine wichtige Rolle, denn seine Freundin war schwanger und es „wurde erwartet, dass man heiratete“. (HG, 23) In der Gegenwart zeigt sich ein gestörtes Verhältnis zu den einzigen Familienangehörigen: Hunkelers Ehefrau, die ihn verlassen hatte (vgl.

⁵⁷ Eichmann-Leutenegger (2015: o.S.).

HG, 91), starb vor ein paar Jahren (vgl. HG, 23), und er hat seine Tochter Isabelle „seit Jahren nicht mehr gesehen“, da sie „sich ihm schon früh entzogen und mit achtzehn endgültig verabschiedet hatte“. (HG, 16) Bei der rückblickenden Beurteilung seiner Vaterrolle, zu der ihn sein Zimmernachbar auffordert, greift Hunkeler zu billigen Ausreden. Er bestreitet nicht, dass er kein guter Vater war, aber als Erklärung fügt er hinzu: „Unsere Wege haben sich bald getrennt“. (HG, 22) Fankhausers Schlussfolgerung, wonach er sich seiner Tochter „entfremdet“ habe, widersetzt er sich: „Blödsinn. Ich habe sie machen lassen. Ich hoffe, es geht ihr gut“. (HG, 23) Nur gegenüber Hedwig wirkt er authentisch. Er bezeichnet Isabelle als seine „offene Wunde“, die „erst vernarbt“ (HG, 17) sei, als er seine Freundin kennenlernte.

Hedwig funktioniert im Roman als Vermittlerin in der abgebrochenen Beziehung zwischen dem kranken Hunkeler und der zur Mutter einer volljährigen Tochter gewordenen Isabelle. Schon bei dem ersten Besuch im Krankenhaus richtet sie dem frisch operierten Freund die Grüße seiner Tochter aus und gesteht, dass sie mit Isabelle telefoniert, seitdem er von deren Existenz berichtet hat. Hunkeler, der sich seiner eigenen Aussage zufolge nicht gern an die Zeit seiner Ehe erinnert (vgl. HG, 16), wirft sie vor: „Wenn du meinst, du könntest deine Vergangenheit einfach so begraben, dann täuschst du dich.“ Zugleich begründet sie ihr Handeln mit dem Verweis darauf, dass jemand „die Vernunft walten lassen“ (HG, 17) muss. Nach Hunkelers Entlassung aus dem Krankenhaus setzt Hedwig ihren entschlossenen Annäherungsversuch fort, sodass Hunkeler als Opfer eines weiblichen Komplotts erscheint, dessen komisch-heitere Darstellungsweise im krassen Gegensatz zu den thematisierten Verbrechen steht. Hedwig lernt die ganze Familie ihres Freundes persönlich kennen und die Enkelin Estelle taucht auf Isabelles Anraten hin überraschend in Hunkelers Haus im Elsass auf. Um von Hunkeler aufgenommen zu werden und ihn im Kampf gegen ihren Vater für ihre Seite zu gewinnen, greift Estelle nach einem Trick, indem sie vorgibt, schwanger zu sein. (Vgl. HG, 88-90) Ferner zeigt sich, dass Hedwig in Estelles geplanten Fluchtversuch nicht nur eingeweiht war, sondern dass sie bereit ist, Estelles Weg zur Selbstständigkeit mit konkreten Schritten zu unterstützen. Sie ermahnt Hunkeler, dass er „auch etwas einmal für [s]eine Familie machen“ (HG, 91) kann, und erwartet von ihm, dass er für seine volljährige Enkelin, die als Französin auch den Schweizer Pass hat, eine Stelle in der Schweiz sucht. Zugleich bietet sie Estelle an, in der Zwischenzeit bei ihr zu wohnen. (Vgl. HG, 92) Und schließlich, nachdem Hunkeler seinen Schwiegersohn – wieder unter komisch-heitern Umständen – persönlich kennengelernt hat, erfährt er durch Hedwig, dass Isabelle beide in ihr Haus in den Vogesen einlädt. Der verwunderte Hunkeler kapituliert, so dass nichts mehr Hedwigs Ziel einer Familienzusammenführung im Weg steht. (Vgl. HG, 146f.)

Im Mittelpunkt der „fakultativen“ Familiengeschichte des Detektivs steht die Figur der Enkelin, die wie „ein frischer Aprilwind [...] in sein Rentnerdasein“⁵⁸ saust. Nach Bruno Steiger hat diese Figur „mit den Todesfällen rein gar nichts zu tun“, was „den Roman leicht“⁵⁹ macht. Dies stimmt zweifelsohne für den Handlungsverlauf, denn Estelle kennt mit Ausnahme des im Fall Meierhans falsch verdächtigen Moor, den sie bei ihrem Großvater kennenlernt, keine der in die Fälle involvierten Figuren. Beim genaueren Hinsehen werden jedoch einige Parallelen und Differenzen zu Esther Lüscher deutlich, die zeigen, dass Schneider beide Figuren als Komplement und Kontrast konzipiert.

Obwohl die Medizinstudentin deutlich älter als die achtzehnjährige Enkelin ist, vertreten beide Figuren die jugendliche Dynamik, von der der alternde Hunkeler fasziniert ist. Ferner tragen beide Figuren lautlich ähnliche Vornamen mit derselben Bedeutung („Stern“). Drittens erscheinen beide Figuren beim ersten Treffen mit Hunkeler im Kopftuch. Dies scheint bei ihnen allerdings anders motiviert zu sein. Lydias Erklärung, wonach alle in ihrer WG wohnenden Medizinstudentinnen beim Ausgehen ein Kopftuch tragen, weil sie sich „mit den muslimischen Frauen solidarisieren wollen“ (HG, 78), scheint auch für ihre Kommilitonin Esther zu gelten, die auch in einer WG wohnt. (Vgl. HG, 177) Estelle hingegen behauptet, dass ihr Vater, den sie für „trop con“ hält, weil er „Marokkaner ist“, von ihr beim Ausgehen das Tragen eines Kopftuchs verlangt. Obwohl sie dies unmissverständlich mit „So etwas von paternalisme. Dégueulasse“ (HG, 89) kommentiert, kommt sie bei ihrem Großvater in einem gelben Kopftuch an. (Vgl. HG, 87) Später kommt dieses Kleidungsstück bei ihr nicht mehr vor. Schließlich sind beide Figuren durch das Motiv der Flucht verbunden. Im Gegensatz zu Esther, deren Familie durch die Flucht vor Judenverfolgung entscheidend geprägt wurde und die vor Hunkeler und vor Verantwortung für ihre familiär motivierte Tat flieht, sucht Estelle Distanz zu ihrem autoritären Vater.

In diesem auf den ersten Blick religiös-kulturell untermalten Generationskonflikt funktioniert Hunkeler als aufmerksam zuhörender Mediator. Seine Enkelin begründet ihre Flucht damit, dass der Vater ihr Geld und Handy wegnahm und sie einsperren wollte. (Vgl. HG, 92) Später erfüllt Hunkeler Estelles Wünsche – er kauft ihr ein Handy und eine junge Ziege – und befragt sie über ihre Familiensituation. Estelle zeigt wenig Respekt für beide Elternteile und nennt gerade ihren Vater nur „le salaud“ (HG, 88). Die Enkelin machte ihrer eigenen Aussage zufolge keine Lehre, nach der Schule arbeitete sie ein bisschen im Service. In den Vogesen langweilte sie sich, so dass sie im Sommer immer wieder ans Meer floh. Sie hat keine Berufs- und Lebensziele: „Die Zeit vergeht, auch ohne dass ich etwas werde“ (HG, 93). Hunkeler erkennt, dass Estelle, wie er selbst, „ihren eigenen Kopf“ (HG, 106) hat, auch der Zusammenhang mit der gekauften Ziege wird in dieser Eigenschaft deutlich. Um sich sein eigenes Bild vom Schwieger-

⁵⁸ Eichmann-Leutenegger (2015: o.S.).

⁵⁹ Steiger (2015 i.S.).

sohn Mustafa Barikla zu machen, führt er incognito ihr erstes Treffen herbei. Hunkeler zeigt dabei Vorurteile und Bereitschaft, diese zu überwinden: Mustafa „schien ein prima Typ zu sein [...] außer dass er Muslim war. Aber das ging ihn im Grunde gar nichts an. So war eben die heutige Welt, Die Leute liebten sich quer durch die Kulturen“. (HG, 140) Letztendlich sucht Hunkeler nach einem Kompromiss zwischen beiden zerstrittenen Parteien. Als sich der verzweifelte Mustafa bei dem zweiten Treffen mit seinem Schwiegervater über Estelle beschwert, weil sie „macht, was sie will“, wirft ihm Hunkeler vor: „Was stellst denn du dir vor? Soll sie machen, was sie nicht will?“ (HG, 144) Im nächsten Schritt wirft er seiner Enkelin vor: „Und wenn du nichts lernen willst, musst du eben arbeiten. [...] Nichtstun geht nicht“. (HG, 148) In einem heftigen Streitgespräch gewinnt er den „Machtkampf“ (HG, 149) und Estelle ist bereit, die von ihm vermittelte Stelle anzutreten. Es ist der Großvater, der auf Anraten seiner Freundin das schafft, was die Eltern und das Kind nicht schaffen – durch eigenes vernünftiges und tolerantes Handeln andere zur Vernunft und Toleranz zu bringen.

Zum Schluss soll darauf eingegangen werden, dass die Beziehung zwischen Hunkeler und Estelle in einigen Punkten an Johanna Spyris „Heidi's Lehr und Wanderjahre“ (1880) und „Heidi kann brauchen, was es gelernt hat“ (1881) erinnert. Der intertextuelle Bezug zum klassischen Werk der Schweizer Literatur, in dem das Bild der Familie einen zentralen Stellenwert einnimmt, zeigt sich bereits bei dem Personennamen bzw. der Personenbezeichnung des Protagonisten. Der zum Besitzer einer jungen Ziege gewordene Hunkeler teilt den Vornamen mit Geißenpeter, dem als Ziegenhirt arbeitenden Freund von Heidi. Zugleich wird er von seiner Enkelin konsequent als „grand-père“ angedredet, während die kleine Heidi den Alm-Öhi konsequent „Großvater“ nennt. Auch die kindlich-naiven Aussagen der erwachsenen Estelle erinnern an den Ton, der Heidis Figurensprache auszeichnet. Ferner besteht eine deutliche Ähnlichkeit in der Situation, mit der die beiden Großväter konfrontiert sind. Sie sollen ganz unerwartet ihre Enkelin bei sich aufnehmen und für sie ohne entsprechende Erfahrungen sorgen. Schließlich sind beide männlichen Figuren auch im Hinblick auf ihre psychologische Gestaltung ähnlich. Nach Dominik Müller gilt Heidis Großvater als Vorläufer des in den Schweizer Heimatromanen der Jahrhundertwende verbreiteten Typus des Protagonisten, der eine „Verkörperung der Redensart vom weichen Kern in der rauen Schale“⁶⁰ darstellt. Schneiders Hunkeler vertritt laut Bircher den „Typus des älteren, leicht verlotterten, kauzigen Eigenbrötlers mit mangelhaften Manieren, doch weichem Herz.“⁶¹ Diese Charakteristik trifft für „Hunkelers Geheimnis“ umso mehr, als die Privatsphäre des Detektivs hier mehr als in den anderen Romanen der Serie in den Vordergrund tritt. Im Unterschied zur religiös geprägten Spyri, die den Lebensweg des Alm-Öhi nach dem

⁶⁰ Müller (2007: 155).

⁶¹ Bircher (2008: 116).

Vorbild der biblischen Parabel vom verlorenen Sohn gestaltet,⁶² kann man bei Hunkeler von der säkularisierten Rückkehr des verlorenen Vaters bzw. Großvaters sprechen. Schneider greift durch Hunkelers Familiengeschichte auf die traditionellen Werte der bürgerlichen Schweizer Gesellschaft (Vernunft, Toleranz, friedliche Lösung von Konflikten, Harmonisierung) zurück. Dabei akzentuiert er drei wichtige Kontraste: den Kontrast zur unmenschlichen Flüchtlingspolitik der Schweiz in der Zeit des Nationalsozialismus, den Kontrast zu problematisch gebliebenen Verhältnissen in den Familien des Vaters und des Sohnes Fankhauser und den Kontrast zu der auf Vergeltung bedachten Esther Lüscher.

Literatur

- Alewyn, R. ([1968/1971] 1998): Anatomie des Detektivromans. In: Vogt, J. (Hg.): Der Kriminalroman. Poetik – Theorie – Geschichte. München. 52-72.
- Bekbissinger, D. (2013): Gerettet! In: Seiler, L. / Wacker, J.-C. (Hg.): „Fast täglich kamen Flüchtlinge“. Riehen und Bettingen – zwei Grenzdörfer 1933 bis 1948. 4., überarb. u. erw. Aufl. Basel. 57-58.
- Bircher, U. (2008): Das Theater von Hansjörg Schneider. Frankfurt a.M.
- Brögle, H. (2013): Der Spiegel. In: Seiler, L. / Wacker, J.-C. (Hg.): „Fast täglich kamen Flüchtlinge“. Riehen und Bettingen – zwei Grenzdörfer 1933 bis 1948. 4., überarb. u. erw. Aufl. Basel. 136-137.
- Buchloh, P. G. / Becker, J. P. (1990): Der Detektivroman: Zur allgemeinen Problematik. In: Dies. (Hg.): Der Detektivroman. Studien zur Geschichte und Form der englischen und amerikanischen Detektivliteratur mit Beiträgen von Antje Wulff und Walter T. Rix. Darmstadt. 1-33.
- Eichmann-Leutenegger, B. (2015): Ein Racheengel mit Zimtduft. In: Neue Zürcher Zeitung. 20.10.2015. O.S.
- Fiorentino, F. (2005): Lokal, politisch und sentimental. Hansjörg Schneiders Kriminalromane. In: Moraldo, S. M. (Hg.): Mord als kreativer Prozess. Zum Kriminalroman der Gegenwart in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Heidelberg. 155-167.
- Fuchs, T. (2004): Johannes Baumann. In: Historisches Lexikon der Schweiz. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/004139/2004-06-10/> [20.3.2021].
- Jambor, J. (2007): Die Rolle des Zufalls bei der Variation der klassischen epischen Kriminalliteratur in den Bärlach-Romanen Friedrich Dürrenmatts. Prešov.
- Jambor, J. (2015): Die Konstruktionen der Vergangenheit in Hansjörg Schneiders *Hunkeler macht Sachen* oder Über die Kriminalgeschichte zur Realität gelangen. In: Burns, B. / Pender, M. (Hg.): Konstruktionen der Vergangenheit in der Deutschschweizer Literatur. Würzburg. 73-90.
- Jambor, J. (2021): Das ambivalente Bild der Schweizer Aufarbeitung des Zweiten Weltkriegs in Hansjörg Schneiders Kriminalroman *Hunkeler und der Fall Livius*. In: Jambor, J. / Souček, J. / Zázrivcová, M. (Hg.): Aktuelle gesellschaftliche Probleme im Kriminalroman

⁶² Vgl. Nagel (2016: 78).

- der Gegenwart am Beispiel von deutsch-, französisch- und slowakischsprachigen Texten. Les problèmes de société actuels dans le roman policier contemporain de langues allemande, française et slovaque. Aktuálne spoločenské problémy v súčasnom kriminálnom románe na príklade textov z nemeckej, francúzskej a slovenskej jazykovej oblasti. Prešov. 143-171.
- Keiser Stewart, R. (2013): Im Zollhaus. In: Seiler, L. / Wacker, J.-C. (Hg.): „Fast täglich kamen Flüchtlinge“. Riehen und Bettingen – zwei Grenzdörfer 1933 bis 1948. 4., überarb. u. erw. Aufl. Basel. 151-153.
- König, M. / Zeugin, B. (Hg.) (²2002): Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht. Zürich.
- Lutherbibel (2017). In: www.die-bibel.de [20.3.2021].
- Marsch, E. (2007): Erzählen nach Schema? Über analytisches Schreiben im Neuen Schweizer Kriminalroman. In: Ders. (Hg.): Im Fadenkreuz. Der Neue Schweizer Kriminalroman. Zürich. 163-184.
- Müller, D. (2007): Der liberale Bundesstaat (1830 – 1848 – 1918). In: Rusterholz, P. / Solbach, A. (Hg.): Schweizer Literaturgeschichte. Stuttgart / Weimar. 104-173.
- Nagel, J. (2016): Johanna Spyri. Heidi's Lehr- und Wanderjahre. Eine Geschichte für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben. In: Kindler Kompakt. Schweizer Literatur. Ausgewählt von Iso Camartin. Stuttgart. 77-78.
- Nusser, P. (2003): Der Kriminalroman. 3., akt. u. erw. Aufl. Stuttgart.
- O.A. (O.J.): Lukrezia Seiler. In: https://de.wikipedia.org/wiki/Lukrezia_Seiler [20.3.2021].
- Reck, D. (2014): Lukrezia Seilers Geschenk an Riehen. In: Jahrbuch z'Rieche. 100-103. <https://www.zrieche.ch/jahrbuch/lukrezia-seilers-geschenk-an-riehen/> [14.4.2021].
- Schneider, H. (1999): Hansjörg Schneider über das Schreiben eines Kriminalromans. 12. April 1999. [Unpubliziertes Material aus der Pressemappe des Ammann Verlags zu Hansjörg Schneider.]
- Schneider, H. (2001): Silberkiesel. Roman. Bergisch Gladbach.
- Schneider, H. (2015): Hunkelers Geheimnis. Der neunte Fall. Roman. Zürich.
- Schneider, H. (2018): Kind der Aare. Autobiographie. Zürich.
- Schneider, H. (2021): Brief an Ján Jambor. 27.3.2021. [Nicht veröffentlicht.]
- Schulze-Witzenrath, E. ([1979] 1998): Die Geschichten des Detektivromans. Zur Struktur und Rezeptionsweise seiner klassischen Form. In: Vogt, J. (Hg.): Der Kriminalroman. Poetik – Theorie – Geschichte. München. 216-238.
- Seiler, L. (2013a): Achtzehn Kilometer Grüne Grenze. Jüdische Flüchtlinge in Riehen. In: Seiler, L. / Wacker, J.-C. (Hg.): „Fast täglich kamen Flüchtlinge“. Riehen und Bettingen – zwei Grenzdörfer 1933 bis 1948. 4., überarb. u. erw. Aufl. Basel. 53-56.
- Seiler, L. (2013b): Grenzwachtposten Riehen an der Lörracherstrasse. Offizielle Kontakte. In: Seiler, L. / Wacker, J.-C. (Hg.): „Fast täglich kamen Flüchtlinge“. Riehen und Bettingen – zwei Grenzdörfer 1933 bis 1948. 4., überarb. u. erw. Aufl. Basel. 112f.
- Spuhler, G. (2004): Fritz Brechbühl. In: Historisches Lexikon der Schweiz. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/005964/2004-08-19/> [20.3.2021].
- Steffen Gerber, T. (2012): Heinrich Rothmund. In: Historisches Lexikon der Schweiz. <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/031878/2012-06-26/> [20.3.2021].
- Steiger, B. (2015): Hunkeler kauft Schweinswürste. In: NZZ am Sonntag. 25.10.2015. O.S.

- Todorov, T. ([1966] 1998): Typologie des Kriminalromans. Übersetzt von Jochen Vogt. In: Vogt, J. (Hg.): Der Kriminalroman. Poetik – Theorie – Geschichte. München. 208-215.
- Wacker, J.-C. (2013): Die grosse Flüchtlingswelle 1938/1939. In: Seiler, L. / Wacker, J.-C. (Hg.): „Fast täglich kamen Flüchtlinge“. Riehen und Bettingen – zwei Grenzdörfer 1933 bis 1948. 4., überarb. u. erw. Aufl. Basel. 35-52.
- Wellnitz, Ph. (2010): Die Schweizer Familie im Spiegel der Kriminal- und Zeitgeschichte in Friedrich Glausers Kriminalromanen *Die Fieberkurve* und *Krock und Co.* In: Sandberg, B. (Hg.): Familienbilder als Zeitbilder. Erzählte Zeitgeschichte(n) bei Schweizer Autoren vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Berlin. 95-104.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller Malinovská, Zuzana: Les histoires de famille comme trames parallèles dans le roman à énigme: «Qui a tué Heidi?» de Marc Voltenauer. In: IZfK 9 (2022). 213-226.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-5a2c-56ec

Zuzana Malinovská (Bratislava)

Les histoires de famille comme trames parallèles dans le roman à énigme: «Qui a tué Heidi?» de Marc Voltenauer¹

The Contemporary Family and the Mystery Novel: “Who Killed Heidi?” by Marc Voltenauer

This case study addresses the question of families, both referential and literary, in the 2017 mystery novel «Qui a Tué Heidi?» (“Who Killed Heidi?”), by Swiss writer Marc Voltenauer. It sets out with the assumption that the family, despite the changes undergone, is still perceived as “the uncanny” and fascinates French-speaking authors, including those whose main stake is not its depiction. According to the initial hypothesis, Marc Voltenauer puts family matters at the service of his literary project. Several family stories are woven into the police investigation, which is typical for mystery novels and forms the core of the narrative canvas. These literary families, laden with secrets, dysfunctional and potentially pathogenic, are depicted in a hyperbolic way. Is this just a consequence of genre norms (the detective novel is based on a set of stereotypes) or does the author paint a troubling picture of the contemporary family and its metamorphoses? This is one of the questions the study attempts to answer.

Keywords: Referential family, Literary family, Unheimliche, Mystery novel, Marc Voltenauer, Who killed Heidi?

¹ This work was supported by the Slovak Research and Development Agency under the Contract no. APVV-20-0179.

Introduction

Albert Thibaudet et Marthe Robert, suivis de chercheurs contemporains (comme Dominique Viart et Laurent Demanze), ont établi le lien étroit entre le roman et la famille. Les œuvres – aussi bien les romans et les récits contemporains que les autofictions et les récits de filiation – confirment leurs thèses et montrent que la famille, lieu de l'«inquiétante étrangeté», est un puissant élément de fiction. Marc Voltenauer semble en être profondément convaincu: il s'empare de la matière familiale et la met au service de sa conception romanesque. Il fait de la famille, lieu *par excellence* de secrets et de tension, le cadre idéal de son roman à énigme.

Les représentations familiales de Marc Voltenauer donnent à voir que le romancier ne partage pas la célèbre exclamation «Familles, je vous hais!» d'André Gide. Son analyse lucide des relations familiales, tissées d'amour et de haine, «si intrinsèquement liés»,² alignerait l'écrivain plutôt du côté de Dominique Rabaté dont «familles, je vous haime»³ résume pertinemment les sentiments de l'individu envers la famille.

D'après Sigmund Freud, la famille constitue „das Unheimliche“, expression qui renvoie à deux mots allemands, „Heim“ et „Geheimnis“: si „Heim“ (le foyer) implique la notion de familier, de bien connu et rassurant, „Geheimnis“ peut être traduit comme le secret. „Unheimlich“ désignerait ainsi quelque chose de familier, usuel, sécurisant et à la fois inquiétant, par son côté étrange et inconnu: d'où «l'inquiétante étrangeté», la première traduction française⁴ d'„Unheimliche“ proposée par Marie Bonaparte. D'autres traductions montrent bien la complexité de la notion susceptible de véhiculer des idées et valeurs opposées: l'«inquiétante familiarité» (Roger Dadoun), l'«étrange familier» (François Roustang), voire «démons familiers»⁵ (François Stirn).

L'ambivalence inhérente à la famille, constatée par différentes recherches,⁶ est dévoilée également par le langage pluriel, imagé des écrivains contemporains thématissant la famille: à titre d'exemples on peut citer «Asiles de fous» (2007) de Régis Jauffert, «En famille» (1991), «La Sorcière» (1996) et «Rosie Carpe» (2001) de Marie d'NDiaye quant à la littérature française; du côté québécois, les romans de Suzanne Jacob comme «L'Obéissance» (1991) ainsi que le texte au titre révélateur «Rouge, mère et fils» (2001) ou encore la tétralogie d'inspiration autobiographique de Sylvie Drapeau, «Le Fleuve, Le Ciel, La Terre et L'Enfer» (2015–2018); et pour la littérature romande, citons «Rapport aux bêtes» (2002), un intenable huit clos, en dépit du grand air de la campagne, de Noëlle Revaz.

² Voltenauer (2017: 27).

³ Rabaté (2015: 228).

⁴ Freud (1933: 163-210).

⁵ Mijolla (2005: 580-581, 860-861).

⁶ Možný (2008).

Topos récurrent de la littérature narrative, il n'est pas rare que la famille soit présente même dans les textes dont l'enjeu principal n'est pas sa représentation mais la mise en texte d'une autre réalité, par exemple celle d'une maladie, comme dans «Une femme» (1987) d'Annie Ernaux ou dans «On n'est pas là pour disparaître» (2007) d'Olivia Rosenthal. La famille est l'un des motifs récurrents de romans policiers, genre dont la particularité vise à l'élucidation d'un crime.

Ma réflexion sur les représentations familiales se rapporte au second roman de Marc Voltenauer, écrivain contemporain suisse d'expression française. Publié en 2017, deux ans après «Le Dragon du Muveran»⁷, «un thriller à l'américaine dans les Alpes suisses»⁸, «Qui a tué Heidi?» est présenté comme «un détonant polar suisse».⁹ Son intitulé renvoie expressément au genre policier. Toutefois l'histoire policière placée au centre de ce «roman[s] policier[s] à énigme»¹⁰ en cache une autre, en l'occurrence une histoire de famille, très captivante, elle aussi. Cette histoire, susceptible d'être signalée par la référence bien suisse de Heidi¹¹, se dessine en filigrane tout au long d'une intrigue compliquée qui se développe sur plus de cinq cents pages (140 chapitres avec prologue et épilogue). Heidi ne désigne pourtant pas la petite orpheline élevée sur les alpages par son grand père mais l'une des favorites du concours de vaches¹² ayant lieu dans la région et qui sera retrouvée la gorge tranchée. Identifier l'auteur de cet acte barbare n'est qu'une des tâches dont l'inspecteur de police Andreas Auer doit s'acquitter. En faisant face à deux tueurs¹³, il doit surtout élucider une série de meurtres et de disparitions de femmes de la région. Ma lecture de «Qui a tué Heidi?» s'appuie sur l'idée d'Elisabeth Schulze-Witzenrath¹⁴ qui – en dialoguant avec les travaux de Tzvetan Todorov sur la structure du roman à énigme¹⁵ – rappelle l'importance des «histoires parallèles» dans ce type de texte; pour citer Schulze-Witzenrath: «ein System von Geschichten, die der Verbrechensgeschichte parallel laufen und die ebenfalls [...] verrätselt dargeboten werden».¹⁶ Nous pouvons également nous appuyer sur le constat de Richard Alewyn, qui évoque la présence dans le polar de secrets

⁷ Prix littéraire SPG au Salon du livre de Genève (2016).

⁸ Fictionista (2021).

⁹ Quatrième de couverture.

¹⁰ Jeanneret / Müller (2020: 37).

¹¹ Personnage mythique créé en 1880 par Johanna Spyri.

¹² Les marchés concours de vaches, comme les combats de «reines», sont des activités populaires dans le canton du Valais.

¹³ Deux affaires criminelles sont au centre du roman: l'histoire de l'assassin, victime de relations familiales toxiques, et celle d'un tueur à gages russe engagé pour éliminer tous ceux qui s'opposent à «la mainmise étrangère sur le territoire suisse» (Voltenauer 2017: 238). Cette seconde histoire ne fait pas l'objet de ma réflexion.

¹⁴ Schulze-Witzenrath (1998), cité d'après Jambor (2020: 14-25).

¹⁵ Todorov (1980: 9-19).

¹⁶ Schulze-Witzenrath (1998: 228). Cité d'après Jambor (2020: 16).

secondaires¹⁷, d'autant plus que le secret, en l'occurrence le secret de famille¹⁸, semble être l'un des principaux topoï des romanciers contemporains d'expression française thématissant la famille. A cet égard, on pourrait citer les titres d'auteurs contemporains québécois comme Gaëtan Soucy, notamment dans «La petite fille qui aimait trop les allumettes» (1998), dans «Nikolski» (2005) de Nicolas Dickner ou encore chez Catherine Mavrikakis et son roman «Le Ciel de Bay City» (2008). Ce topos récurrent devient également l'un des invariants des récits de filiation construits autour d'un secret familial enfoui que le narrateur, tel un détective menant une enquête, découvre petit à petit.

L'étude de cas que je propose va ainsi chercher à déplier la vision de la famille inscrite dans «Qui a tué Heidi?». Partant de l'hypothèse que ce roman à énigme riche en rebondissements interroge la famille contemporaine,¹⁹ j'analyserai, dans un premier temps, sa représentation dans le texte où elle constitue la trame parallèle au récit à énigme. Consciente du rôle de la famille dans le roman policier contemporain, mon attention sera portée, dans la deuxième étape de ma réflexion, sur les analogies entre Marc Voltenauer et Camilla Läckberg.

La famille contemporaine selon Marc Voltenauer

Dans «Qui a tué Heidi?», roman au fort ancrage référentiel, on ne trouve quasiment aucune famille nucléaire traditionnelle, caractérisée comme un couple monogame hétérosexuel marié avec enfants vivant sous le même toit. L'unique exception est celle de la pasteur Erica dont l'arrestation fait voler en éclats la cellule traditionnelle. Toutefois, on peut tenir compte d'autres modèles familiaux;²⁰ en effet, à l'heure actuelle les configurations familiales sont multiples: par exemple, on peut citer la famille définie comme l'union de deux adultes mariés ou non, sans ou avec enfant(s) ou encore définie comme «un groupe de personnes vivantes ou décédées, habitant ou non ensemble et reliées par des liens biologiques, sociologiques, affectifs ou légaux»²¹. On peut ainsi constater que la famille nucléaire, fondée sur le couple, ne fait pas défaut chez Marc Voltenauer. Il est toutefois remarquable que l'auteur opte pour un couple homosexuel, représenté par l'inspecteur de police Andreas Auer en couple avec le journaliste Mikaël Achard. Le ménage homosexuel semble symboliser la famille équilibrée: unis par l'amour,

¹⁷ Alewyn (1998: 65). Cité d'après Jambor (2020: 16).

¹⁸ Anaut (2007: 27-42).

¹⁹ Selon plusieurs chercheurs (dont Roudinesco et de Singly), la famille dite «contemporaine», qui a beaucoup évolué depuis les années 1960, serait caractérisée par la précarité de la transmission de l'autorité et par le nombre de divorces, par des séparations et des recompositions familiales en hausse. La famille serait devenue un lieu privilégiant les relations intimes et affectives. Voir p.ex. Roudinesco (2002), Singly (2005, 2017).

²⁰ Todd (2011).

²¹ Anaut (2005: 16).

le respect réciproque et le partage, Andreas et Mikaël incarnent le simple bonheur de la vie à deux. En construisant ses personnages, l'auteur produit un effet de réel: l'enquêteur Auer, protagoniste du roman, est le double fictionnel bien affiché de Marc Voltenauer, sa «moitié» inscrite dans le patronyme. L'auteur renonce aux stéréotypes attachés à la notion du masculin et du féminin et se garde bien de représenter le partage traditionnel des rôles de manière tranchée: les différentes tâches domestiques qui rythment au quotidien la vie familiale du couple homosexuel sont assumées équitablement. Sont à ce sujet révélatrices les scènes du repas familial, un autre topos fréquent des représentations familiales.²² L'image de la famille homosexuelle est donc loin de la vision simpliste et caricaturale qui opposerait l'élément viril, c'est-à-dire l'homme incarnant la loi, l'extérieur, le public, et la composante efféminée suppléant la femme, effacée et soumise, figure de l'intérieur et du privé. Le préjugé concernant les couples homosexuels, assez répandu même dans les sociétés contemporaines qui se disent tolérantes, est ainsi mis à mal. En revanche, on pourrait considérer ces scènes de la vie paisible assez conventionnelles et, vu leur nombre, esthétiquement moins convaincantes. C'est sans compter sur la comparaison que le lecteur peut établir entre le couple formé par l'inspecteur et le journaliste et les autres composantes familiales présentes dans le texte. En effet, il est à noter que la plupart des familles hétérosexuelles imaginées par Marc Voltenauer dans le roman en question constituent le contrepied de la famille ordinaire menant une existence banale. Recomposées (comme celle du diplomate russe et sa nouvelle épouse qui a l'âge de sa fille), éclatées (comme celle de Jessica, la sœur de l'inspecteur Auer), souvent monstrueuses, ces familles aux rapports conflictuels, potentiellement pathogènes, gardent de lourds secrets.

Ainsi Jessica ne révélera pas à son frère «le secret qu'elle avait enfoui toutes ces années» de peur de «lui faire porter le poids d'un souci supplémentaire»²³, secret dont Andreas, en proie à de terribles cauchemars, malgré «deux années de psychanalyse jungienne»²⁴, se doute vaguement²⁵. Ce secret de famille n'est d'ailleurs jamais divulgué dans le roman. Cédric, fils délaissé, un des personnages principaux du roman, ignore longtemps le pesant secret de famille qui le mine et une fois dévoilé, ce secret sur ses origines déclenche le drame familial. Même le principal secret du roman, à savoir l'identité de l'assassin, se trouvant ainsi le plus longtemps gardé (conformément aux codes du polar), se révèle en fin de compte être un secret de famille. En effet, le meurtrier vit dans une famille de type monoparental, composée du père et du fils, famille décrite comme dépourvue d'affectivité et de complicité.

²² Ainsi p.ex. Mikaël «concoct[e] un petit déjeuner aux allures de brunch d'hôtel cinq étoiles» (Voltenauer 2017: 59), Andreas prépare un repas suédois (ibid., 101), etc.

²³ Voltenauer (2017: 502).

²⁴ Ibid., 100.

²⁵ Voir: ibid., 185.

Signalons que la structure familiale exclusivement masculine apparaît dans le roman dans trois moutures ressemblantes. Les Jaccard, vivant dans une ambiance taciturne, échangent très peu entre père et fils, tandis que les Brunet, leurs voisins d'en face, ne sont liés que par pure nécessité, et finalement les rapports les plus équilibrés sont définis par les rapports entre le père et le fils Paget. Ces derniers représentent la famille paysanne dans la meilleure tradition locale, typique pour la région des Préalpes vaudoises où se déroule l'intrigue du roman: Antoine, «gentil paysan de Gryon sans histoire»,²⁶ est éleveur de vaches et son fils Vincent l'aide à la ferme, même s'il le fait à contre-cœur, sans conviction et sans envie de perpétuer l'entreprise familiale. Il incarne l'archétype de l'enfant obéissant et respectueux, à l'opposé des trois autres fils: Cédric, «timide et réservé»²⁷, est dur avec son père infirme, l'infirmier Jérôme est totalement indifférent à son père et Romain, l'unique divorcé de quatorze familles monoparentales, est alcoolique comme son père l'était, «saoul et agressif dès neuf heures du matin».²⁸

Les quatre jeunes garçons grandissent effectivement sans mère. Mathilde quitte Vincent adolescent et part refaire sa vie après seize ans de vie conjugale avec Antoine; Michèle, bipolaire, unie à son fils Jérôme par «une relation très fusionnelle»,²⁹ meurt de façon prématurée, enfin la belle et séduisante Marlène, femme avant d'être mère et épouse, néglige sa famille et accumule les amants.

L'auteur construit ainsi ses personnages de mère en opposition avec les valeurs véhiculées traditionnellement par les génitrices: les trois versions de mauvaises mères, signalées par la consonne initiale «M» de leur prénom, n'ont de l'archétype maternel que cette première lettre. On pourrait même penser, au risque de surinterprétation, que la lettre «m» des prénoms maternels renvoie également à la misère affective, voire à la mort symbolique des fils meurtris. L'un des quatre fils, soit le futur meurtrier, est particulièrement affecté de la défaillance maternelle; tout au long du texte, ce personnage, entré dans l'univers romanesque *ex abrupto* dans le chapitre trois, est désigné par la périphrase de «l'homme qui s'enivrait du parfum de sa mère».³⁰ La figure de style résume le fils qui grandit avec une mère méchante, méprisante. Peu viril, le garçon voue à sa mère cruelle, tour à tour violente ou indifférente, un amour démesuré, une attirance pathologique. Son père ne se prête pas non plus comme modèle, étant décrit comme un personnage faible et passif.

L'homme qui s'enivrait du parfum de sa mère disposait d'une heure. Son père vaquait à ses occupations et ne le dérangeait pas. [...] Il alla s'asseoir sur la chaise devant la coiffeuse et s'observa dans la glace. Il n'aimait pas ce qu'il voyait. Un jeune homme. Un visage d'ange. Des traits androgynes. Moins femme que sa mère

²⁶ Ibid., 128.

²⁷ Ibid., 45.

²⁸ Ibid., 117.

²⁹ Ibid., 483.

³⁰ Ibid., 23 et a.

quand il revêtait ses habits. Moins homme que son père dans sa tenue de tous les jours. Mi-homme mi-femme, ni homme, ni femme.³¹

Pour mettre en relief la passion du fils envers sa génitrice, Marc Voltenauer recourt à une scène récurrente qui montre le personnage en train de humer, après la mort de sa mère, le parfum préféré de celle-ci. Shalimar, «en sanscrit [...] la demeure de l'amour», est susceptible de rendre présente celle qui a fait grandir le fils «dans la demeure de la haine».³² L'illusion de la présence ne fait qu'accentuer l'absence de la personne qui aurait dû contribuer à la construction identitaire du fils. L'enfant rejeté devient de plus en plus perturbé: manquant d'estime de soi, en «profond désordre de l'identité»,³³ «femmelette»,³⁴ le fils, incapable d'acte sexuel, inapte aux «relations affectives normales»,³⁵ mène à l'insu de tous une double vie. Une fois dans l'intimité de la maison familiale, le garçon, en public «timide et réservé»,³⁶ se métamorphose: il se maquille et met les robes de l'absente. Il désire être aussi accompli qu'elle, veut fusionner avec elle, voire devenir comme elle: «Il voulait lui ressembler. Être *parfaite*».³⁷ Son amour inassouvi transformé en haine excessive – «l'amour et la haine [...] si intrinsèquement liés»³⁸ – s'élargit à toutes les femmes: «[l]es femmes, il les détestait».³⁹ Victime de la monstruosité maternelle, le fils devient monstre à son tour: en proie à «un incontrôlable trouble délirant de type érotomaniaque»,⁴⁰ il enlève les femmes et les séquestre au sous-sol de la demeure familiale avec des animaux venimeux, notamment les serpents. Le choix de ce motif est lourd de sens: présent dans de nombreuses cultures et traditions différentes,⁴¹ le serpent, doté de multiples significations parfois contradictoires, se prête particulièrement bien à la représentation des valeurs opposées. Dans la fiction de Marc Voltenauer, le serpent fait penser au serpent séducteur d'Eve, mère première et renvoie, tel le symbole du phallus, au désir sexuel du fils, attiré d'abord par sa mère, puis, après la mort de celle-ci, par ses substituts, à savoir les victimes immobilisées, terrorisées par les reptiles. Le monologue intérieur du personnage, prononcé au moment où il sort du sous-sol sans avoir réussi à accomplir l'acte sexuel, en dit long: «Maman, c'est de ta faute. Pourquoi ne veux-tu pas te laisser faire? Je t'ai

³¹ Ibid., 24-25.

³² Ibid., 27.

³³ Ibid., 504.

³⁴ Ibid., 504.

³⁵ Ibid., 368.

³⁶ Ibid., 45.

³⁷ Ibid., 27; italiques: Voltenauer.

³⁸ Ibid., 27.

³⁹ Ibid., 27.

⁴⁰ Ibid., 504.

⁴¹ Le serpent du Jardin d'Eden, le serpent de bronze de Moïse, les serpents de la chevelure de la Gorgone, Satan, l'emblème de la Médecine, etc.

toujours aimée. Et toi? Pourquoi ne m'aimes-tu pas en retour? Tu vois le résultat. Tu me traitais de lopette. Et maintenant je n'y arrive pas. Je te hais».⁴²

Nous pouvons observer que le serpent renvoie également à l'image de la marâtre, telle Folcoche, la mauvaise mère de la «Vipère au poing» (1948) d'Hervé Bazin. La signification peut s'élargir aux relations familiales vénéneuses, étouffantes et ambiguës, comme par exemple dans «Nœud de vipères» (1932) de François Mauriac où les relations tissées de haine masquent le désir impossible d'amour. Le serpent, que ce soit le taïpan du désert⁴³ ou le python royal noir⁴⁴ avec lequel le meurtrier danse en pensant aux «prédicateurs [...] fous»⁴⁵ qui croient pouvoir manipuler les serpents et guérir ainsi les malades, enrobe ainsi chez Marc Voltenauer plusieurs significations. Toutefois, il renvoie toujours à la mère maléfique dont le regard «translucide, distant et glacial»⁴⁶ de Méduse (représentée traditionnellement avec les serpents dans les cheveux), paralyse et déclenche des pulsions mortifères et dont le venin, comme celui du taïpan du désert, «un des serpents les plus *killeurs* de la planète»⁴⁷, reste longtemps actif.

Le roman «Qui a tué Heidi?» de Marc Voltenauer, récit à énigme des plus traditionnels, interroge les familles contemporaines, par la mise en lumière du rôle joué par la structure familiale sur les motivations des personnages et sur le déroulement de l'intrigue: d'abord par le côté «psychologique» assez prononcé du roman, dont la narration use fréquemment de la focalisation interne, avant tout celles de l'assassin et de l'enquêteur, deux figures emblématiques du roman à énigme; ensuite, par la possibilité de lire le comportement de «l'homme qui s'enivrait du parfum de sa mère» comme la manifestation du complexe d'Œdipe, associé par Sigmund Freud à la famille nucléaire. L'interprétation psychanalytique peut s'avérer risquée et réductrice, certes, néanmoins justifiée par plusieurs remarques directes du texte commentant le comportement de l'assassin. On peut cependant aller au-delà de la lecture freudienne en proposant simplement que l'histoire de Cédric renvoie à celle d'Œdipe. Marc Voltenauer s'empare ainsi de la matière mythique, retravaillée dès l'Antiquité par de nombreux auteurs,⁴⁸ et la met au service de sa propre écriture. Plusieurs mythèmes,⁴⁹ inspirées de l'histoire ancienne peuvent être dégagées de l'histoire de «l'homme qui s'enivrait du parfum de sa mère».⁵⁰ Tout d'abord,

⁴² Voltenauer (2017: 222).

⁴³ Le meurtrier se procure cette espèce endémique vivant en Australie pour effrayer ses victimes.

⁴⁴ Serpent constricteur qu'aurait porté Cléopâtre enroulé autour de ses poignets.

⁴⁵ Voltenauer (2017: 219).

⁴⁶ Ibid., 27.

⁴⁷ Ibid., 319; italiques: Voltenauer.

⁴⁸ Sophocle, Corneille, Anouilh, Cocteau mais aussi les réécritures moins visibles, comme p.ex. «Les Gommages» d'A. Robbe-Grillet etc.

⁴⁹ Lévi-Strauss (1974: 241-246).

⁵⁰ Au risque de verser dans la surinterprétation, je pourrais aussi évoquer d'autres éléments du roman rappelant les unités constitutives du mythe ancien, notamment la question de la culpabilité.

l'abandon affectif du garçon par ses parents, puis «l'oracle» de sa mère, telle la Pythie gryonnaise, prédisant l'avenir de «lopette»⁵¹ de son fils, ensuite le parricide,⁵² enfin la vaine lutte de Cédric avec ses démons intérieurs. La voix narrative est explicite: «Cédric se battait donc contre lui-même. Il se sentait à la fois prisonnier de l'amour de sa mère et de son désir des hommes. Une situation psychologiquement inextricable».⁵³ La façon de traiter la matière semble s'opposer à une lecture ironique du scénario œdipien. Néanmoins, si le «destin d'Œdipe» est le «destin d'une famille», comme le soutient Jean Bollack,⁵⁴ le destin de Cédric, variante vaudoise contemporaine d'Œdipe, est également le destin d'une famille. Une histoire de famille se greffe ainsi sur l'histoire policière de «Qui a tué Heidi?».

À travers les tableaux familiaux, Marc Voltenauer donne à voir surtout les dysfonctionnements de la famille contemporaine: le manque d'esprit de famille, l'absence de mères,⁵⁵ la passivité des pères,⁵⁶ le déséquilibre des enfants, en bref les pathologies familiales.⁵⁷ Sa manière hyperbolique de traiter la matière familiale met en relief la monstruosité des relations familiales, les «démons familiers», «l'infâme» famille, «l'infamille».⁵⁸ Ce choix serait-il la traduction romanesque d'une profonde conviction de la crise de la famille qui depuis le seuil du nouveau millénaire résonne dans le monde,⁵⁹ voire la fin de la famille?⁶⁰ Marc Voltenauer souscrirait-il à la pensée alarmiste du chercheur canadien qui constate que «le chamboulement de l'institution a jeté ses membres dans un profond désarroi qui nourrit une pathologie familiale»?⁶¹ L'écrivain romand ne serait-il pas plutôt partisan d'une Elisabeth Roudinesco⁶² constatant qu'en dépit du désordre inhérent à la famille et malgré les modifications de modèles familiaux, la famille actuelle se porterait plutôt bien. Il semblerait que malgré l'accent mis sur les pathologies familiales, Marc Voltenauer croit en l'avenir de la famille, sous ses formes traditionnelles et nouvelles: pensons à la famille «classique» de la pasteure, à celle

⁵¹ Voltenauer (2017: 139).

⁵² Cédric provoque l'accident de voiture dans lequel sa mère trouve la mort et qui provoque la paralysie de son père.

⁵³ Ibid., 506.

⁵⁴ Bollack (1995: 340).

⁵⁵ «Jérôme vivait l'absence de sa mère comme un manque qui le prenait aux tripes». Cf. Voltenauer (2017:144).

⁵⁶ On peut citer ici la scène où la mère accable son fils d'injures sans que son père réagisse. Cf. *ibid.*, 25-26.

⁵⁷ Citons la scène où Cédric surprend sa mère avec un amant. (*Ibid.*, 138-140).

⁵⁸ Honoré (2005).

⁵⁹ Particulièrement en Slovaquie. Voir: Revue «OS-občianska spoločnosť: Prežívame krízu rodiny?», cf. Buzalka / Charvát (2011).

⁶⁰ Dagenais (2000).

⁶¹ Ibid., 180.

⁶² Roudinesco (2002).

des parents⁶³ de l'inspecteur mais aussi à la famille homosexuelle d'Andreas Auer. L'accumulation, dans le roman, des familles défaillantes, soulignée par le mode hyperbolique de représentation des relations familiales toxiques, est commandée, dans une grande mesure, par l'écriture du genre policier. En effet, les crimes, placés au centre du roman, sont motivés par les relations familiales dysfonctionnelles: que ce soient les crimes du kidnappeur parricide psychotique ou la mise à mort de Heidi, l'une des favorites du concours de vaches, dont le mobile peut aussi s'expliquer aussi par une rivalité entre familles.

Le rôle de la famille dans le roman policier: comparaison avec Camilla Läckberg

Le rôle accordé à la famille dans le roman de Marc Voltenauer participe d'une tendance contemporaine au roman policier. Elle serait sans doute à chercher du côté des écrivains contemporains nordiques, notamment les auteurs de polar. En effet, deux raisons peuvent expliquer la familiarité de Marc Voltenauer avec la littérature policière scandinave, l'une extérieure, l'autre intérieure, personnelle. «Phénomène tardif en Suisse romande par rapport à la Suisse alémanique»,⁶⁴ le polar n'a pas d'antécédente en Suisse romande, contrairement à la situation dans les pays nordiques où le genre a une longue tradition: pensons notamment au couple Peer Wahlöö et Maj Sjöwall, à Henning Mankell, Håkan Nesser, Arnaldur Indridason, Jo Nesbø, Stieg Larsson, Camilla Läckberg, etc. Largement diffusé à l'étranger, le polar scandinave jouit, à l'heure actuelle, d'un grand prestige auprès des lecteurs. Les auteurs nordiques peuvent ainsi constituer une source d'inspiration pour l'auteur romand, d'autant plus que Marc Voltenauer a des racines suédoises.⁶⁵

Allemand par son père, Marc Voltenauer, dont la langue maternelle est le suédois, semble se rapprocher de l'auteure contemporaine Camilla Läckberg. L'écrivaine suédoise à succès, connue par ses polars traduits en de nombreuses langues, partage avec Marc Voltenauer plusieurs points communs. Mis à part la stratégie narrative fort ressemblante, les deux romanciers affichent une commune prédilection pour la thématique familiale. Les histoires policières de Camilla Läckberg peuvent également se lire, comme celles de Marc Voltenauer, comme des histoires de familles: chez l'un comme chez l'autre, le mobile du crime se trouve souvent dans le dysfonctionnement familial. Dans les romans des deux

⁶³ Citons la scène qui donne à voir un repas familial chez les grands-parents Auer réunissant trois générations (Voltenauer 2017: 258-260).

⁶⁴ Jeanneret / Müller (2020: 36).

⁶⁵ Né d'une mère suédoise, Marc Voltenauer est le petit fils d'un pasteur de l'église luthérienne en Suède. Dans ses romans, plusieurs détails renvoient à la Suède où il situe l'action de son roman «L'Aigle de sang».

romanciers l'impact de l'enquête sur le bonheur familial de l'inspecteur⁶⁶ est considérable. La thématique de la famille chez Camilla Läckberg est parfois si frappante que l'intrigue policière passe au second plan (par exemple dans «Tyskungen», 2008, trad.: «L'enfant allemand», 2011). Les romans policiers de l'écrivaine suédoise cachent, comme ceux de Marc Voltenauer, de lourds secrets familiaux: ainsi dans la «Faiseuse d'anges» (2014; «Änglamakerskan», 2011), le mystère de la disparition d'une famille entière est dévoilé plus de trente ans après les événements. L'auteure suédoise recourt aux motifs et aux topoï familiaux rappelant ceux de l'auteur romand: repas de famille, relations défectueuses et toxiques, abus, violence démesurée, voire meurtres (les Ringholm de L'Enfant allemand; la famille de la nourrice infanticide de la Faiseuse d'ange). Parfois le même motif libre, non essentiel pour le développement de l'histoire mais significatif, est présent chez les deux écrivains. Ainsi l'incipit de «L'Oiseau de mauvais augure», 2010 («Olycksfågeln», 2006) de Camilla Läckberg introduit le motif du souvenir et du parfum, un motif récurrent similaire à celui utilisé dans le roman de Voltenauer. Cet incipit est rédigé ainsi:

Il se souvenait surtout de son parfum. Celui qu'elle rangeait sur l'étagère de la salle de bains. Le flacon mauve scintillant à l'odeur lourde et sucrée. Adulte, il était un jour entré dans une parfumerie pour le retrouver et avait souri en découvrant le nom: Poison. Elle avait l'habitude d'en vaporiser sur les poignets, avant de passer ces derniers sur le cou et, si elle était en jupe, sur les chevilles. Il trouvait ce geste très beau.⁶⁷

L'analogie thématique est rehaussée par le choix du même type de personnage-focalisateur attirant l'attention du lecteur sur le même objet, à savoir le parfum:

Devant lui, un flacon de cristal surmonté d'un bouchon bleu profond qui faisait ressortir la couleur dorée et intense du précieux liquide. Il l'admira comme un trésor. Sur le cristal était inscrit, en lettres d'or: Shalimar. Aussi loin qu'il s'en souvenne, sa mère avait toujours porté ce parfum.⁶⁸

Toutefois la parenté entre les deux auteurs se traduit surtout par la similitude au niveau de la mise en récit dont le trait essentiel est défini par son fort ancrage référentiel. Comme Marc Voltenauer qui situe son polar dans le village montagnard de Gryon, Camilla Läckberg opte pour la petite ville de Fjällbäcka, connue pour son port de pêche et sa station balnéaire. Ces lieux, à première vue paisibles et idylliques, masquent de lourds secrets et une grande violence. En conformité avec le référent et minutieusement décrits,⁶⁹ ils produisent un effet de réel, tout comme les personnages des deux romanciers rappelant des personnes. En créant son enquêteur Andreas Auer, Marc Voltenauer semble s'inspirer de

⁶⁶ Andreas Auer s'inquiète notamment pour la vie de son compagnon, blessé par un des malfaiteurs. L'angoisse de l'inspecteur est évoqué dès l'incipit où Andreas se rend à l'hôpital pour prendre les nouvelles de Mikaël, «dans le coma, entre la vie et la mort» (Voltenauer 2017: 544).

⁶⁷ Läckberg (2010: 10).

⁶⁸ Ibid., 25.

⁶⁹ Voltenauer évoque le paysage helvétique avec les chalets, l'église, le bistro avec ses clients ainsi que les habitudes locales, comme le concours de vaches.

l'inspecteur Patrick Hedström de Camilla Läckberg, antihéros l'un comme l'autre. Les deux enquêteurs vivent en couple; hétérosexuel, chez l'écrivaine suédoise, homosexuel, chez l'auteur romand. Dans leurs investigations ils sont, tous les deux, assistés de partenaires: l'écrivaine Erika Falck est la variante traditionnelle du journaliste Mikaël, le compagnon d'Andreas Auer. Camilla Läckberg aussi bien que Marc Voltenauer évoquent les détails de la vie de leurs personnages et dévoilent en focalisation interne leurs angoisses. Tous deux peuplent leur univers romanesque de nombreux personnages; en les créant, les deux romanciers n'évitent pas les stéréotypes: on le voit avant tout dans l'évocation de certains types, comme le policier borné et raciste, le chef peu apprécié de ses inférieurs, etc. Parfois les représentations ne sont pas loin de frôler l'imagerie mièvre, plus nette peut-être chez Camilla Läckberg⁷⁰ que chez Marc Voltenauer. Les deux auteurs des polars, appréciés par les amateurs du genre, sont réunis par une certaine tendance à recourir aux artifices narratifs. Mis à part les stéréotypes, inhérents au genre, évoquons, en premier lieu, l'univers spatio-temporel qui semble rivaliser avec le référent. Ainsi l'accent mis par Marc Voltenauer sur le décor helvétique avec les belles montagnes, les pâturages, le concours de vaches etc., peut être perçu comme une sorte de publicité touristique. Un peu kitch, toutefois, même si ce mode de représentation, probablement intentionnel, contribue à souligner l'écart entre le cadre paisible et les atrocités des actions commises. Un autre trait réunit les deux romanciers: une certaine tendance au trop-plein. Les fictions romanesques de Camilla Läckberg et de Marc Voltenauer sont caractérisées par trop d'histoires, parfois révélatrices, certes, des problèmes actuels de la société contemporaine, trop de personnages, trop de descriptions ornementales, trop d'explications inutiles, trop de digressions sans grand intérêt du point de vue de l'intrigue centrale. Ces parenthèses apportent une rupture dans la linéarité du récit, alternant la narration des événements contemporains et les retours dans le passé.⁷¹ Elles permettent également de ralentir le développement de l'histoire policière en réorientant l'attention du lecteur sur d'autres sujets, entre autres sur la famille contemporaine. C'est peut-être ce trait bien spécifique qui contribue au succès, auprès du large public, des romans de Camilla Läckberg et de Marc Voltenauer.

⁷⁰ Bertil, chef de la brigade criminelle dans le polar suédois, s'est métamorphosé par amour: avant de tomber amoureux à un âge avancé, ses rapports avec les collègues s'avéraient très compliqués.

⁷¹ Camilla Läckberg recourt aux passages en italique chaque fois que le récit est centré sur les histoires situées dans le passé. Celles-ci contiennent souvent les mobiles des crimes et expliquent les histoires du présent. Dans «Le Dragon du Muveran» Marc Voltenauer semble emprunter cette présentation graphique à la romancière suédoise.

En guise de conclusion

«Qui a tué Heidi?» de Marc Voltenauer est un roman à énigme dont l'intrigue policière centrale, construite autour d'un meurtrier sadique sévissant dans un village tranquille, repose sur une histoire de famille. Cette histoire parallèle, liée à l'enquête qui vise à dévoiler l'auteur des crimes, examine les secrets et les tensions de cette «inquiétante étrangeté» qu'est la famille. Elle met en relief les relations familiales marquées par l'amour et la haine, deux sentiments puissants étroitement liés qui motivent les actes des personnages, les incitant à agir. Ainsi l'amour démesuré de Cédric pour sa mère cruelle, amour non partagé, provoque la métamorphose du personnage: le garçon timide et discret, rejeté par sa mère et inapte à devenir un homme, devient un criminel dangereux. Il bascule dans la folie et s'en prend aux femmes de la région après avoir provoqué l'accident mortel de celle qui l'avait trahi. Marc Voltenauer situe les mobiles des actes criminels dans des relations familiales complexes. Pour rendre son récit plus vraisemblable, il travaille plus intensément la psychologie des personnages. L'accent mis sur l'intériorité de l'assassin et l'enquêteur contribue également à entretenir la tension inhérente à tout roman policier.

Par sa conception romanesque, qui consiste à doubler l'intrigue policière d'une histoire de famille, l'auteur rejoint une tendance contemporaine du roman policier. Tout en restant profondément ancré dans la réalité suisse, Marc Voltenauer dépasse le cadre helvétique. Son roman à énigme «Qui a tué Heidi?» est une interrogation sur la famille contemporaine ainsi qu'un questionnement sur la pertinence du genre reposant sur les récits parallèles.

Bibliographie

- Alewyn, R. (1998): Anatomie des Detektivromans. In: Vogt, J. (Hg.): Der Kriminalroman. Poetik-Theorie- Geschichte. München. 52-72.
- Anaut, M. (2005): Soigner la famille. Paris.
- Anaut, M. (2007): Transmission et secrets de famille: entre pathologie et créativité. In: Revue internationale de l'éducation familiale. 2. 22. 27-42.
- Bloom, H. (1973): The Anxiety of Influence. New York.
- Bollack, J. (1995): La naissance d'Œdipe. Traduction et commentaire d'Œdipe roi. Paris.
- Buzalka, J. / Charvát, I. (2011): Prežívame krízu rodiny? In: OS- občianska spoločnosť. XV. 3. 5-18.
- Čáp, J. (1996): Rozvíjení osobnosti a způsob výchovy. Praha.
- Dagenais, D. (2000): La fin de la famille moderne. Signification des transformations contemporaines de la famille. Sainte Foy.

- Fictionista (2021): *Le Dragon du Muveran, un thriller à l'américaine dans les Alpes suisses*. <http://fictionista.ch/le-dragon-du-muveran-un-thriller-a-lamericaine-dans-les-alpes-suissees/> [8.2.2021].
- Freud, S. ([1919]1933): *L'inquiétante étrangeté et autres essais*. In: Freud, S.: *Essais de psychanalyse appliquée*. Traduits par Bonaparte, Marie et Madame Marty. Paris. 163-210.
- Honoré, C. (2005): *L'Infamille*. Paris.
- Jambor, J. (2020): *Die Aufarbeitung des Falls Ballersdorf (Februar 1943) in Hansjörg Schneiders Kriminalroman „Hunkeler und der Fall Livius“*. In: *World Literature Studies*. 12. 2. 14-25.
- Jeanneret, S. / Müller, R. (2020): *Le roman policier en Suisse (romande et alémanique)*. In: Vieignes, M. / Jeanneret, S. / Traglia, L. (éds.): *Les lieux du polar. Entre cultures nationales et mondialisation*. Neuchâtel. 35-57.
- Läckberg, C. (2010): *L'Oiseau de mauvaise augure*. Arles.
- Lévi-Strauss, C. (1974): *Anthropologie structurale*. Paris.
- Mijolla, A. et a. (2005): *Dictionnaire international de la psychanalyse. Concepts, notions, biographies, œuvres, événements, institutions*. Paris.
- Možný, I. (2008): *Rodina a spoločnosť*. Praha.
- Rabaté, D. (2015): *La Gloire de l'infamille*. In: Coyault, S. / Jérusalem, C. / Turin, G. (éds.): *Le Roman contemporain de la famille*. Paris. In: *Revue des lettres modernes. Ecritures contemporaines*. 12. 228-258.
- Roudinesco, E. (2002): *La Famille en désordre*. Paris.
- Schulze-Witzenrath, E. ([1979]1998): *Die Geschichten des Detektivromans. Zur Struktur und Rezeptionsweise seiner klassischen Form*. In: Vogt, J. (Hg.): *Der Kriminalroman. Poetik-Theorie- Geschichte*. München. 216-238.
- Singly, F. de (2005): *Le Soi, le couple et la famille*. Paris.
- Singly, F. de (2017): *Sociologie de la famille contemporaine*. 6^e édition. Paris.
- Todd, E. (2011): *L' Origine des systèmes familiaux*. Paris.
- Todorov, T. (1980): *Typologie du roman policier*. In: Todorov, T.: *Poétique de la prose*. Paris. 9-19.
- Valcerová, A. / Živčák, J. (2018): *An American and a European Model of the History of World Literature: Harold Bloom and Erich Auerbach*. In: Kopčáková, S. / Kvokačka, A. / Bilasová, V. / Burlas, L. (eds.): *Súradnice estetiky, umenia a kultúry III*. Prešov. 184-195.
- Viart, D. (2020): *Les récits de filiation. Naissance, raisons et évolution d'une forme littéraire*. In: *Cahiers ERTA*. 17-20. 19. 8-39.
- Vieignes, M. / Jeanneret, S. / Traglia, L. (éds.) (2020): *Les lieux du polar. Entre cultures nationales et mondialisation*. Neuchâtel.
- Voltenauer, M. (2017): *Qui a tué Heidi?* Genève.
- Zelina, M. (2011): *Stratégia a metódy rozvoja osobnosti dieťaťa*. Bratislava.



Internationale Zeitschrift für Kulturkomparatistik

Band 9 (2022): *Spiegel der Gesellschaft von heute? Familien in der Schweizer Literatur | Les familles dans la littérature suisse: miroir de la société actuelle?*

Herausgegeben von Emily Eder, Sylvie Jeanneret und Ralph Müller

Ralph Müller: Abschied von der Familie in der deutschschweizerischen Gegenwartsliteratur? In: IZfK 9 (2022). 227-250.

DOI: 10.25353/ubtr-izfk-c50c-1055

Ralph Müller (Freiburg)

Abschied von der Familie in der deutschschweizerischen Gegenwartsliteratur?

Farewell to the family in contemporary Swiss-German literature?

According to a frequently encountered view, the family novel is not at all compatible with the modern phenomena of life. On closer inspection, however, it can be seen that such reproaches presuppose a trivialised genre that may be innovatively destroyed or renewed. In response to such reproaches, this article proposes a more general notion of family novel, denoting those narratives whose content and structure are essentially shaped by the relationship between characters in terms of intergenerational biological, cultural or material continuities or discontinuities. In addition, this article argues that the issues of intergenerational relationships still play a role. For instance, actual kinship without stable, affective relationships is an ongoing theme. However, there are Swiss German family novels in which the failure of establishing a strong emotional intergenerational relationship are narrated with a new relaxedness. Failing families or the renunciation of family attachment are no longer existential problems.

Keywords: family novel, Swiss-German literature, Christoph Geiser, Katharina Geiser

Gegen den ästhetischen Wert der Familien- und Generationenromane ist viel geschrieben worden. Dabei beobachtet man in Literaturkritik und -wissenschaft häufig, dass die diese Romane mit einer schematischen Idealisierung der Kernfamilie assoziiert werden. Allerdings sind in den Fiktionen bürgerliche Werte wie Kernfamilie und Ehevertrag nicht weniger unter Druck als in der Realität. So gibt es in zeitgenössischen Romanen eine große Vielfalt von Familienmodellen. Und wenn

es mit dem geordneten Familienleben nicht klappt, wird dies kaum schicksalhaft oder traumatisch geschildert. Eine Mannigfaltigkeit von Lebens- und Familienmodellen wird gerade dann sichtbar, wenn sich eine Figur so entwickelt, dass sie ihre Identität nicht über die Fortsetzung der Generationenkette festlegt.

Um im Folgenden die Konsequenzen der Vielfalt von Familienmodellen für die literaturwissenschaftliche Behandlung von Familien- und Generationenromanen zu betrachten, werden (1) die Kritik am Familienroman dargestellt und (2) dessen Definition diskutiert. Nach einer überblickshaften Auseinandersetzung mit der (3) Entdramatisierung der bürgerlichen Familienkonstellation, werden (4) die Romane „Unter offenem Himmel“ von Katharina Geiser und (5) „Schöne Bescherung“ von Christoph Geiser erörtert, da sie Protagonisten zeigen, die sich bewusst und besonnen von der Generationenkette verabschieden. Ich werde im Folgenden aus Gründen der Ausdrucksökonomie meistens vom „Familienroman“ sprechen und darunter, wenn nicht anders markiert, weitere Formen wie „Generationenroman“ mitmeinen.

1. Kritik des Familienromans

Mark Andersons „kleine Geschichte des Familienromans“¹ hat eine Reihe der Vorwürfe gegen das Genre des Familienromans in einer rhetorischen Frage zusammengefasst. So fragt er, ob „nicht dem Familienroman ein Geruch von Altmodisch-Realistischem, Unkritisch-Biederlichem, ja Weiblich-Sentimentalem“ anhafte, „den die neueste Welle deutsche Gedächtnis- bzw. Generationsromane nicht immer zu lüften“², vermöge. Die Frage ist insofern rhetorisch, als Anderson sich bemüht, diese Vorwürfe – zumindest mit Blick auf die Literatur der klassischen Moderne – zu relativieren. Schaut man aber in die vielen kritischen Aussagen zum Familienroman, finden sich nicht nur weitere Belege für Andersons Liste, die Vorwürfe lassen sich zugleich weiter präzisieren. Die folgende Auflistung mischt Belege aus Texten unterschiedlicher Art und Qualität:

- „Realismus“: Das bereits genannte Merkmal „realistisch“ lässt sich als ästhetischer Vorbehalt verschiedentlich nachweisen. Beispielsweise entdeckte Arnd Beise vor rund zehn Jahren eine Tendenz der Gattung „Familienroman zu einem trivialen Realismus“³.
- „Lineare Erzählstruktur“: Kritisiert wird, dass die Erzählstruktur von der Reihenfolge der Generationen abhängig ist. Beispielsweise befindet die Literaturkritikerin Ursula März, dass das „Hauptprinzip“ des Familienromans, „das Erzählen entlang einer Generationenfolge, die Auslegung

¹ Vgl. Anderson (2010: 23).

² Ders., 23.

³ Beise (2011: 199).

des familiären Mikrokosmos als Fallbeispiel historischer Zeitgeschichte [...] durchweg jedem vertraut“⁴ ist.

- „Weibliche Sentimentalität“: Die Zuordnung zum „Weiblichen“ trifft man in jüngerer Zeit kaum an. Aber Wilperts nach wie vor verbreitetes „Sachwörterbuch“ ordnet noch in der 8. Auflage am Anfang des 21. Jahrhunderts den „Familienroman“ der „Frauendichtung“⁵ zu.
- „Eskapismus“: In verschiedenen Formen werden den Familienromanen eskapistische Funktionen zugeordnet: „Schon dem Begriff Familienroman haftet etwas leicht Braves, Geschichtströstliches, der Geschmack gemütlicher Fernsehabeude, kurzum etwas Anachronistisches an“⁶. Sigrid Löffler hält den Familienroman für „überlebt“, doch sei er „bequem wie ein abgetragener Pullover“, „flexibel und dehnbar“ und halte „die Leserseele warm“⁷.
- „Unkritische Haltung“: Eng verwandt mit den eben genannten Punkten ist die Kritik, die mit Familienromanen eine nicht-adäquate Darstellung von Realität (Gegenwart und Vergangenheit) verbindet. Eine Rezension des Sozialpsychologen Harald Welzer hebt hervor, dass eine Reihe von Familienromanen die Tätergeneration des Zweiten Weltkriegs als „Opfer“ umdeute.⁸ Mit Blick auf gegenwartsliterarische Texte wird gefragt, wie man noch von Familien erzählen könne, wo doch „die Gegenwart eher Single- als Sippengeschichten auf Lager“⁹ hat.

In der Übersicht erscheinen vor allem vier Kritiktendenzen ausgeprägt: rückwärtsgewandte, vorhersehbare ästhetische Formen, Darstellung überkommener bürgerlicher Formen des Zusammenlebens, Beschönigung historischer Vergangenheit sowie Tendenz zur unkritischen Unterhaltungsfunktion. Kombiniert begründen diese Tendenzen eine ästhetische Vilifikation der Gattung.¹⁰ Gelegentlich wird gar der Familienroman als problematischer Untersuchungsgegenstand wahrgenommen, der die Aufmerksamkeit nicht einmal wert ist. Jan Süselbeck bringt beispielsweise in seinem Vorwort zum Sammelband „Familiengefühle“ offen seine Meinung zum Ausdruck, dass der Erfolg dieser Romane eine literaturwissenschaftliche Abrechnung erfordere:

Der sogenannte bloße Trend des Literaturbetriebs hielt also zumindest hartnäckig an, und auch die literaturwissenschaftliche Kanonisierung der ‚Generationenromane‘ [...], ist vorerst nicht mehr ohne Weiteres rückgängig zu machen.¹¹

⁴ Vgl. März (2003: o.S.).

⁵ Wilpert (2001: 259). Neure Auflagen habe ich nicht mehr geprüft.

⁶ März (2003: o.S.).

⁷ Löffler (2005: 20).

⁸ Vgl. Welzer (2004), vgl. auch Süselbeck (2014a: 13).

⁹ März (2003: o.S.).

¹⁰ Vgl. Nagy / Wintersteiner (2012: 9).

¹¹ Süselbeck (2014a: 13).

Die Zielsetzung, eine „literaturwissenschaftliche Kanonisierung [...] rückgängig zu machen“, markiert eine sehr große Distanz zum Gegenstand der Untersuchung. In anderen Fällen steigert sich die Distanz zum Desinteresse an Familienromanen. In mehreren Beiträgen dient die Kritik an *dem* Familienroman dazu, eine gelungene Abweichung von dem Schema zu loben. In einer gewissen Verwendung bezeichnet demnach „Familienroman“ ein generisches Schema, das als Negativfolie für andere Texte dient, die das Genre „ausweiten, überschreiten, destruieren“¹². Die Annahme, dass manche Texte eine ‚erschöpfte‘ Gattung erneuern, weist eine oberflächliche Ähnlichkeit zur gattungsskeptischen Position des ästhetischen Nominalismus¹³ auf, der die Eignung von Gattungskonzepten für die Betrachtung von ästhetisch wertvoller Literatur überhaupt in Frage stellt. Wie es scheint, teilen aber auch die kritischen Stellungnahmen zum Familienroman mit dieser Studie die rahmentheoretische Annahme, dass Gattungen als soziale Institutionen existieren und als solche den Mitgliedern Diskursgemeinschaft (bspw. Autorschaft, Buchhandel, Kritik, Lesepublikum, Literaturwissenschaft) zur Verständigung über Texte dienen. Die Frage wäre demnach eher, ob Gattungskonzepte grundsätzlich mit trivalliterarischer Schemaliteratur zusammenfallen oder ob auch innovative Beispiele mit traditionelleren Formen unter ein Gattungskonzept gebracht werden können. Im Folgenden gehe ich davon aus, dass auch Phänomene wie Destruktion oder Erneuerung des Gattungsschemas als Möglichkeit des Familienromans zu denken sind. In diesem Sinne sollen Familienromane als thematisch definierte Gattung betrachtet werden, sodass neben schemaliterarischen Beispielen auch innovativere Behandlungen des Themas ins Gattungskonzept passen. Aber wie wäre demnach der Familienroman zu definieren?

2. Definitionsfragen

Wiederholt findet man den Hinweis, dass die Gattungskonzepte „Familienroman“ oder auch „Generationenroman“ nicht klar definiert sind. „In den Literaturlexika bleibt der Ausdruck merkwürdig verschwommen“, stellt Nagy fest.¹⁴ Und: „Selbst die Doppelbezeichnung Familien- und Generationenroman wird nicht

¹² Vgl. z.B. die Schlussfolgerung mit Bezug auf die Romane Ginzburg („Familienlexikon“), Aciman („Damals in Alexandria“), de Waal („Der Hase mit den Bernsteinaugen“), Grossmann („Eine Frau flieht vor einer Nachricht“) sowie Kureishi („Mein Ohr an deinem Herzen“) in Löffler (2012: 144): „Romane wie die hier erörterten zeigen: So abgenutzt und verbraucht das übliche Format des Mehr-Generationen-Romans heute erscheint, so sehr lohnt es sich dort genauer hinzuschauen, wo innovatorische Ansätze das scheinbar erschöpfte Genre ausweiten, überschreiten, destruieren, kurz: ihm neues Leben einhauchen.“

¹³ Vgl. Klausnitzer (2010) zur Position des „ästhetischen Nominalismus“, der die Validität von Gattungsbegriffen für individuelle Sprachkunstwerke in Frage stellt.

¹⁴ Nagy / Wintersteiner (2012: 9).

eindeutig verwendet“¹⁵. Ähnlich lautet das Fazit von Galli und Costagli: Sie haben in ihrer Studie¹⁶ eine längere Reihe von Lexikondefinitionen von „Familien-“ und „Generationenromanen“, vor allem ältere Beispiele, untersucht. Ihre Ergebnisse sind 2010 eher ernüchternd. So habe „sich der Begriff weniger als andere Untergattungen (Bildungs-, Künstler-, Entwicklungsroman) im literaturwissenschaftlichen Diskurs etabliert“¹⁷. Zudem sei die gegenseitige Abgrenzung von Familien- und Generationenroman unklar, wobei der „Familienroman“ vom „Generationenroman“ „überschattet“¹⁸ werde. Die beiläufige Behandlung des Gattungskomplexes stehe in einem Kontrast zur Relevanz der Gattung, insbesondere zur Hypothese, dass die Familienthematik eng mit dem Aufkommen des modernen Romans im 18. Jahrhundert verbunden sei.¹⁹

Es seien hier lediglich einzelne Beispiele zur Illustration der Situation in den Nachschlagewerken erwähnt: Das „Handbuch der literarischen Gattungen“ von Lamping bietet keinen Artikel an, um sich über den „Familienroman“ oder ggf. über den „Generationenroman“ zu informieren.²⁰ Dasselbe gilt für das „Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft“, wo auch das Lemma „Generation“ sich nicht auf ein Konzept familiärer Verhältnisse bezieht, sondern auf eine kulturwissenschaftlich-hermeneutische Denkfigur, um über unterschiedliche soziohistorische Generationenerfahrungen zu sprechen.²¹ Hingegen definiert das „Metzler Lexikon Literatur“ „Familienroman“ als Darstellung „der Verhältnisse familiären Zusammenlebens im Kontext einer oder mehrerer Generationen“²². Dass dies eine thematische Definition ist, merkt man an der Bemerkung, dass Familienromane meistens „auch anderen Romankategorien zugeordnet werden können“²³. Gleichzeitig entwirft der Artikel ein zeitlich eingeschränktes Panorama der Gattungsgeschichte, das sich auf bürgerliche Familienbeziehungen in Briefromanen der Empfindsamkeit und Generationenromane des 19. und frühen 20. Jahrhunderts konzentriert.

¹⁵ Ebd.

¹⁶ Vgl. Galli / Costagli (2010: 7f.).

¹⁷ Dies., 8.

¹⁸ Dies., 9.

¹⁹ Vgl. bspw. die stärker thematologisch ausgerichtete Studie zur Darstellung von Familie in der Literatur 1795–1830 bei Eldridge (2016).

²⁰ Vgl. Lamping (2009).

²¹ Vgl. Gumbrecht (1997). Die hermeneutische und geschichtsphilosophische Erklärungsfigur der Generationengegensätze wurde wirksam von Wilhelm Dilthey sowie Karl Mannheim formuliert; vgl. Dilthey (1924) und Mannheim ([1928] 1964). In den letzten Jahren sind mehrere Studien erschienen, die das Konzept der „Generation“ mit literaturwissenschaftlichem Interesse beleuchten; vgl. Weigel (2006); Parnes et al. (2008); Lauer (2010) oder auch der Überblicksartikel von Bohnenkamp (2012).

²² Singh (2007: 229).

²³ Ebd.

Die Definitionsschwierigkeiten beim Begriff „Familienroman“ begründen sich nicht zuletzt aus der Uneinigkeit darüber, welche Texte überhaupt zum Korpus zu zählen sind. Insofern die Extension ungeklärt ist, besteht wenig Aussicht, dass der Begriff induktiv aus einem repräsentativen Korpus der Familienromane abgeleitet werden kann. Zahlenmäßig sind beispielsweise im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek die meisten Treffer mit dem Untertitel „Familienroman“ der Publikationsform Hefroman zuzuordnen (etwa „Familie mit Herz“ von Bastei Lübbe). Obwohl solche Texte vermutlich besonders gut auf die eingangs skizzierten Vorurteile passen, wurden sie meines Wissens literaturwissenschaftlich bisher kaum beachtet. Die induktive Herangehensweise, ausgehend von der Verwendung des Untertitels „Familienroman“ oder buchhändlerische Kategorien, dürfte daher nicht zu einer Beschreibung dessen führen, was in Kritik und Wissenschaft als „Familienroman“ behandelt wird. Aber auch innerhalb der Literaturwissenschaft zeigen sich markante Verschiebungen im Hinblick auf das behandelte Korpus. So findet man in der etwas älteren Untersuchung zum „trivialen Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert“ ein Verständnis der Gattung, das sich auf Erzählungen der kritischen Phase vor der Begründung eines bürgerlichen Eheverhältnisses konzentriert.²⁴ Demgegenüber wird mit „Familienroman“ in jüngerer Zeit tendenziell eher ein Generationenverhältnis erfasst. Wobei die von Galli und Costagli betrachteten Definitionen die erinnerungskulturelle Wende bei der Behandlung des Familienromans²⁵ noch kaum einbeziehen. Das mag daran liegen, dass bis in die 1980er Jahre diesem Phänomen weniger Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Aber auch in der deutlich jüngeren Definition im „Metzler Lexikon Literatur“²⁶ lässt sich der Fokus auf das 18. und 19. Jahrhundert feststellen. In den letzten Jahren stark beforschte Texte, in denen sich Nachkommen kritisch mit Schuld und Unschuld der Elterngeneration auseinandersetzen, sind demnach bislang wenig in den Horizont lexikalischer Definitionen geraten. Deutlich wird, dass in der Forschung die Extension der Gattung stark vom Diskurs über Familie abhängt. Die unterschiedlichen Vorstellungen vom Familienroman folgen somit auch aus divergierenden Vorstellungen darüber, was ‚Familie‘ ist. In dieser Hinsicht sollten insbesondere neuere Definitionen des Familienromans in Einzelstudien betrachtet werden.

²⁴ Vgl. das untersuchte Korpus von Bayer (1971: 16-24). Bayer beschäftigt sich mit Günther: „Die Heilige und ihr Narr“ (1913), Muschler: „Bianca Maria“ (1923), Baum: „stud. chem. Helene Willfür“ (1929), Braun: „Nachtwache“ (1950), Horster: „Ein Student ging vorbei“ (1959).

²⁵ Vgl. bspw. Eigler (2005); Assmann (2009); Eichenberg (2009); Neuschäfer (2013); Süsselbeck (2014b).

²⁶ Vgl. Singh (2007).

Galli und Costagli schlagen vor, „Familienroman“ und „Generationenroman“²⁷ im Rückgriff auf Bachtins „Chronotopoi“ zu definieren.²⁸ Damit wird Familie nicht nur thematisch beschrieben, sondern zugleich anhand zweier struktureller Modelle von Zeit und Raum differenziert. Bei Bachtin werden Familien- und Generationenromane als radikale Umgestaltungen des Chronotopos der Idylle²⁹ behandelt. Doch ist hier die „Familie des Familienromans schon keine idyllische Familie mehr“, denn „idyllische Einheit des Ortes beschränkt sich bestenfalls auf das *städtische* Haus eines Familienverbands, dem *unbeweglichen* Teil des kapitalistischen Eigentums“³⁰. Während der Familienroman in der großen, kalten und fremden Welt einen Winkel der „Menschlichkeit und Herzengüte“ verspreche³¹, stehe der Generationenroman dafür, dass die zeitliche Dauer des familiären Glücks beschränkt ist. Hauptthema des Generationenromans sei „zumeist die Zerstörung der Idylle und der idyllisch-familiären und patriarchalischen Beziehungen“³². Beispielhaft hierfür steht etwa Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“, der im Untertitel explizit als „Verfall einer Familie“ angekündigt ist. Deutlich wird, dass sich Bachtin in den 1970er Jahren stark am Familien- und Generationenroman des ausgehenden 19. Jahrhunderts orientiert. So werden beide Gattungen unter einem chronologischen Erzählverständnis und der Vorstellung einer Kernfamilie behandelt. Der Familienroman folgt in dieser Perspektive dem Schema, dass sich ein „Hauptheld“, anfangs noch „ohne Haus, ohne Herkunft“ familiär und materiell etabliert³³. Dies entspricht in etwa dem von Bayer gezeichneten Gattungskonzept eines bürgerlichen „Liebes- und Familienromans“³⁴. Demgegenüber sieht Bachtin im Generationenroman eine Verfallsgeschichte. Diese Zweiteilung der Gattung aber passt nur noch beschränkt auf die Bandbreite neuerer Romane.³⁵ Für ein Korpus von österreichischen Gegenwartsromanen befindet etwa Majewski, dass das Kriterium „chronologisch“ nicht mehr angemessen ist. In unserer Überblickstudie zu fiktionalen Familiendarstellungen in der neueren schweizerischen Literatur haben wir vorgeschlagen, dass zum „Familienroman“ eine ganze Reihe von strukturellen Untergenres angenommen werden müsste:³⁶

²⁷ Vgl. Galli / Costagli (2010: 16f.).

²⁸ Vgl. Bachtin (1989: 178-183). Für einen neueren Vorschlag, die bürgerliche „Familiengeschichte“ als zukunftsgerichtete Begründung einer hereditären Genealogie zu verstehen vgl. Brückner (2019).

²⁹ Bachtin (1989: 178).

³⁰ Ders., 178f.; Kursivierung: Bachtin.

³¹ Vgl. ders., 180.

³² Ebd.

³³ Vgl. ders., 179.

³⁴ Vgl. Bayer (1971).

³⁵ Vgl. Majewski (2012: 42).

³⁶ Vgl. Müller et al. (2017: 11).

- „Familiensaga“: relativ traditionelle, zumeist chronologische Generationenromane. Dazu zählt bspw. Charles Lewinskys erfolgreicher Roman „Melnitz“³⁷. Der Typus kommt in der Gegenwartsliteratur gar nicht so häufig vor.
- „Plurizentrische Generationenerzählungen“: von der Form der auktorial und chronologisch erzählten Generationenfolge abgesetzt, indem sie Zeitebenen durchmischen und Generationenverhältnisse aus unterschiedlichen Fokalisierungen erfassen. Prominent sind einige großangelegte Erzählprojekte in der deutschschweizerischen Literatur, bei denen textweltlich verbundene Romane zusammen ein Bild einer Familie ergeben, wie in Urs Widmers Romanen im Umfeld von „Der Geliebte der Mutter“ und „Das Buch des Vaters“³⁸ – deren Titel übrigens schon andeuten, dass die Familie nicht als ungestörte Gemeinschaft zu verstehen ist.
- „Rekonstruktive Generationenerzählungen“ bzw. «*récits de filiations*»³⁹: bereiten die Familienbeziehungen aus der beschränkten Fokalisierung eines Nachkommens auf. Aufgrund unterschiedlicher Erzähltechniken bietet es sich bei diesem Typus an, Erzählungen, in denen Figuren ihren Vorfahren durch detektivische Spurensuche näher zu kommen versuchen, von Erzählungen zu unterscheiden, bei denen die persönliche Erinnerung durch Romantechniken erschlossen wird wie bspw. in Lukas Bärfuss' „Koala“⁴⁰.
- „Selbstfindungsromane mit Familienkontext“: eigene Gruppe im Romankorpus, in der sich Figuren mit ihrer Familie im Rahmen einer spezifischen Lebensphase beschäftigen und auf diese Weise aus der Fokalisierung einer Figur und zeitlich nah am Erleben der Figur auch einen Blick auf Familie werfen. Das betrifft insbesondere „Adoleszenz-“ und „Entwicklungsromane“, beispielsweise Aglaja Veteranyis Roman „Warum das Kind in der Polenta kocht“⁴¹, die aufgrund ihrer Thematik das Verhältnis zur und gegebenenfalls die Ablösung von der Familie ins Zentrum stellen.⁴² Allerdings wären ähnliche Erzählanlagen prinzipiell auch in späteren Lebensphasen denkbar.

Auffällig ist, dass in dieser Liste der „Familien-Liebesroman“ mit der teleologischen Ausrichtung auf die Familiengründung fehlt, der für den schlechten Ruf der Familienromane mitverantwortlich sein dürfte. Die Lücke lässt insbesondere darauf zurückführen, dass sich obige Typologie anspruchsvollere Texte der Gegenwartsliteratur einbezieht. In historischer Hinsicht scheint nicht nur in der Gesellschaft oder der Forschung, sondern auch in der Literatur das Interesse an der

³⁷ Vgl. Lewinsky (2008).

³⁸ Vgl. Widmer (2000) und Widmer (2004). Vgl. zudem Müller et al. (2017: 14-16).

³⁹ Vgl. Reidy (2013), insbesondere in der französischen Literaturwissenschaft Ribaupierre (2002), Viart (2008) sowie Viart (2009).

⁴⁰ Vgl. Bärfuss (2015).

⁴¹ Vgl. Veteranyi (1999).

⁴² Vgl. Müller et al. (2017).

Gründung eines ehelichen Hausstandes drastisch abgenommen zu haben. Zugleich liegt die eigentliche Familiengründung in der Regel nicht im Horizont der romanzenhafte PartnerInnen-Suche.

Der Ehestand kann jedenfalls nicht mehr das Zentrum der Gattung „Familienroman“ sein, weil einerseits heute viele generationelle Beziehungen ohne eheliche Verbindungen etabliert werden und andererseits die Existenz eines Trauscheins keine dauerhaften emotionalen Verbindungen garantiert. Damit erweisen sich Familienkonzepte als historisch wandelbar. Insofern ist „Familie“ auch früher schon umstritten gewesen. Im Grimmschen „Wörterbuch“ wird das Wort „Familie“ als sprachlicher Fremdkörper empfunden, der noch im 17. Jahrhundert unbekannt war und „gleich zahllosen andern ausländischen wörtern unsere hergebrachten heimischen gestört und manche natürliche redensarten durch seinen ausgedehnten einfluss beeinträchtigt“⁴³ habe. Ausdrücklich weisen die Grimms auf den alternativen Ausdruck des „Hauses“ hin. „Haus“ evoziert traditionellere Strukturen patriarchaler „Hausväter“, die über eine Großfamilie herrschen, zu der nicht nur die Kernfamilie, sondern auch das ganze Gesinde zählt. Dieses Familienkonzept passt aber kaum auf heutige Behandlungen des Stoffes. So erscheint gegenüber „Haus“ der stärker auf Relationen der Familiarität bezogene Begriff der „Familie“ als gar nicht mal unangemessene Bezeichnung für die vielfältigen Lebensgemeinschaften, die heute damit assoziiert werden können.

Vor diesem Hintergrund sollen im Folgenden diejenigen Erzählungen als „Familienromane“ bezeichnet werden, deren Inhalt und Struktur wesentlich durch das Verhältnis zwischen Figuren im Hinblick auf generationenübergreifende biologische, kulturelle oder materielle Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten geprägt sind.⁴⁴ Zweifellos nicht in dieses Korpus fallen Texte, in denen Familie im nicht-thematischen Hintergrund figuriert. Zwar ist es schwer vorstellbar, dass eine Figur gänzlich ohne Familie dasteht, doch gerade für die Literatur der Klassischen Moderne ist bisweilen ein Vorzug für einzelgängerische männliche Protagonisten festgestellt worden.⁴⁵ Aber selbst die Formel, dass „die deutsche literarische Moderne gerade der Familie den Rücken“⁴⁶ zukehre, bedeutet eben nicht, dass die

⁴³ Grimm / Grimm (1862: 1305).

⁴⁴ Ich baue hier auf einer annähernden Definition auf, die wir für unseren Überblicksartikel verwendet haben, vgl. Müller et al. (2017: 11f.).

⁴⁵ Vgl. die paradoxe Engführung von innerfamiliärer Gewalt und Nicht-Familienromanen bei Nagy / Wintersteiner (2012: 10f.): „Der Familienroman steht in Opposition zum Roman des einsamen (männlichen) Helden, der die literarische Moderne bestimmt hat. Seit Rilke („Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, 1903–1910, Kafka („Der Prozeß“, 1914) oder Musil („Der Mann ohne Eigenschaften“, 1921) wird die Familie nicht mehr als der schützende Hort, sondern als ein Netzwerk der Gewalt begriffen, dem der Held sich kaum entziehen kann. Von daher die Abkehr von der Familie, die Konzentration auf den monadischen Heros.“

⁴⁶ Anderson (2010: 26).

Familie darin nicht mehr vorkommt. Mal abgesehen von einzelnen familiär isolierten Figuren wie Kafkas Josef K. im „Proceß“ erzählen Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“, ein anderes paradigmatisches Beispiel⁴⁷, dass sich der in der Pariser Großstadt vereinsamte Protagonist und Erzähler intensiv mit der eigenen Familiengeschichte auseinandersetzt. Sein Erzählen dreht sich gerade deshalb auch um die Familie, weil sie bis auf ihn ausgestorben ist.

Die thematische Konzentration auf Figuren der „Familie“ bedeutet somit zum einen Reduktion der interessierenden sozialen Beziehungen auf diejenigen Fälle, die im Kontext einer faktischen oder jedenfalls gesellschaftlich erwarteten generationenübergreifenden „Für- und Vorsorge“⁴⁸ stehen. Familie ist in diesem Sinne ein wichtiger Ort, wo aufgrund von biologisch und sozial definierten Verwandtschaftsbeziehungen Fürsorge und Wirtschaften stattfindet.⁴⁹ Da aber auch in anderen sozialen Kontexten Persönlichkeitsentwicklung, Identitätsbildung und Handlungsbefähigung gefördert wird, ist Familie nicht mehr ein exklusiver Ort für solche bedeutsamen Beziehungen. Damit einher geht die Beobachtung, dass in jüngeren Texten das Ausfallen familiärer Netze mit weniger dramatischen Konsequenzen geschildert wird. Darauf werde ich noch zurückkommen.

Abschließend seien die wichtigsten Kriterien aufgezählt, unter welchen Umständen Texte hier als „Familienroman“ bezeichnet werden sollen. (1) Sie sind erzählend, wobei das Kriterium der Fiktionalität besser außen vor gelassen werden sollte, da viele der in diesem Zusammenhang behandelbaren Texte mit autobiographischen Reminiszenzen arbeiten. Des Weiteren sollte ein generationeller Bezug zu einer familienartigen Gemeinschaft bestehen. Dieser Bezug kann (2a) durch ein Kollektiv begründet sein, das durch biologische oder auch familienähnliche Beziehungen verbunden ist, wobei das Interesse an der generationellen Fortsetzung dieser Beziehung unterschiedlich ausgeprägt sein kann. Daher kann gegebenenfalls auch nur (2b) ein einsames Individuum im Zentrum stehen, sofern es seine Beziehungen zu vorangegangenen Generationen befragt. Im Vergleich zu traditionellen Familienkonzepten bedeutet diese Definition insofern eine Ausweitung, als vielfältige Beziehungen zwischen Generationen unter „Familie“ fallen, die etwa durch biologische Verwandtschaft, durch familiäre Fürsorge oder durch generationelle Tradierung von materiellem und kulturellem Erbe etabliert werden.

Gerade die genealogisch-biologischen Verwandtschaftsverhältnisse sollten nicht gegen generationenübergreifende Fürsorge oder Tradierung ausgespielt werden. Zwar spielt Verwandtschaft immer noch eine erstaunlich wichtige Rolle. Die Tatsache, dass biologische Verwandtschaft und affektive Beziehungen nicht unbedingt zusammenfallen, ist immer noch ein wichtiger Motor für Erzählungen. Das belegen nicht zuletzt Texte, die beschreiben, wie sich jemand

⁴⁷ Vgl. ders., 33f.

⁴⁸ Vgl. Lüscher (2016: 62).

⁴⁹ Vgl. Lüscher / Klimczuk (2017: 23).

von der generationellen Figurenkette verabschiedet. Gleichzeitig scheint aber das Scheitern von affektiv-bedeutungsvollen Familienbeziehungen in vielen jüngeren Romanen weniger weitreichende Konsequenzen für die Figuren zu haben, als dies vielfach in der Vergangenheit der Fall war.

3. Abschied vom bürgerlichen Familienideal in der Deutschschweizer Literatur

Die Definitionsfragen haben wiederholt eine Historisierung des Familienkonzepts nahegelegt, und tatsächlich lässt sich die Thematik schwerlich behandeln, ohne die bürgerliche Obsession um die Etablierung einer biologischen Generationenkette durch Eheschließung zur Tradierung von Vermögen und Werthaltung einzubeziehen. In der Deutschschweizer Literatur bietet das erfolgreiche Jugendbuch der Familie des schweizerischen Robinsons⁵⁰ ein eindrückliches Beispiel für die Familie als Erziehungsanstalt sowie Überlebens- und Zugewinnngemeinschaft. Die Erzählung ist international durch zahlreiche Verfilmungen der „Swiss Family Robinson“ bekannt. Im Gegensatz zu anderen Robinsonaden handelt es sich hier in mehrfacher Hinsicht um ein „Familienbuch“⁵¹, wie es der erste Herausgeber und umtriebige Publizist Johann Rudolf Wyß (1781–1830) in seiner Vorrede nannte. Mit spannenden Episoden um riesige Baumhütten und behagliche Wohnhöhlen entwickelt der Roman nicht nur einen umfangreichen erzählten Bubentraum. Das Buch erzählt christliche Aufklärung in einem fiktionalen Familienverband, der im exotisch-pädagogischen Raum der einsamen Insel zur gottesfürchtigen Erziehung der Jugend und bürgerlichen Nutzbarmachung einer unberührten Natur anleitet. Der Roman endet konsequenterweise erst, als die Söhne das Erwachsenenalter erreichen und gleichzeitig wieder der Kontakt zur Umwelt aufgebaut werden kann, damit bei rein männlicher Nachkommenschaft die biologische Fortsetzung der Familie gesichert ist.

Die Kehrseite erfolgreicher bürgerlicher Familienplanung ist das Scheitern der Familiengründung. Gottfried Keller veröffentlichte 1880 bekanntlich eine zweite Fassung seines Romans „Der Grüne Heinrich“, in der der nunmehr gealterte Autor das frühe Werk an wichtigen Stellen umgestaltete. Diese zweite Fassung stellt den erzählerischen Nachvollzug der familiären Herkunft an den Anfang des Romans, und während in der ersten Fassung der Held jung und verzweifelt am Grab der Mutter stirbt, vergönnt die zweite Fassung ein Wiedersehen mit Judith, also derjenigen Frau, zu der Heinrich in der Jugend starke Anziehung spürte, ohne dass er damals eine Beziehung aufbauen konnte. Beide, Heinrich und Judith, sind am Ende des Romans gealtert und vom Leben desillusioniert. Es ist aber Judith, die vom Verzicht auf das spricht, „was die Welt Glück nennt“, nämlich sich zu „Mann

⁵⁰ Der Jugendroman ist in den vergangenen zwei Jahrhunderten in zahlreichen Bearbeitungen erschienen, darunter sogar eine Neuauflage der ersten Fassung aus dem frühen 19. Jahrhundert; vgl. Wyß (2016). Die letzte Bearbeitung ist die Nacherzählung von Peter Stamm, vgl. Wyss (2012).

⁵¹ Wyß (1821–1827: Bd. 1, V).

und Frau zu machen“⁵²: „Wir wollen jener Krone entsagen und dafür des Glückes um so sicherer bleiben, das uns jetzt, in diesem Augenblicke, beseligt“.⁵³ Falls sich diese Bescheidenheit etwas pathetisch anhört, dann liegt das allenfalls an dem hörbaren Verzicht auf das Eheglück.⁵⁴ Aber selbst Heinrich Lee, in dieser Fassung der Erzähler, erwägt, dass Judith vermutlich zu viel erfahren habe, „um einem vollen und ganzen Glücke zu vertrauen“⁵⁵. Auch er erklärt sich einverstanden mit dem kleineren Glück der genügsamen Freundschaft anstelle der Ehebeziehung.

Angesichts der vielen Familienkatastrophen in der Geschichte der Literatur ist eine solche Verzichtshaltung vielleicht eine kluge Überlebensstrategie. Gilt der Mord von Kain an Abel in der Genesis bisweilen als erste Kriminalgeschichte (mit Gott als dem ersten Ermittler der Literaturgeschichte), so lässt sie sich mit gleichem Recht in die Reihe der ‚Familiendesaster‘⁵⁶ aufnehmen. Auch die ehrwürdige Gattung der Tragödie wäre ärmer ohne die vielen ‚Familiendramen‘, bei denen die Familienmitglieder einander, begründet oder aus Missverständnis, schweren Schaden zufügen. Man denke allein an die blutige Serie der Atriden, deren mörderische Familienbeziehungen Otto F. Walter in seinem Roman „Zeit des Fasans“⁵⁷ in den Kontext einer schweizerischen Kriegsgewinnlerfamilie gestellt hatte.

Ein besonderer Beleg desaströser bürgerlicher Familienbeziehungen ist Fritz Zorns autobiographischer Bericht „Mars“ (1977). Die wütende Anklage gegen die bürgerliche Gesellschaft der schweizerischen Nachkriegszeit verdichtet sich in den einleitenden Worten: „Ich bin jung und reich und gebildet; und ich bin unglücklich, neurotisch und allein“⁵⁸. Sogar die eigene Krebserkrankung ist Folge der bürgerlichen Repression: „Wie ich glaube, bin ja nicht ich *selbst* der Krebs, der mich auffrisst, sondern meine Familie, mein Herkommen, mein Erbe in mir ist es, das mich auffrisst“.⁵⁹ Eine unfreiwillige Pointe des Texts liegt darin, dass der Autor das Ausmaß seiner neurotischen Fixiertheit auf sein Unglück kaum noch durchschaut. Auch in seinen schärfsten Anschuldigungen kann er seine bürgerliche Grundierung nicht verbergen. Beispielsweise erkennt er bei reiflicher Überlegung durchaus ein Problem im „Projekt, die Schweizerische Kreditanstalt [= Credit Suisse] in die Luft zu sprengen“:

Der Ort, wo mein Erbe liegt, verdient es sicher, zu explodieren – bloß braucht es nicht gerade das konkrete Prunkgebäude an Zürichs Paradeplatz zu sein, in

⁵² Keller (2007: 860).

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Zum Modell der Entsagung, das in den Fassungen des „Grünen Heinrichs“ jeweils eigene Verwirklichungen findet, aber in der goethezeitlichen und frührealistischen Literatur topisch war, vgl. u.a. Lukas (2002).

⁵⁵ Ders., 861.

⁵⁶ Vgl. von Matt (1995).

⁵⁷ Vgl. Walter (1988).

⁵⁸ Zorn (2012: 27).

⁵⁹ Ders., 177; Kursivierung: Zorn.

dem mein Geld auf seine Ärzte wartet, denn so lange ich krank bin, kann ich es mir nicht leisten, pleite zu sein.⁶⁰

Gegenüber solchem Leiden an einer angeblich unhintergehbaren Herkunft finden sich in jüngerer Zeit Texte, in denen Generationenkette und Erbe nicht mehr im gleichen Maße als Belastung wahrgenommen werden. Eine Entdramatisierung von Familienbeziehung setzt jedoch voraus, dass Verpflichtungen gegenüber dem biologischen, finanziellen und kulturellen Erbe weniger existenziell erfahren werden. Nebst einer gesellschaftlichen Liberalisierung erfordert dies, dass die Figuren über das nötige finanzielle und soziale Kapital verfügen, um auf das Netz der Familie verzichten zu können. Immerhin scheint es am Anfang des 21. Jahrhunderts weniger Kontexte zu geben, in denen Figuren glaubhaft von Familienkonflikten gebrochen werden. Allenfalls bei prekären sozialen Verhältnissen wird noch spürbar, welche wichtigen Funktionen der erste Ort der Sozialisierung, die Familie, erfüllt. Bei Aglaja Veteranyis „Warum das Kind in der Polenta kocht“ (1999) sind die Verwandtschaftsverhältnisse aufgrund inzestuöser Beziehungen verwirrt:

Meine Schwester ist nur die Tochter meines Vaters.

[...].

Obwohl sie eine Fremde ist, liebe ich sie wie meine Schwester. Ihre Mutter ist die Stieftochter meines Vaters. Sie und ihre Mutter, die Großmutter meiner Schwester und die frühere Frau meines Vaters, leben in einem Spital, weil sie verrückt geworden sind.⁶¹

Diese Verstrickungen bieten den Eindruck einer zerstörerischen Familiendynamik. Angesichts der traumatischen Erfahrungen will die Erzählerin selbst keine Familie. Über zwei Seiten wiederholt sich die Aussage: „Und Kinder will ich keine“.⁶²

Demgegenüber ist in den meisten Romanen die Familie nicht mehr länger die unentrinnbare Schicksalsgemeinschaft. Alleinerziehende Eltern und Kinder, deren Eltern in Scheidung leben, sind auch in der Literatur keine Ausnahme mehr. Zwar beschäftigen sich die Figuren häufig mit denjenigen Verwandten, die sich dem Familienverband entziehen. In Werner Rohners „Ende der Schonzeit“⁶³ (2014) ist der Protagonist und autodiegetische Erzähler Joris von seiner Mutter ohne Vater aufgezogen worden. Zehn Jahre nach dem frühen Krebstod seiner Mutter beendet ein Zeitungsartikel über den leiblichen Vater seinen Zustand als „Waise“⁶⁴. Äußere Ähnlichkeit, genauer: Verwandtschaft, begründet aber nicht unbedingt emotionale Beziehungen (zumal der Protagonist selber Schwierigkeiten bekundet, partnerschaftliche Verbindungen einzugehen). Zur Debatte steht dabei das Problem, dass biologische Verwandtschaft sich häufig nicht einmal mit fürsorglichen Beziehungen deckt.

⁶⁰ Ders., 220.

⁶¹ Veteranyi (1999: 22); vgl. dies., 123.

⁶² Vgl. dies., 117-119.

⁶³ Vgl. Rohner (2014).

⁶⁴ Ders., 85f.

Eine interessante Variante, bei der Fürsorge-Beziehungen der Kernfamilie von biologischer Verwandtschaft durchkreuzt oder konterkariert werden, erzählt Ruth Schweikerts „Wie wir älter werden“ (2015). Das Figural des Romans ist an sich schon ziemlich unübersichtlich, da die Familien Brunold und Seitz jeweils drei Kinder haben, die wiederum mit wechselnden Partnern eine stattliche Zahl von Enkeln in die Welt gesetzt haben. Verwirrung wird aber spätestens dann als System dieses Familienromans sichtbar, wenn der Schweigepakt zwischen den Eltern der ersten Generation auffliegt, nämlich dass Jacques Brunold gleichzeitig auch noch der leibliche Vater von zwei Töchtern in der Familie Seitz ist. Was bedeutet dies für die Elternbeziehungen in der Familie Seitz?

Paps [Emil Seitz] hatte die Hände verworfen [...]; rechtlich sei die Situation klar, Iris und Sabine seien ehelich geboren und also seine Töchter; sie würden dereinst von ihm erben, was es zu erben gab. Mams hatte ähnlich reagiert; es ist wie es ist, ändern kann man es nun auch nicht mehr.⁶⁵

Die Anlage des Romans legt nahe, dass rechtliche Klarheit wenig Halt in Fragen der Familienbeziehung bietet. Eine existenzielle Erschütterung ergibt sich daraus aber nicht. Und doch: Freuds Beschreibung einer neurotischen Störung namens „Familienroman“⁶⁶ ist als Befund empirisch unzureichend abgestützt, als literarische Thematik ist die Diagnose unverändert produktiv. Dabei ist hervorzuheben, dass die Familienbeziehungen in den Romanen von Rohner und Schweikert zwar nicht unproblematisch, aber gleichwohl nicht der Ausgangspunkt existenzieller Erschütterung oder Gefährdung sind. So bieten Familienbeziehungen gerade dadurch einen Erzählwert, dass sie Menschen zusammenbringen, die abgesehen von Verwandtschaft nicht viel gemein haben.

Konsequenterweise sollten auch diejenigen Texte unter der Perspektive des Familienromans betrachtet werden, die aus der generationellen Figurendynamik eine Abwendung von der Familie beschreiben. Mit Blick auf die jüngere Romanproduktion ergibt sich dabei sogar der Befund, dass das Scheitern von Familienbeziehungen in vielen Romanen mit erstaunlich wenig Konsequenzen verbunden ist. Vielmehr gibt es in jüngerer Zeit zahlreiche Texte, deren ProtagonistInnen sich bewusst und relativ leichten Mutes von der Generationenfolge als sinnschaffenden Zusammenhang verabschieden.

4. Am Ende der Familie

Am deutlichsten lässt sich vielleicht die Entdramatisierung der Generationenbeziehungen an denjenigen Romanen aufzeigen, in denen unaufgeregt erzählt wird, wie sich Figuren der Verpflichtung entziehen, die Generationenkette fortzusetzen. Das bedeutet nicht, dass Familie keine Rolle spielt oder dass die Beziehungen zu anderen Familienmitgliedern unbelastet wären. Es kann sein, dass eine innerliche

⁶⁵ Schweikert (2015: 245).

⁶⁶ Vgl. Freud (2000).

oder äußerliche Abwendung von der Familie mit einer Art Melancholie verbunden ist. Dennoch wird auf das „was“, wie es im „Grünen Heinrich“ heißt, „die Welt Glück nennt“, im 21. Jahrhundert relativ leicht verzichtet. Das lässt sich anhand von zwei neueren Beispielen veranschaulichen.

Fangen wir an mit Katharina Geisers Roman „Unter offenem Himmel“ (2020). In Hinblick auf Thematik und Inhalt entspricht der Roman einer nicht-chronologischen Familiensaga: Die Handlung umspannt fünf Generationen von Elise Brand bis zu ihrer Ururenkelin Klara Morel. Bezieht man Elises Vater noch mit ein, wären es sogar sechs Generationen; aber bei genauerer Betrachtung ist die erzählerische Aufmerksamkeit nicht auf alle Mitglieder der Familie gleichmäßig verteilt, was stärker an plurizentrische Generationenerzählungen erinnert. Wie in vielen anderen zeitgenössischen Familienromanen wechselt die Erzählung zwischen den Zeitebenen und berichtet aus der Fokalisierung von unterschiedlichen Figuren. Dabei legt aber die Erzählung deutliche Schwerpunkte auf die Schicksale der Figuren Elise und Klara, sodass Anfang und Ende der erzählten Generationenkette betont werden. Programmatisch orientiert sich im Übrigen die Generationendarstellung entlang der matrilinearen Nachfolge von Elise bis Klara. So sind die siebzehn Kapitel, deren Überschriften alle nach dem Muster „Klara und der Anfang“ oder „Elise und das Kind“ formuliert sind, zwar wechselnden Mitgliedern dieser Familie gewidmet; aber abgesehen von Elise und Klara werden nur selten andere Familienmitglieder wie Elises Mann Beni⁶⁷ in den Kapitelüberschriften in den Vordergrund gerückt. Relativ wenig erfahren die LeserInnen über die mittlere Generation, die erzählerisch fast ausgeblendet wird: Etwas Raum erhält Elises Tochter Anni, noch weniger deren Tochter „Trudchen“⁶⁸. Über Klaras Eltern schließlich, Sanne und Franz, gibt es nur durch den auf Klara fokalisierten Erzählbericht gelegentlich Informationen.

Mit Elise, die ein uneheliches Kind bekommt und sich vorübergehend als Prostituierte über die Runden bringt, nimmt die Familiensaga einen auffälligen Anfang, der traditionelle Familienvorstellungen konterkariert. Auch im Folgenden erscheint Familie nicht als Ort bürgerlicher oder gar affektiver Sicherheit. Elises Tochter Anni reagiert, wie spätere Berichte der Enkelin Trudchen nahelegen, häufig mit Gewalt auf ihre Kinder („Anna schlug mich nicht nur mit den Händen“⁶⁹). Gleichfalls ist das Familienleben in Klaras Elternhaus von wachsenden Kommunikationsproblemen geprägt: „Der Austausch zwischen ihnen dreien [Sanne, Franz, Klara] wurde zusehends schwieriger.“⁷⁰ Schwierig sind die Verhältnisse vor allem aufgrund der konfliktgeladenen Mutter-Tochter-Beziehung. Vater und Mutter scheinen dabei im Hinblick auf familiäre Genderstereotypen chiastisch angelegt zu sein: Sanne begeistert sich für Sport und kümmert sich auffällig

⁶⁷ Vgl. Geiser (2020: Kapitel 12 und 14).

⁶⁸ Vgl. dies., 260-269.

⁶⁹ Dies., 261.

⁷⁰ Dies., 69.

wenig um den emotionalen Haushalt der Familie. Demgegenüber unterhält Klara ein vertrauensvolles Verhältnis zum schweigsamen Vater Franz. Tatsächlich ist der Vater unsportlich und beweist sogar in seinem Metzgerberuf besondere Empathie zu den Tieren. Nun sind diese Darstellungen und Bewertungen auf Klaras Figurenperspektive zurückzuführen, sodass die unterschiedlichen Beziehungen zu den Elternteilen zu beachten ist. Diese Bewertung bleibt aber aufgrund der Verteilung der Fokalisierung unwidersprochen, sodass eine grundlegende Sympathienkung gegen die Mutter geschieht. In dieser Erzähl-darstellung wird Sanne dafür bestraft, dass sie die soziale Erwartung einer weiblich-empathischen Mutter nicht erfüllt.

Schwerer für den weiteren Verlauf der Geschehen um Klara wiegt aber ihre Erkenntnis, dass die Verbindung der Eltern nicht auf gegenseitiger Liebe basiert:

Franz und Sanne. Sie stammten aus unterschiedlichen Erdreichen. Klara bezeichnete sie ungerne als Einheit, als *Eltern*. Mit dem phänomenalen Geruchssinn von Maulwürfen hatten sie sich aufeinander zubewegt. Warum sie nicht Einzelgänger geblieben waren, sondern sich zusammengetan hatten, blieb für Klara unerfindlich.⁷¹

Auch diese Bewertungen sind aus der Sicht von Klara formuliert, die immerhin Kind dieser Beziehung ist. So haben wir es mit einer Familie zu tun, in der die gegenseitige Kommunikation so schwierig ist, dass zumindest für Klara bedeutsame Auseinandersetzungen hauptsächlich außerhalb des Familienkreises stattfinden.

Solche Figurenkonstellationen machen nicht wirklich Werbung für Familienleben. Mit der Buchhändlerin Klara wird darum diese Generationenkette voraussichtlich ein Ende finden. Sie hat sich schon als Kind geschworen, „niemals zu heiraten, wobei die Ehe für sie damals die einzig denkbare Form einer Gemeinschaft gewesen war“⁷². Diesem Schwur bleibt sie im Buch treu. Als junge Frau differenziert sie zwar und steht zu den „Vorzüge[n] des Konkubinats gegenüber der ehelichen Gemeinschaft“⁷³. Aber die partnerschaftsskeptische Grundhaltung prägt nicht zuletzt ihre lang anhaltende Beziehung zu Paul. Gegen Ende des Romans wird Klara nach einer Nacht in einem Bett im Freien, eigentlich der Inbegriff eines *locus amoenus*, augenscheinlich ungewollt schwanger. Die Erzählung berichtet leicht verklausuliert von einer Abtreibung: einem „winzigen Tusch, der sich innerhalb von Wochen als ein einziges Zuviel erweisen sollte, das Klara bald wieder loswerden wollte“⁷⁴. Klaras Entscheidung gegen das Kind bzw. Pauls Reaktion darauf beendet die Partnerschaft. Die abschließende Szene des Romans sollte diese Haltung wohl noch symbolisch repräsentieren: sie legt nahe, dass Klara, auch wenn ihre Gedanken noch häufig bei Paul verweilen, mit dieser Situation durchaus einverstanden ist. Während sie in der früheren, norddeutschen Heimat von Paul an einem Fluss sitzt und an ihre verflossene Liebe denkt, wird ihre Ruhe gestört:

⁷¹ Dies., 285f.; Kursivierung: Geiser.

⁷² Dies., 19.

⁷³ Dies., 76.

⁷⁴ Dies., 309.

Hinter [Klaras] Rücken nähern sich Stimmen. Von Klein und Groß. Nur wenige. Vermutlich eine Familie. Klara tut, als würde sie nichts hören, als lauschte sie nur dem, was sie auch sieht, und als hätte sie ohnehin aufbrechen wollen.⁷⁵

Die Ankunft einer unbekanntenen Familie ist für Klara das Zeichen zum Aufbruch. Ein kleiner Rahmen aus Pappe, den sie in der „Größe eines Reclam-Bändchens“⁷⁶ zur Beobachtung ihrer Umgebung gebastelt hat, wirft sie bei diesem Aufbruch ins Wasser. Damit ist auch das Ende dieser Auseinandersetzung mit Wirklichkeit im Medium des Erzählens erreicht. Das Ende der Erzählung wird somit nicht durch das Verlöschen einer genealogischen Linie markiert. Die Selbstfindung führt zu einem Identitätswurf außerhalb der Generationenkette. Der Erzählabschluss ist lediglich das Ende der Betrachtung von Schicksalen unter dem Gesichtspunkt einer Generationenkette im Buchformat. Leichter könnte man kaum die bürgerliche Obsession auf Verstetigung durch Genealogie verabschieden.

5. Schreibtisch gegen Familie

Christoph Geisers⁷⁷ „Schöne Bescherung“ (2013) ist programmatisch mit „Kein Familienroman“ untertitelt und gehört zu den prominenten Beispielen in der Reihe der Erzählungen, die eine Familie zeigen, sie dann aber als Hintergrund für einen anderweitigen Identitätswurf verwenden. Der Protagonist und Erzähler ist in manchen biographischen Details nahe beim Autor angelegt. Zu nennen wären nicht nur die Basler Herkunft oder die Homosexualität, sondern insbesondere der Schriftstellerberuf. Der Erzähler bezeichnet allerdings seine bürgerliche Existenz mit „von Beruf Erbe“. Diese Selbstcharakterisierung konkurrenziert ausdrücklich die Schriftstellerexistenz: „kein armer Poet mehr, nein, Dichter a.D.“⁷⁸ Dennoch wird diese finanzielle Absicherung durch Erbschaft im Text nicht mit den üblichen Merkmalen eines belastend, bösen oder krankmachenden Erbes ausgestattet. Eher überwiegt Koketterie mit dem angeblich verblassten literarischen Ruhm „aus einer Zeit, da wir noch öffentliche Person waren, existent beim Publikum, literarisch nicht tot“⁷⁹. Die Auseinandersetzung mit dem Tod (bzw. „Monsieur Lamort“, wie er personifiziert in homoerotischer Verschiebung von Rilkes Madame Lamort auftaucht) ist gleichwohl ein zentrales Motiv des Texts.

Die Erzählinstanz schwankt zwischen „wir“ und „ich“. Mögliche und durchaus naheliegende biographische Referenzen auf den Autor werden mit literarischen und kulturgeschichtlichen Anspielungen überblendet und von albraumartigen offensichtlich fiktionalen Sequenzen durchbrochen. Bei der Suche mit der Mama

⁷⁵ Dies., 310.

⁷⁶ Dies., 284.

⁷⁷ Christoph Geiser besitzt meines Wissens keine familiären Beziehungen zu Katharina Geiser.

⁷⁸ Geiser (2013: 9).

⁷⁹ Ders., 95.

nach einem „Speiselokal“ in Basel⁸⁰ bietet sich plötzlich eine Himmelsleiter an, die die Mutter dann aber Sprosse für Sprosse wieder hinunterpurzelt. Es muss geröntgt werden, der Erzähler quittiert die Situation erstmals mit dem Titelstichwort: „eine schöne Bescherung“.⁸¹ Die fantastische Darstellung des Verlusts der Mutter verweist auf unwirkliche Weise auf die inzwischen nicht mehr existenten Generationen. Hier zeigt sich ein wichtiger Unterschied zu Geisers frühen Romanen „Grünsee“ (1978) und „Brachland“ (1980)⁸², in denen er sich in ähnlichen Erzählkonstellationen mit seiner Familie beschäftigt hatte. Die frühen Romane werden im Klappentext von „Schöne Bescherung“ mit „relativ konventionell“ geschrieben abgetan und sie lassen sich tatsächlich gut im rekonstruktiven Gattungsspektrum des „Familienromans“ einordnen. Demgegenüber ist in „Schöne Bescherung“ die Familie in eine quasi mythologische Distanz gerückt, dass kaum von Rekonstruktion gesprochen werden kann. Auch aus dieser Distanz gemahnt der im Sturz von der Himmelsleiter angedeutete Verlust der Mutter, dem letzten Mitglied der vorangehenden Generation, an die eigene Endlichkeit. Dabei erfährt der Erzähler Gedenken an die vorangegangenen Generationen als Gefährdungen aus dem Jenseits:

Meine Grossmutter besucht mich oft, und wenn sie mich besucht, weiss ich, es herrscht Gefahr. Sie legt sich frech zu mir ins Bett. Sie küsst mich auf den Mund. [...] Sie ruft mich von oben. Sie winkt mir. Grandmama will, dass ich zu ihr in die Baumhütte komme.⁸³

Im selben Zusammenhang beschreibt der Erzähler die Großmutter als Todesbotin und die Rückkehr in den Schoß der Familie als höchste Gefährdung seiner Existenz: „Ich weiss, es herrscht Gefahr, sie will mich heimholen, in den Schoss der Familie.“⁸⁴ Das Verhältnis zu den Altvorderen, die aus allen Richtungen ins Jenseits locken, ist dementsprechend zwiespältig:

Und was fänden wir da in den Sternen? Siduri? Unsere Patentante womöglich! Taub, blind, über die Sprossen & Schwellen mehr schwebend als gehend. [...] Da erwartet mich meine Patin. Vom *Morbus Palmström* genesen; magnetisch geworden, von allen Infusionen von Eisen; eisern. Die eiserne Patin. Und ich muss es ihr sagen ... Mama kommt nicht mehr in die Sternenwirtschaft. Kann nicht mehr, kommt nicht mehr.⁸⁵

Siduri, die babylonische, göttliche Schankwirtin wäre immerhin eine gute Gastgeberin, wie schon Gilgamesh feststellen durfte, als er sich nach dem Tod seines Freundes Enkidu auf die vergebliche Suche nach dem ewigen Leben machte.⁸⁶

⁸⁰ Vgl. Geiser (2020: 13).

⁸¹ Dies., 14; vgl. zudem dies., 91 und 129.

⁸² Vgl. Geiser (1978) und Geiser (1982).

⁸³ Ders., 74.

⁸⁴ Ders., 75.

⁸⁵ Ders., 77f.; Kursivierung: Geiser.

⁸⁶ Vgl. bspw. die Übersetzung der „Ninivitischen Fassung“ in Schrott (2001: 246): „Siduri war eine schankwirtin, die unten beim meer lebte“. Zwar steht Meer in einem deutlichen

Die Patin – und erst recht die in Anlehnung an Christian Morgensterns Unsinnsgedichten benannte Krankheit – wirkt dagegen nicht weniger wirklich, aber umso gefährlicher. Die Gefährdung geht abermals von den verstorbenen Familienmitgliedern aus, die in dem literarischen Vexierbild als jenseitige Verlockungen auftauchen und das Leben bedrohen.

An einer weiteren Stelle weckt der eintönige Alltag in einem Sanatorium (nicht auf dem Berg, sondern am See) die Erinnerung an die verstorbene Mutter. Diese Erinnerung wird sogleich mit Motiven aus einem erweiterten literarisch-intertextuellen und interkulturellen Rahmen verwoben:

Wenn's schön ist, sonnig und trocken, setzen wir uns auf den Balkon mit unsren Bananen, an das runde Balkontischchen aus Metall, unter freiem Himmel, dann können wir uns wie auf einer Kommandobrücke fühlen, als wäre der See ein Weltmeer. Darüber zu schiffen, um zu landen im Hafen des Westens! Und der Ba kehrte zu uns zurück? Angelockt von denen Bananen, der abtrünnige Vogel ... Wie im Zoo, denken wir. Und wir wären zum Hungerkünstler geworden? Und – so wärn wir der Nächste; und würden schon erwartet dort, in der Sternenwirtschaft zum Grossen Bären, die beim Einnachten über unserem Balkönchen erscheint, am Ende der Leiter, von der himmlischen Schankwirtin, um mit den Sternen zu zechen ... oder Unzucht zu treiben, mit den Sternchen, Siduris Wirtschaft ist schliesslich ein Mehrzweck-Etablissement ... und so wär's stattdessen der *Teufelhof*? Mamas Gebärmis im *Teufelhof*: keine Rede von Begräbnis (*und vom Hervorholen der Tränen durch das Traurigmachen eines Menschen, als wär's das Herausholen eines Menschen aus seinem Haus, um ihn in die Wüste zu werfen!* wie uns der Ba vorhält!), keine Himmelsleiter nirgends und auch keine Spur von einem Hafen, zu landen im Westen! Kein Weltmeer. Keine Kommandobrücke, kein Schiff. Nur ein Balkönchen – und nichts als Bananen! Als Ersatz, und: für alles. Keine *Glücklichen Tage*, nein. *Endspiel*? Das *letzte Band*, immer wieder von vorn abzuspielen, als Endlosband, und wir wären unser letzter Zuhörer beim *Bananenritual* ...⁸⁷

Die Aussagen sind mehrfachkodiert. Das betrifft zunächst die Geographie, deren reale Verhältnisse eine übertragene Lesart erlauben. Westen ist nicht nur Himmelsrichtung, sondern nicht zuletzt im Alten Ägypten mit der Vorstellung des Jenseits belegt. Ebenso sind die Namen der Gaststätten doppelt kodiert. Es dürfte allgemein bekannt sein, dass „Sternenwirtschaften“ nicht nur am Himmel, sondern auch auf Erden existieren, aber selbst der „Teufelhof“ ist eine gehobene Gaststätte in der Stadt Basel. Dazu kommt eine Reihe von literarischen Anspielungen. Das erzählende Wir zitiert mehrere Titel von Samuel Beckett-Stücken („Glückliche Tage“, „Endspiel“, „Das letzte Band“), und das Essen von Bananen ist ein auffälliges Motiv im Stück „Das letzte Band“, wo ein gealterter Schriftstel-

Kontrast zu einer Sternenschenke, aber als mögliche Verkörperung der Ishtar wäre sie zugleich mit dem Morgen- bzw. Abendstern assoziiert. In manchen Fassungen gibt Siduri explizit die Empfehlung, nicht das ewige Leben zu suchen, sondern das Diesseits zu genießen, vgl. die kompilierte Fassung in Schrott (2001: 137).

⁸⁷ Geiser (2013: 84f.; Kursivierung: Geiser).

ler Bananen isst, sich aber insbesondere kritisch mit seinen auf Tonband gesprochenen Erinnerungen auseinandersetzt. Zu den Referenztexten, in diesem Ausschnitt durch kursive Schrift hervorgehoben, gehört nicht zuletzt ein altägyptisches literarisches Fragment, das Geiser mit dem Titel „Gespräch eines Mannes mit seinem Ba“⁸⁸ bezeichnet. Es handelt sich um einen Dialog, bei dem ein Ich die konventionelle ägyptische Sicht auf das Dasein als Vorbereitung auf das Jenseits vertritt, wohingegen der Ba ein für die Zeit ungewöhnliche Diesseitsorientierung zum Ausdruck bringt, insbesondere – wie im zitierten Ausschnitt oben – den Jammer von Begräbnisriten hervorhebt.⁸⁹ Die intertextuellen Anspielungen stellen also die Todesgedanken konsequent in eine Reflexionslinie, die der „ars moriendi“ eine „carpe diem“-Haltung entgegensetzt.

Die Erwähnung der Familienmitglieder bleibt mit Sterbebedanken verbunden, dennoch (oder gerade deshalb) scheint hinter der Todesangst eine Liebe zum Leben hindurch. Nur so kann die Warnung des Hausarztes „Du musst dein Leben ändern“⁹⁰ ihre existenzielle Kraft entwickeln. Aber wie ändert ein Schriftsteller sein Leben? „Nicht mehr rauchen, nicht mehr trinken – nicht mehr essen? Nicht mehr schreiben? Nicht mehr sitzen, sitzen, sitzen [...]“.⁹¹ Tatsächlich begibt sich der Erzähler im Kapitel II ins Fitness-Center, wo sich auch immer wieder mal Körper von schönen jungen Männern dem homosexuellen Begehren präsentieren. Demgegenüber bietet das Ende der Erzählung eine relativ deutliche Antwort auf die neuen Herausforderungen des Alterns. Das letzte Kapitel V wirft die resignierte Frage auf: „Schaufensterln gehen? Regelmässiger Einkaufsbummel, fanden taiwanesisch Wissenschaftler heraus, [...], verringert die Sterblichkeit um 27%“.⁹² Angesichts der häufigen abfälligen Bemerkungen über asiatische Touristen im Text kann man annehmen, dass die Aussage nicht ernst zu nehmen ist. Wenn man aber weiter liest, widersteht das Erzähler-Wir dem „Schaufensterln“. Der gemütlich-resignierte Gang durch das abendliche Berlin zum Ludwigkirchplatz findet offenbar nur in Gedanken statt, während der Erzähler am Schreibtisch ausharrt: „Wir würden also, widerständen wir nicht, und: verbissen! Mit den Zähnen im Bergahorn!, zunächst, wir wissen’s, im *Wiener Stüberl* [...] einen Tafelspitz verzehren und dazu ein Glas Blaufränkischen zu viel trinken [...]“.⁹³ Insofern läuft die Absage gegenüber der toten Familie nicht auf ein freies Genussleben hinaus. Es ist eine Entscheidung für den Schreibtisch des Schriftstellers. Für eine solche eindeutig schriftstellerische Reaktion auf die Herausforderungen des Sterbens in der Familie gibt es auch andere Beispiele. So endet auch Lukas Bärfuss’

⁸⁸ Vgl. ders., 73. Eine ältere Übersetzung als „Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele“ setzt den Titel noch in eine christliche Vorstellungswelt über das Sterben; vgl. Erman (1896).

⁸⁹ Vgl. Assmann (2010: 497), mit Bezug auf die zitierte Stelle.

⁹⁰ Geiser (2013: 41).

⁹¹ Vgl. ebd.

⁹² Vgl. ders., 127.

⁹³ Vgl. ders., 129; Kursivierung: Geiser.

Roman „Koala“ nach der Auseinandersetzung mit dem Selbstmord des Bruders mit einem abschließenden Bekenntnis zur schriftstellerischen Arbeit: „Ich stieg in den Wagen, fuhr nach Hause, setzte mich an den Schreibtisch und machte mich an die Arbeit.“⁹⁴ Auffällig ist, wie in beiden Fällen, ungeachtet der stilistischen Differenzen der beiden Autoren – die unnachgiebige Arbeit am Schreibtisch gegen das emotionale Verhältnis zu verstorbenen Familienmitgliedern ausgespielt wird.

6. Nachkommen?

Die hier beschriebenen Phänomene etablieren keine komplett neue Poetik des Familienromans. Es sind vielmehr leichte Verschiebungen bei der Bewertung von Ereignissen. Dadurch werden Ambivalenzen⁹⁵ im intergenerationellen Verhältnis nicht beseitigt. Ausbleibende emotionale Geborgenheit, die eigentlich als Teil der gegenseitigen Fürsorge zu erwarten wäre, bleibt ein Thema. Erben als Nachfolge in einer Tradition bleibt eine Herausforderung. Das Bedürfnis, sich von den Altvorderen abzugrenzen mit Bezug auf Werthaltungen oder auch Geschmack, existiert weiter und lässt sich anhand der Familienmitglieder gegebenenfalls auf eine ganze Epoche ausdehnen. Zur Kunst der Klassischen Moderne sagt beispielsweise der Erzähler in „Schöne Bescherung“: „Mamas & Papas Welt. Auch davon hat man schon zuviel gesehn“.⁹⁶

Es geht also nicht darum, hier einen Beweis anzutreten, dass diese Beziehungen keine Rolle spielen würden. Wenn dies so wäre, dann gäbe es tatsächlich keine Familienromane mehr. Aber die komplizierten familiären Verwicklungen werden angesichts der Vielfalt der Modelle von Lebensgemeinschaften und vor allem der Alternativen immer seltener als traumatisch oder tragisch wahrgenommen. Gleichzeitig wird die Ablösung von dem Modell der fortgesetzten Generationenkette nicht mehr nachdrücklich markiert. Ausbleibende Familiengründung resultiert nicht in Resignation oder Tod. Einige der hier geschilderten Romane zeigen ihre ProtagonistInnen am Schluss der Romane bei Handlungen, die sie schon am Anfang der Erzählung ausgeführt haben. Identität wird somit weniger durch die Familie festgelegt⁹⁷, letztere verliert unter dieser Perspektive den Status der Schicksalsgemeinschaft, die von allen Gliedern der Generationen mitgetragen werden muss.

⁹⁴ Bärffuss (2015: 182).

⁹⁵ Vgl. Kurt Lüschers Beitrag in diesem Band.

⁹⁶ Geiser (2013: 100).

⁹⁷ Vgl. aber auch die kritische Beurteilung der Annahme, dass „eine verständnisvolle Bezugnahme auf frühere Generationen und die *Einbindung* in eine genealogische Linie bzw. eine *Kontinuität* der anzustrebende Modus der Identitätssuche sein solle“ bei Geier (2014: 133; Kursivierung: Geier).

Literatur

- Anderson, M. M. (2010): Die Aufgabe der Familie / das Ende der Moderne. Eine kleine Geschichte des Familienromans. In: Galli, M. / Costagli, S. (Hg.): Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext. München. 23-34.
- Assmann, A. (2009): Unbewältigte Erbschaften. Fakten und Fiktionen im zeitgenössischen Familienroman. In: Kraft, A. / Weißhaupt, M. (Hg.): Generationen: Erfahrung – Erzählung – Identität. Konstanz. 49-69.
- Assmann, J. (2010): Tod und Jenseits im Alten Ägypten. München.
- Bachtin, M. M. (1989): Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik. Frankfurt.
- Bärfuss, L. (2015): Koala. Roman. Göttingen.
- Bayer, D. (1971): Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert. Mit einem Beitrag von Rudolf Schenda: Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur. 2. erw. Aufl. Tübingen.
- Beise, A. (2011): „Eine der populärsten literarischen Gattungen“. Ein von Matteo Galli und Simone Costagli herausgegebener Sammelband zur Genealogie und zum Kontext deutscher Familienromane. In: Literaturkritik.de. 13. 5. 198-201.
- Bohnenkamp, B. (2012): Generation als Erzählung. Zur narrativen Inszenierung sozialer Beziehungen. In: Nagy, H. / Wintersteiner, W. (Hg.): Immer wieder Familie. Familien- und Generationenromane in der neueren Literatur. Innsbruck. 27-40.
- Brückner, B. (2019): Familie erzählen. Vererbung in Literatur und Wissenschaft, 1850–1900. Freiburg i.Br.
- Dilthey, W. (1924): Über das Studium der Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und dem Staat [1875]. In: Dilthey, W.: Die Geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften. Bd. V. Leipzig / Berlin. 31-73.
- Eichenberg, A. (2009): Familie – Ich – Nation. Narrative Analysen zeitgenössischer Generationenromane. Göttingen.
- Eigler, F. (2005): Gedächtnis und Geschichte in Generationenromanen seit der Wende. Berlin.
- Eldridge, S. V. (2016): Novel Affinities. Composing the Family in the German Novel, 1795–1830. Rochester.
- Erman, A. (1896): Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele. Aus dem Papyrus 3024 der Königlichen Museen. In: Philosophische und historische Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. II.
- Freud, S. (2000): Der Familienroman der Neurotiker (1909 [1908]). In: Freud, S.: Studienausgabe. Herausgegeben von A. Mitscherlich, A. Richards und J. Strachey. Bd. 4. Frankfurt. 221-226.
- Galli, M. / Costagli, S. (2010): Chronotopoi. Vom Familienroman zum Generationenroman. In: Galli, M. / Costagli, S. (Hg.): Deutsche Familienromane. Literarische Genealogien und internationaler Kontext. München. 7-20.
- Geier, A. (2014): Verstörende Dokumente, irritierende Erzähldynamiken. Potentiale und Probleme des Genres Familienroman (Uwe Timm und Ulla Hahn). In: Süselbeck, J. (Hg.): Familiengefühle. Generationengeschichte und NS-Erinnerung. Berlin. 128-151.
- Geiser, C. (1978): Grünsee. Roman. Zürich.

- Geiser, C. (1982): *Brachland*. Roman. Zürich.
- Geiser, C. (2013): *Schöne Bescherung*. Kein Familienroman. Zürich.
- Geiser, K. (2020): *Unter offenem Himmel*. Roman. Salzburg.
- Grimm, J. / Grimm, W. (Hg.) (1862): *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig.
- Gumbrecht, H. U. (1997): *Generation*. In: Fricke, H. / Grubmüller, K. / Müller, J.-D. / Weimar, K. (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. 1. Berlin. 697-699.
- Keller, G. (2007): *Der grüne Heinrich*. Zweite Fassung. Herausgegeben von P. Villwock. Frankfurt.
- Klausnitzer, R. (2010): *Ästhetischer Nominalismus*. In: Zymner, R. (Hg.): *Handbuch Gattungstheorie*. Stuttgart. 159-161.
- Lamping, D. (Hg.) (2009): *Handbuch der literarischen Gattungen*. Stuttgart.
- Lauer, G. (2010): *Einleitung*. In: Lauer, G. (Hg.): *Literaturwissenschaftliche Beiträge zur Generationsforschung*. Göttingen. 7-18.
- Lewinsky, C. (2008): *Melnitz*. Roman. München / Wien.
- Löffler, S. (2005): *Geschrumpft und gestückelt, aber heilig*. Familienromane I: Sie haben sich überlebt, aber von ihrem Ende können sie noch lange zehren. Anmerkungen zur immergrünen Gattung der Generationen-Saga. In: *Literaturen. Das Journal für Bücher und Themen*. 6. 18-26.
- Löffler, S. (2012): *Hermeneutik des Zerfalls*. Familienromane zwischen Kohäsion und den Fliehkräften der Politik. In: Nagy, H. / Wintersteiner, W. (Hg.): *Immer wieder Familie*. Familien- und Generationenromane in der neueren Literatur. Innsbruck. 131-144.
- Lukas, W. (2002): *„Entsagung“ – Konstanz und Wandel eines Motivs in der Erzählliteratur von der späten Goethezeit zum frühen Realismus*. In: Titzmann, M. (Hg.): *Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase des Biedermeier*. Tübingen. 113–149.
- Lüscher, K. (2016): *Die Unergründlichkeit von Familie*. Sechs Thesen für ein kleines Vademecum. In: *Sozialalmanach: Familie ist kein Luxus*. Das Caritas-Jahrbuch zur sozialen Lage der Schweiz. 59-72.
- Lüscher, K. / Klimczuk, A. (2017): *Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik*. Ein mehrsprachiges Kompendium. Konstanz.
- Majewski, K. (2012): *Familie: Erzählen*. Neue Erzählstrukturen in zeitgenössischen Familienromanen. In: Nagy, H. / Wintersteiner, W. (Hg.): *Immer wieder Familie*. Familien- und Generationenromane in der neueren Literatur. Innsbruck. 41-51.
- Mannheim, K. ([1928] 1964): *Das Problem der Generationen*. In: Wolff, K. H. (Hg.): *Wissenssoziologie*. Auswahl aus dem Werk. Berlin. 509-565.
- März, U. (2003): *Erforschen oder Nacherzählen*. In: *Die Zeit*. 19. 30.4.2003. https://www.zeit.de/2003/19/L-Wackwitz_2fWerle [7.10.2022]
- Müller, R. / Jeanneret, S. / Lambrecht, T. / Beaud, M. (2017): *Neue Familienromane*. Ein Bericht zu Familien- und Generationenerzählungen in der Deutschschweiz und in der Romandie der Gegenwart. In: *CH-Studien*. Zeitschrift zur Literatur und Kultur aus der Schweiz. 1. 1-20. <https://ch-studien.uni.wroc.pl/1-neue-familienromane-einbericht-zu-familien-und-generationenerzahlungen-in-der-deutschschweiz-und-in-der-romandie-der-gegenwart/> [6.9.2022].

- Nagy, H. / Wintersteiner, W. (2012): Familiengeschichte / Familiengeschichten. In: Nagy, H. / Wintersteiner, W. (Hg.): Immer wieder Familie. Familien- und Generationenromane in der neueren Literatur. Innsbruck. 9-24.
- Neuschäfer, M. (2013): Das bedingte Selbst. Familie, Identität und Geschichte im zeitgenössischen Generationenroman. Göttingen.
- Parnes, O. / Vedder, U. / Willer, S. (2008): Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte. Frankfurt.
- Reidy, J. (2013): Rekonstruktion und Entheroisierung: Paradigmen des ‚Generationenromans‘ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Bielefeld.
- Ribaupierre, C. d. (2002): Le roman généalogique: Claude Simon et Georges Perec. Brüssel.
- Rohner, W. (2014): Das Ende der Schonzeit. Basel.
- Schrott, R. (2001): Gilgamesch. Epos. München.
- Schweikert, R. (2015): Wie wir älter werden. Roman. Frankfurt.
- Singh, S. (2007): Familienroman. In: Burdorf, D. / Fasbender, C. / Moennighoff, B. (Hg.): Metzler Lexikon Literatur. Stuttgart. 229-230.
- Süselbeck, J. (2014a): Vorwort. Generationennarrative als Emotionalisierungsfaktor der NS-Erinnerung in den Medien. In: Süselbeck, J. (Hg.): Familiengefühle. Generationengeschichte und NS-Erinnerung. Berlin. 8-44.
- Süselbeck, J. (Hg.) (2014b): Familiengefühle. Generationengeschichte und NS-Erinnerung. Berlin.
- Veteranyi, A. (1999): Warum das Kind in der Polenta kocht. Roman. Stuttgart.
- Viart, D. (2008): Récits de filiation. In: Viart, D. / Vercier, B. (Hg.): La littérature française au présent. Héritage, modernité, mutations. Paris. 79-101.
- Viart, D. (2009): Le silence des pères au principe du «récit de filiation». In: Études françaises. 45. 3. 95-112.
- von Matt, P. (1995): Verkommene Söhne, missratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur. München.
- Walter, O. F. (1988): Zeit des Fasans. Roman. Reinbek.
- Weigel, S. (2006): Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften. München.
- Welzer, H. (2004): Schön unscharf. Über die Konjunktur der Familien- und Generationenromane. In: Mittelweg. Literatur. 36. 1. 53-64.
- Widmer, U. (2000): Der Geliebte der Mutter. Roman. Zürich.
- Widmer, U. (2004): Das Buch des Vaters. Roman. Zürich.
- Wilpert, G. v. (2001): Sachwörterbuch der Literatur. 8. verb. u. erw. Aufl. Stuttgart.
- Wyß, J. D. (Hg.) (2016): Der schweizerische Robinson oder der schiffbrüchige Schweizer-Prediger und seine Familie. Herausgegeben von Johann Rudolf Wyss. Berlin.
- Wyss, J. D. (2012): Der schweizerische Robinson. Nacherzählt von Peter Stamm. Mit Bildern von Willi Glasauer und einem Nachwort von Peter von Matt. Frankfurt.
- Wyß, J. R. (Hg.) (1821–1827): Der schweizerische Robinson oder der schiffbrüchige Schweizer-Prediger und seine Familie. Ein lehrreiches Buch für Kinder und Kinder-Freunde zu Stadt und Land. 4 Bde. Zürich.
- Zorn, F. (2012): Mars. Mit einem Vorwort von Adolf Muschg. Frankfurt.